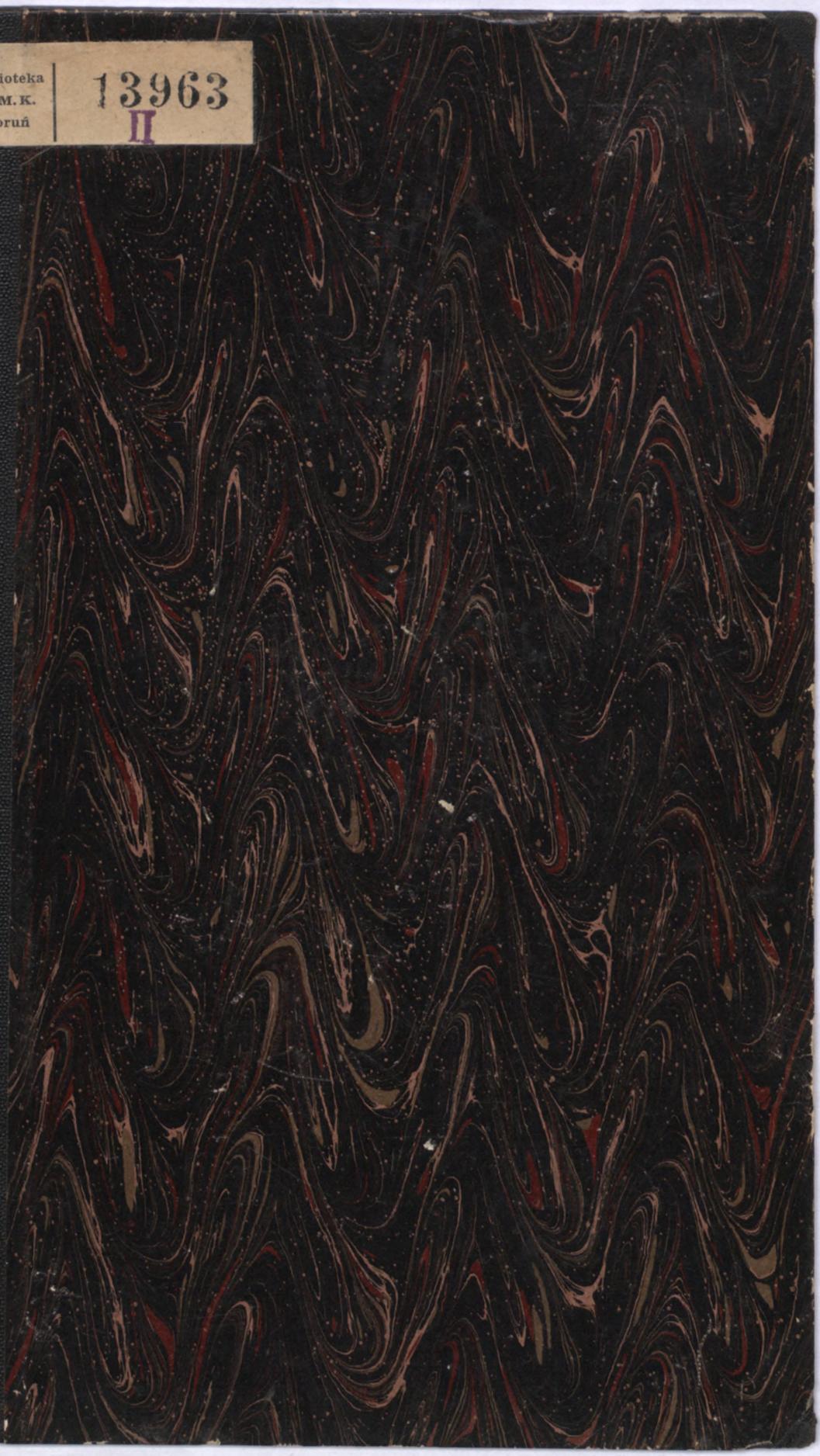


Biblioteka
U. M. K.
Toruń

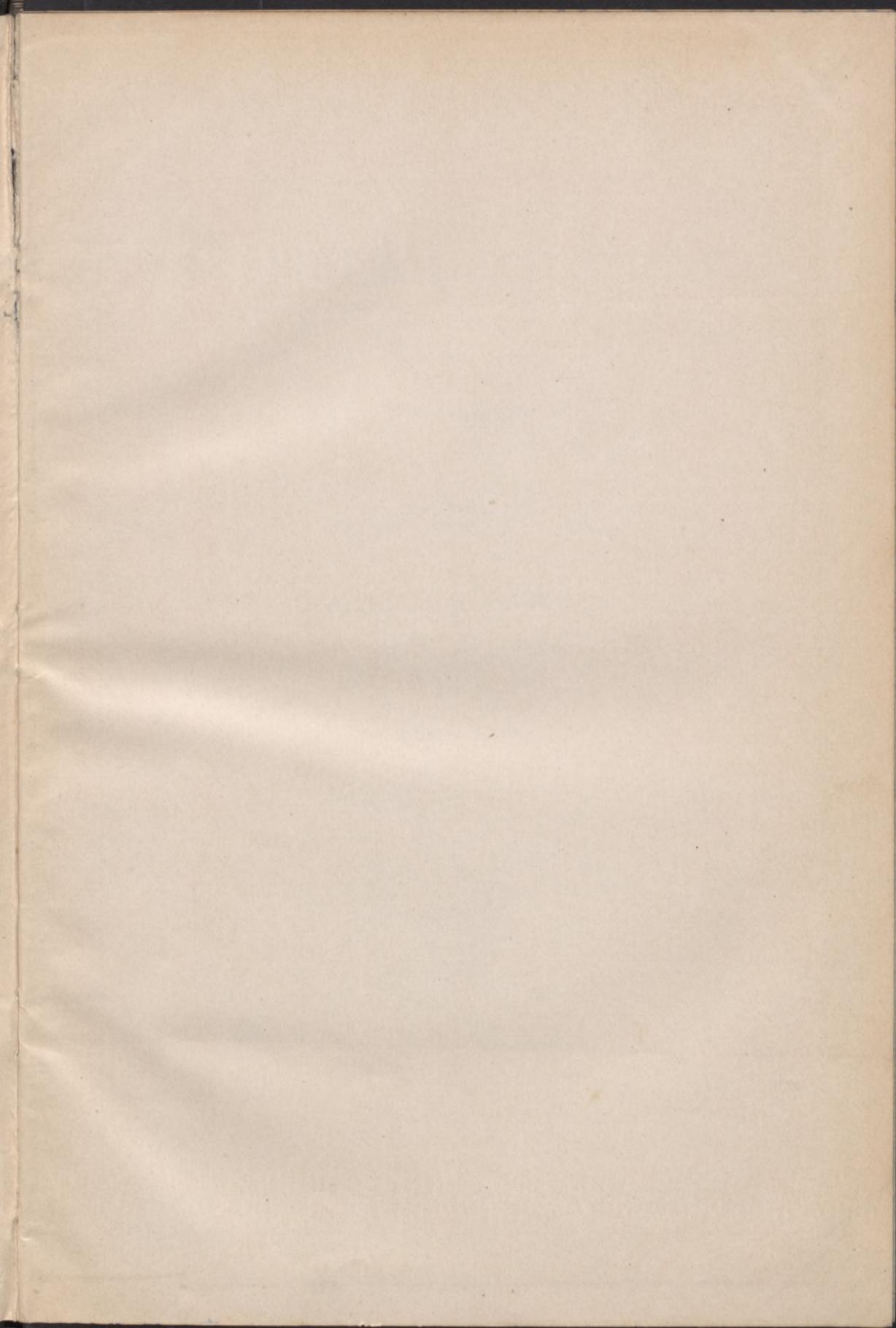
13963

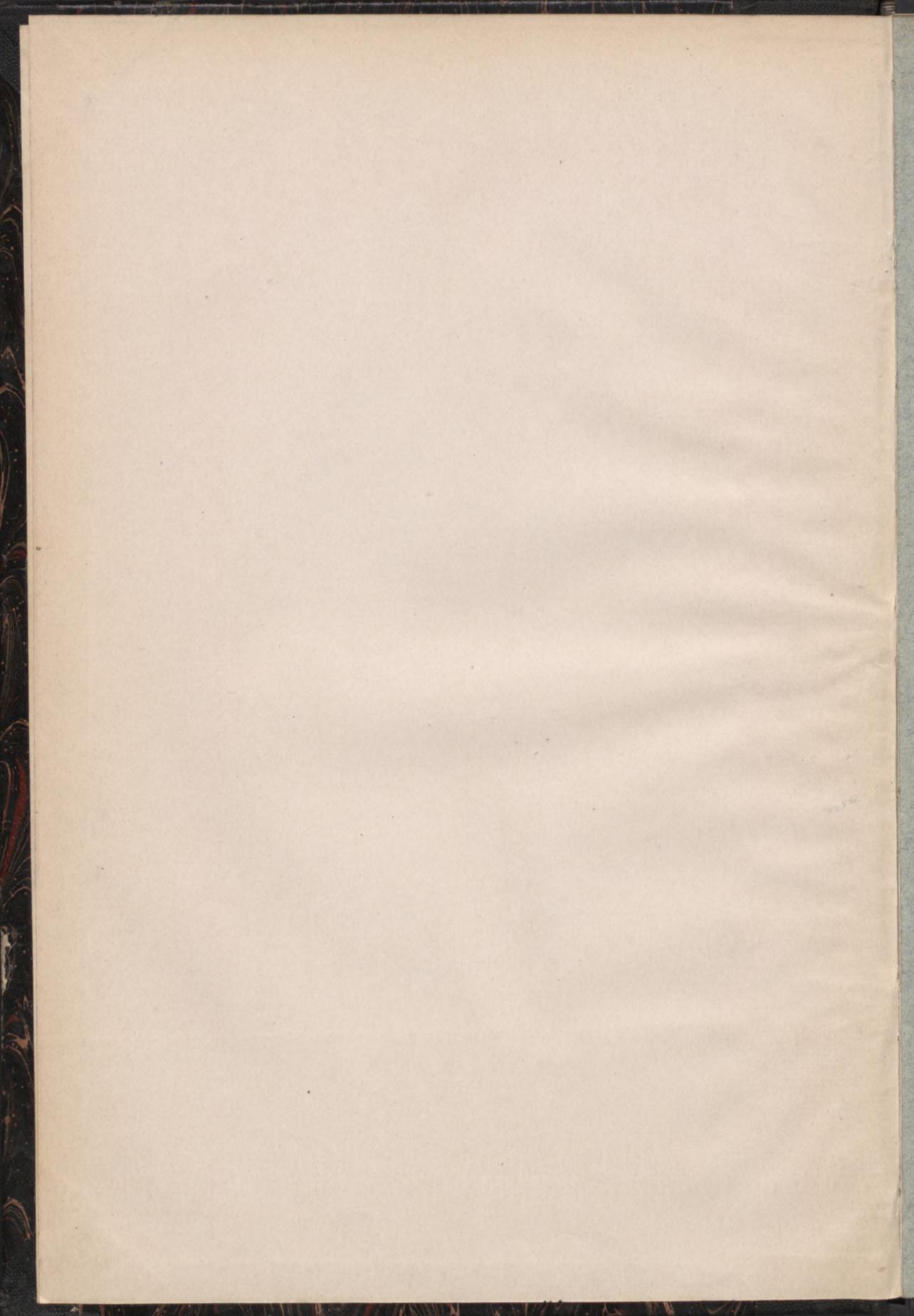
II

Beitr. v. v. Pöschinger, Bismard-Portefeuille. III.



De 741 . 80.





Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben

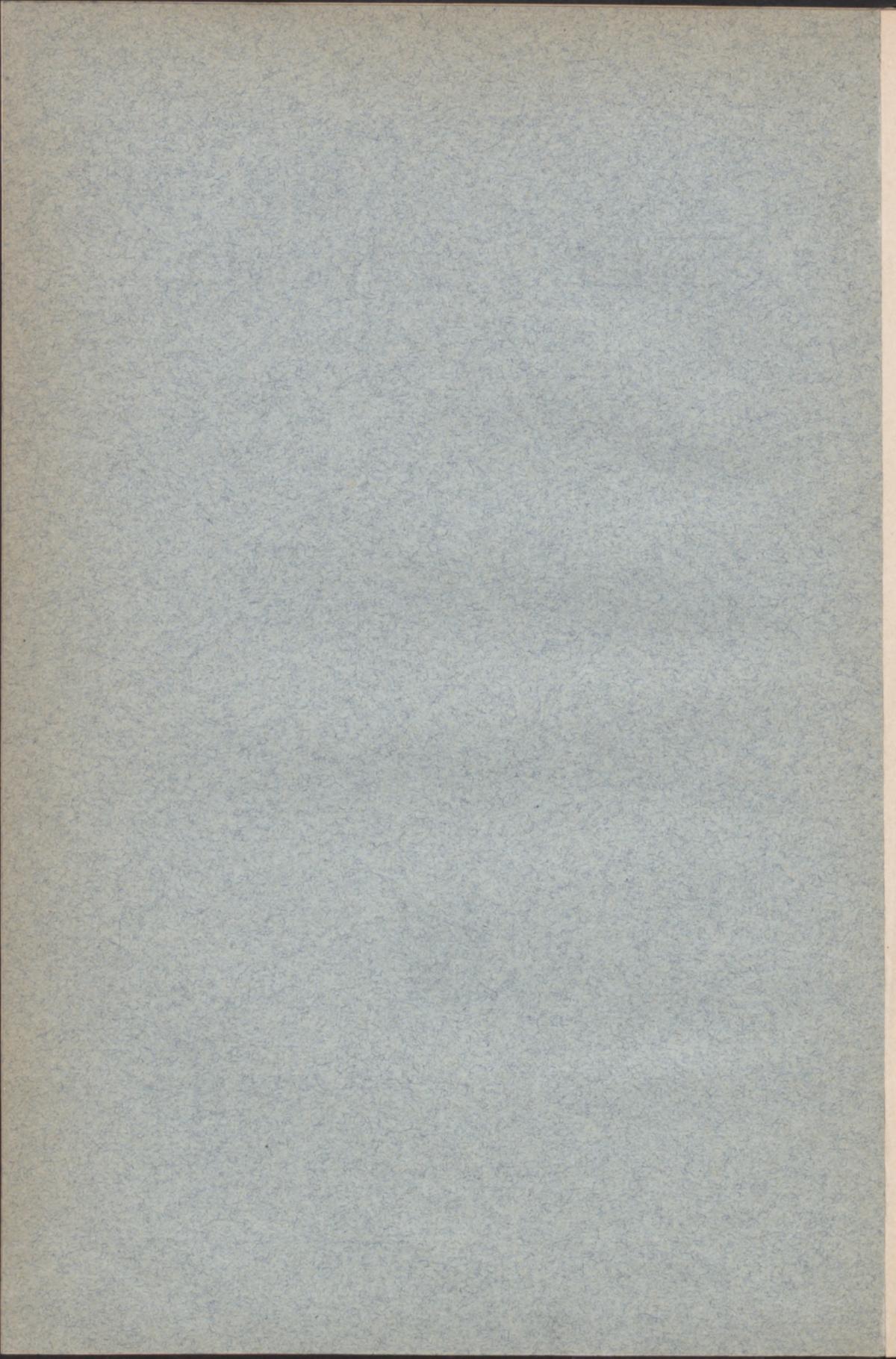
von

Heinrich von Poschinger.

Dritter Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.



ac

80

Bismarck-Portefeuille.

Dritter Band.



1111
1111
1111

~~Arbeits~~ 13923
Anpis

Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Dritter Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.

Bismarck-Buchdruckerei



Alle Rechte insbesondere das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

93963
II



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	7
Neue Bismarck-Briefe	9
Bismarck im deutsch-französischen Kriege. Erster Teil. Von Berlin bis Sedan. 31. Juli bis 1. September 1870	17
Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen	51
Bismarck und A. Andrae (Roman)	65
Bismarck und Professor Thering. Aus Bismarcks Studentenzeit	71
Bismarck und Herr v. Massow	83
Bismarck und sein diplomatischer Generalstab: Graf Herbert Bis- marck.	87
Aus der Zeit der Londoner Lehrjahre Lothar Buchers (1850—1860)	141
Eine Lebensbeschreibung Bismarcks von Rudolf Lindau aus dem Jahre 1878	159
Bismarck und Hannibal Fischer	167
Bismarck im Antiquariat	179
Personenregister	185

Journal

1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900



So ist denn das lange Gefürchtete doch eingetreten, der letzte der Helden aus den Einheitskriegen ist heimgegangen, fast auf den Tag achtundzwanzig Jahre, nachdem er mit seinem königlichen Herrn sich das Schwert umgürtet, um uns die langentriessenen Provinzen, die Einheit und das Kaiserreich heimzubringen. Zwanzig Jahre hat er sodann noch den Erdball in seiner Hand getragen, einst der Bestgehaßte, dann der Vielgeliebteste in Deutschland. Das Glück hat ihn aber nicht geändert. Biewohl eine nie erreichte Heldengestalt, ja zu Lebzeiten bereits eine legendarische Persönlichkeit, hat er sich die bescheidene Grabchrift gewählt: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelm des Ersten.“ In diesen klassischen Worten finden wir, wie Bismarck von der Nachwelt beurteilt werden will. Er hat für das, was er für das Richtige erkannt, bis zum letzten Atemzuge gekämpft, er hat bis an sein Ende nicht für sich allein oder auch nur für sein engeres Vaterland, sondern für die deutsche Gesamtheit gerungen, endlich war er vom Scheitel bis zur Zehe Monarchist und vor allem tiefergeben dem Herrscher, unter dessen Scepter er eben Bismarck geworden ist.

Wollte das dankbare Vaterland Bismarcks große Thaten und alle seine Tugenden, die die Mitwelt an ihm zu bewundern Gelegenheit hatte, in einer Grabchrift aufzählen, so reichte der Raum des römischen Kolosseums nicht hin. Ich möchte nur, alles auf den engsten Raum zusammendrängend, sagen: Er war ein einziger Mann, — *terror malorum, fiducia honorum, arx et decus Germaniae*, wie Thering ihn in dem Doktordiplom der Göttinger Universität preist.



Das ist denn das große Verbrechen und die größte Sünde,
die jemals auf der Erde begangen wurde, und die
den Namen Gottes in der Welt verächtlich gemacht
hat. Und das ist die Ursache, weshalb wir nicht
mehr in der Welt leben können, und weshalb wir
nicht mehr in der Welt leben wollen. Und das
ist die Ursache, weshalb wir nicht mehr in der
Welt leben können, und weshalb wir nicht mehr
in der Welt leben wollen. Und das ist die Ursache,
weshalb wir nicht mehr in der Welt leben können,
und weshalb wir nicht mehr in der Welt leben wollen.

Es ist das große Verbrechen und die größte Sünde,
die jemals auf der Erde begangen wurde, und die
den Namen Gottes in der Welt verächtlich gemacht
hat. Und das ist die Ursache, weshalb wir nicht
mehr in der Welt leben können, und weshalb wir
nicht mehr in der Welt leben wollen. Und das
ist die Ursache, weshalb wir nicht mehr in der
Welt leben können, und weshalb wir nicht mehr
in der Welt leben wollen. Und das ist die Ursache,
weshalb wir nicht mehr in der Welt leben können,
und weshalb wir nicht mehr in der Welt leben wollen.

Neue Bismarck-Briefe.

Herr Bismarck - Berlin

Neue Bismarck-Briefe.

Von den großen Männern, die dieses Jahrhundert geboren, hat, wie das „Neue Wiener Tageblatt“ einmal zutreffend bemerkte, nur einer gegen die Veröffentlichung seiner Briefe nie etwas einzuwenden gehabt, geschweige denn, daß er eine solche durch Wort oder That zu verhindern gesucht hätte. „Dieser einzige ist Bismarck. Solange es sich nicht etwa um aktuelle Staatsgeschäfte handelte, wo das Geheimnis auch für ihn eine Bürgschaft des Erfolges war, hat Bismarck selbst die Veröffentlichung seiner politischen Briefe geschehen lassen, und nun gar der unpolitischen, persönlichen, der Familienbriefe. Hier hat er nicht bloß andere gewähren lassen, sondern zuweilen selbst für deren Veröffentlichung eingegriffen. So würden wir, um ein einziges Beispiel herauszugreifen, ohne sein direktes Mitthun die Briefe an seine Frau gewiß nicht kennen gelernt haben. Es hieße den Rahmen einer Mitteilung überschreiten, wenn wir hier Bismarck als Brieffschreiber eingehend charakterisiren wollten. Nur so viel sei gesagt: wie seine Handschrift nicht ihres Aehnlichen hat, diese zugleich wuchtige und kühn anstrebende, zugleich klare und eigentümlich verschönerkte Schrift, so ist auch im Inhalte selbst dem gleichgiltigen Billet sein Stempel aufgedrückt: so eben äußert sich Bismarck und kein anderer. Er ist immer unübertrefflich klar und überaus knapp; selbst wo er sich behaglich gehen läßt, ist kein Wort überflüssig, keines steht müßig da; es hat seinen Zweck, es soll etwas sagen, was die anderen Worte nicht gesagt haben. Und ferner: wie an Prägnanz des Ausdrucks so suchen diese Briefe auch an Korrektheit der Form ihresgleichen. Der Mann, der das Deutsche Reich geschaffen, gehört auch zu denen, die in diesem Reiche das beste Deutsch schreiben.“

Aus diesem Grunde wird eine Ergänzung der in den früheren Portefeuille-Bänden enthaltenen Bismarck-Briefe willkommen sein. ¹⁾ Ich wiederhole, was ich bereits an anderer Stelle sagte: Je weniger Aussicht vorhanden ist,

¹⁾ Die sämtlichen Kundgebungen fehlen in Kohls Bismarck-Megeten.

neue Aktenstücke Bismarcks im großen Stile publiziren zu können, um so mehr muß sich die Forschung darauf werfen, jene Quellen privater Natur zu fassen, die früher bei der Reichhaltigkeit des fortwährend sich neu erschließenden Stoffes nicht gewürdigt worden waren.

An den Bonbonsfabrikanten Franz Schulz in Berlin.

Berlin, den 21. Februar 1863.

Eurer Wohlgeboren Schreiben habe ich erhalten und sage Ihnen für die freundliche Zusendung, von der es begleitet war, ¹⁾ meinen verbindlichen Dank.
v. Bismarck.

*

An den Vorsitzenden der Kommission des Abgeordnetenhauses
für Justizwesen, Herrn Simson, Hochwohlgeboren.

Berlin, den 6. März 1865.

Eure Hochwohlgeboren beehre ich mich in Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 6. d. Mts., betreffend die Beratung des Gesetzentwurfs über die Gerichtsbarkeit der Konsuln, ganz ergebenst davon in Kenntnis zu setzen, daß der Geheime Legationsrat König von mir beauftragt worden ist, von seiten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten als Regierungskommissar an der Beratung teilzunehmen.

v. Bismarck.

*

An den Oberprimaner Wilhelm Keil in Gotha.

Berlin, den 14. Mai 1866.

Herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch! ²⁾ Lassen Sie sich die Wärme des Gefühls, die aus Ihren Zeilen spricht, auch später von den Jahren nicht rauben, sondern bewahren Sie den frischen Mut der Jugend auch im männlichen Dienste unseres Vaterlandes.

Ihr ergebener

v. B.

*

¹⁾ Franz Schulz teilte Bismarck mit, derselbe sei durch seine hochherzige Politik in der schleswig-holsteinischen Frage als der eigentliche Urheber der von ihm angefertigten Annegionsbonbons zu betrachten. Er überreichte daher eine Probe des Fabrikats mit dem Wunsche, daß es ihm gelingen möge, die bitteren Erfahrungen, welche Bismarck bei seinen patriotischen Bestrebungen zu machen Gelegenheit hatte, auch einigermaßen zu versüßen.

²⁾ Nach dem Blinden Attentat vom 7. Mai 1866 hatten Schüler des Herzoglichen Gymnasiums zu Gotha an den Fürsten Bismarck einen Brief gerichtet, der folgendermaßen lautet:

Gotha, 7. Mai 1866.

Hochgebietender Herr Staatsminister und Ministerpräsident! Ew. Excellenz haben schon längst unsere jugendlichen Herzen durch Ihre joviale und chevalereske Genialität erfreut zu sich hingezogen. Begeistert haben Sie uns durch Ihren ritterlichen Mut und Ihre Un-

An den Bauernvogt und eine Anzahl Landbesitzer der Dorfschaft
Vorbrügge.

Nikolsburg, den 22. Juli 1866.

Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, hat die Adresse des Bauernvereins und der Landbesitzer des Dorfes Vorbrügge vom 12. d. Mts., worin sie ihren Dank für die wiedergewonnene Freiheit darbringen, gern aufgenommen und mir befohlen, den Unterzeichnern Allerhöchstseinen Dank auszusprechen.

v. Bismarck.

*

An den Rektor der vereinigten Friedrichs-Universität, Professor
Dr. Ulrich zu Halle.

Berlin, den 18. Oktober 1867.

Eure Magnificenz haben die Freundlichkeit gehabt, mir mittelst gefälliger Zuschrift vom 2. dieses Monats den Festbericht über die Jubelfeier der Friedrichs-Universität sowie mehrere Festschriften zu übersenden.¹⁾ Indem ich von dem Inhalt derselben mit lebhaftem Interesse Kenntniß genommen, sage ich Eurer Magnificenz für deren gefällige Mitteilung den verbindlichsten Dank.

v. Bismarck.

*

An den Wirklichen Geheimen Rat und Mitglied des Abgeordneten-
hauses v. Bonin.

Berlin, den 28. Januar 1868.

Eurer Excellenz sage ich in Erwiderung des Schreibens vom gestrigen Tage für die Mitteilung des Abänderungsvorschlages, welchen Sie zu dem Kommissionsberichte über den hannoverschen Provinzialfonds im Hause der Abgeordneten einbringen wollen, meinen Dank.

Ich habe denselben sämtlichen Mitgliedern des Staatsministeriums sofort

erschrockenheit, mit der Sie jenen gänzlich verblendeten Fanatiker mit eigener Hand ergriffen und entwaffneten. Das war eine That, welche vollkommen Ihrem Charakter und Ihrer bisherigen Handlungsweise entsprach. Gott schützt die Mutigen und die Rechten, Gott schützte Sie bisher, Gott schütze Sie fortan! Excellenz! Alle, die Sinn und Verständnis haben für Geistesstärke und Charakterstärke, danken Gottes gütiger Fügung, welche Sie, den einzigen Mann, der es vermag, Preußens und Deutschlands Sache siegreich zu Ende zu führen, vor den Kugeln des Karl Blind bewahrte. Tu ne cede malis, sed contra audacior ito! Im Auftrage eines Theils der Oberprimaner des Herzoglichen Gymnasiums Ernestineum zu Gotha
Wilhelm Keil.

¹⁾ In dem Ueberlieferungsschreiben heißt es im Anschluß an die Debitation der Druckanlagen: „Konnten Eure Excellenz dringender Staatsgeschäfte wegen das Fest mit Ihrer Gegenwart nicht verherrlichen, so darf doch die Hochschule, für welche Eure Excellenz ein warmes Interesse bekundet, sich der Hoffnung hingeben, daß auch bei dieser Gelegenheit der erste und höchstbefehende ihrer Ehrendoktoren ein Schriftchen von historischem Interesse huldvoll annehmen werde.“

in metallographirten Abzügen zugehen lassen, damit der zu fassenden EntschlieÙung vollständige Information über Ihren Vorschlag vorhergehen möge.

v. Bismarck.

*

An den Oekonomischen Verein in Tremen D.-P.

Berlin, den 22. Mai 1876.

Der Oekonomische Verein in Tremen hat in der Zuschrift vom 10. d. Mts. die gegenwärtige bedrängte Lage des deutschen Brennereigewerbes dargestellt und hiermit den Antrag verbunden, daß bei Erneuerung von Handelsverträgen auf Beseitigung derjenigen Schwierigkeiten hingewirkt werde, welche die Zoll- und Steuergesetzgebungen des Auslandes der Einfuhr von deutschem Spiritus entgegenstellen. Ich erkenne die hohe wirtschaftliche Bedeutung, welche die Spiritusindustrie für einen großen Teil Deutschlands hat, in vollstem Maße an und werde wie seither so auch in Zukunft gern jede Gelegenheit ergreifen, auf eine Beseitigung oder doch Verminderung jener Hemmnisse hinzuwirken.

v. Bismarck.

*

An den Kaiserlichen Geheimen Regierungsrat Voediker.

Friedrichsruh, den 18. Oktober 1883.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die Uebersendung Ihres „Gewerberecht“¹⁾ und sehe einen neuen Beweis Ihrer Arbeitskraft darin, daß Sie neben der reichen Thätigkeit, welche Sie den amtlichen Geschäften widmen, noch ein so nütliches, aber arbeitsvolles Werk haben zusammenstellen können.

v. Bismarck.

*

An den Wirklichen Geheimen Ober-Medizinalrat Professor
Dr. Frerichs.²⁾

Berlin, den 20. April 1884.

Verehrter Herr Geheimrat!

Zu dem heutigen Tage, an welchem Sie auf ein Vierteljahrhundert an Ehren und Erfolgen reicher Thätigkeit im Dienste der Wissenschaft zurüdblicken, erlaube ich mir Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch darzubringen. Zugleich bitte ich Sie, das beifolgende äskulapische Sinnbild mit seinem Piedestal als ein Andenken an diesen Tag und als ein Zeichen meiner persönlichen Verehrung freundlichst entgegenzunehmen.

Mit der Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung bin ich

Eurer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

v. Bismarck.

¹⁾ Gemeint ist die Schrift Voedikers „Das Gewerberecht des Deutschen Reichs“, Berlin 1883, R. v. Decker-Verlag.

²⁾ Als Bismarck diesen Brief schrieb, war er bereits in der Behandlung des Professor Schweningers.

An den Dean der juristischen Fakultät Erlangen, Professor
Dr. Lueder daselbst.

Berlin, den 20. April 1885.

Eure Hochwohlgeboren bitte ich, der Fakultät meinen verbindlichsten Dank für die hohe Ehre auszusprechen, welche dieselbe mir durch Promovirung zum Ehrendoktor aus Anlaß meines siebenzigsten Geburtstages erwiesen hat.

v. Bismarck.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 20. April 1885.

Eure Hochwohlgeboren bitte ich, den städtischen Behörden meinen verbindlichsten Dank für die hohe Ehre auszusprechen, welche dieselben mir durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt Kissingen aus Anlaß meines siebenzigsten Geburtstages erwiesen haben.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 2. April 1886.

Für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage bitte ich Sie meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Friedrichsruh, den 1. Januar 1887.

Verbindlichsten Dank für die freundlichen Glückwünsche der Stadt, welche ich herzlich erwidere.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 10. April 1887.

Für die freundlichen Glückwünsche, mit denen Sie mich namens meiner Mitbürger beehrt haben, bitte ich Sie meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Friedrichsruh, den 24. September 1887.

Für Ihre freundlichen Wünsche zum gestrigen Tage¹⁾ sage ich meinen verbindlichsten Dank.

v. Bismarck.

*

¹⁾ Feier des 25 jährigen Ministerjubiläums.

Telegramm an den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Friedrichsrub, den 1. Januar 1888.

Verbindlichsten Dank für die freundlichen Glückwünsche meiner Mitbürger, welche ich von Herzen erwidere.

v. Bismarck.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 9. April 1888.

Für die freundlichen Glückwünsche, mit welchen Sie mich namens meiner Mitbürger beehrt haben, bitte ich Sie meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

An den Senior des Corps Onoldia cand. med.

Karl Stiefel in Erlangen.

Berlin, den 29. Mai 1888.

Für die freundliche telegraphische Begrüßung vom gestrigen Tage¹⁾ sage ich der Onoldia herzlichen Dank und knüpfe daran meine besten Wünsche für das fernere Gedeihen des Corps.

v. Bismarck.

¹⁾ Telegramm des Corps Onoldia:

Onoldia in Erlangen, das älteste deutsche Studentencorps, feiert heute das 90. Stiftungsfest. Zahlreich versammelt in feierlichem Konvente, bringen Philister und Aktive dem deutschesten der deutschen Corpsphilister ehrerbietige Huldigung dar und werden sich bei solennem Festkommers gestatten, auf das Wohl und die Gesundheit Eurer Durchlaucht einen kräftigen Salamander zu reiben.

Erlangen, den 28. Mai 1888.

Karl Stiefel, cand. med.,
3. 3. Senior.

Bismarck im deutsch-französischen Kriege.

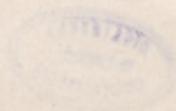
Erster Teil.

Von Berlin bis Sedan.



Stemmel im deutsch-französischen Krieg

von Fritz von Soden



Bismarck im deutsch-französischen Kriege.

Nach der Schilderung von Augenzeugen.

Erster Teil.

Von Berlin bis Sedan.

31. Juli bis 1. September 1870.

Seit Moritz Busch sein Werk „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich“ veröffentlicht, hat die Bismarckliteratur diesen Zeitabschnitt im Grunde recht stiefmütterlich behandelt. Es war natürlich wenig verlockend, darüber zu schreiben, da auch die glänzendste Darstellung weit hinter Busch zurückbleiben mußte, der die ganze Campagne in der unmittelbaren Umgebung Bismarcks, als dessen Haus- und Tischgenosse mitgemacht hat.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Akten mit dem in seiner Art einzigen Werke von Busch für immer abgeschlossen sein sollen. Die Vorbeeren, die diesem Schriftsteller gespendet worden sind, haben auch andere, die mit Bismarck während des französischen Krieges zusammenkamen, nicht ruhen lassen, und auch sie haben inzwischen verraten, was sie mit Bismarck erlebt und was sie von ihm oder über ihn gehört haben.

Von den Herren des mobilisirten Auswärtigen Amtes, die den ganzen Feldzug an Bismarcks Seite mitgemacht haben, wäre natürlich am meisten zu erfahren. Aber ihnen blieb der Mund geschlossen bis auf L. Bucher, der mit Genehmigung des Chefs einen kleinen, dafür aber historisch wertvollen Beitrag in einer Bismarckbiographie geliefert hat.¹⁾

Einen schwachen Ersatz bieten uns dagegen die Memoiren des Geheimen Regierungsrats Dr. Stieber, der den ganzen Feldzug in Bismarcks unmittelbarer Nähe mitgemacht hat, da ihm die Sorge für dessen persönliche Sicherheit ganz speziell anvertraut war.

¹⁾ Vergl. mein Werk: Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke, Karl Heymanns Verlag, Bd. III. S. 150.

Ein anderer Kreis, der von dem, was bei Bismarck vorging, auch viel erfuhr, war der des Königs, und hier verdanken wir einige Einzelheiten dem Chef seines Civilkabinetts v. Wilmowski und dem Vorleser des Königs Louis Schneider.

Der Kreis des Kronprinzen und derjenige des Großen Generalstabes hatte mit Bismarck auch seine Berührungspunkte, und es fehlt auch auf dieser Seite nicht an Aufzeichnungen, ebensowenig auf Seiten der Parlamentarier, mit denen Bismarck auf französischem Boden wiederholt zu verhandeln Gelegenheit hatte.

Mit die wichtigsten Details verdanken wir deutschen, englischen und amerikanischen Kriegsreportern, die jede Nachricht über Bismarck mit Gold aufwogen, dem amerikanischen General Sheridan, der einen Teil des Feldzugs an Bismarcks Seite mitmachte, endlich den Franzosen, die mit Bismarck in Sedan, Ferrières und Versailles zu verhandeln hatten.

In dem zweiten Bande des Bismarck-Portefeuilles habe ich damit begonnen, einen Teil der Erinnerungen und Aufzeichnungen dieser Augenzeugen des Krieges zu sammeln.¹⁾ Hier soll damit fortgefahren werden, jedoch von einem etwas veränderten Gesichtspunkte ausgehend. Wir wollen Bismarck begleiten von dem Tage an, da er Berlin verließ, bis zu dem Tage, da er als der Einiger Deutschlands in den Kreis der Seinigen zurückkehrte, und hören, was Freunde und Feinde über ihn zu berichten wissen.

Bei der obigen Darstellung scheidet aus, was ich über den Feldzug von 1870/71 bereits in meinen früheren Bismarckwerken mitgeteilt habe.²⁾

Die zahlreichen Daten, welche bei einer neuen Bearbeitung der Rohlschen Bismarck-Regesten zu erwähnen sein dürften, sind durch ein Sternchen ausgezeichnet.

*

* 31. Juli 1870.

Der General der Kavallerie Julius v. Hartmann, welcher der Abfahrt des Königs und seines Gefolges nach dem Kriegsschauplatz bewohnte, schreibt über diesen geschichtlich denkwürdigen Moment:³⁾

„Auch Bismarck fuhr mit ab; er sah prächtig aus, war höchst fidel und aufgeräumt; stolz und mächtig und vergnügt blickten seine Augen; auch mit ihm

¹⁾ Zu vergl. die Unterredungen mit Bismarck während des Krieges mit Frankreich S. 39—159.

²⁾ Vergl. Bismarck und die Parlamentarier; Bismarck und der Bundesrat; Neue Tischgespräche und Interviews; Ein Achtundvierziger (Lothar Bucher); Graf Fred Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71; Erinnerungen aus dem Leben Hans Viktor v. Unruh; „Deutsche Revue“ Juliheft 1898 S. 1 ff. (Aussatz über den Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff).

³⁾ Briefe aus dem deutsch-französischen Kriege von Julius v. Hartmann. Kassel 1893

schüttelte ich mir die Hände. Moltke sah ich nicht; er soll wie immer vollständig gleichgiltig ausgesehen haben. Was muß der Mann für Nerven haben! Ich war auch Zeuge davon, wie Bismarck von Manteuffel Abschied nahm. Der erstere kam auf den letzteren mit herzlichem Ausdruck in der Miene zu, als wollte er sich mit ihm die Hand schütteln, bevor er diesen entscheidenden Gang thue. Manteuffel empfing ihn ganz kühl, Bismarck wurde es auch, und beide gaben sich die Hände ohne alle Herzlichkeit; ihr Verhältnis zu einander blieb unverändert. Manteuffel soll furchtbar erregt sein, um Unwesentliches sich in den stärksten Aeußerungen ergehen. Seine Umgebung hat einen schweren Stand.“

Als das Große Hauptquartier Berlin verließ, war Bismarck in seinem Coupé unfreiwilliger Ohrenzeuge eines im Nebencoupé mit lauter Stimme geführten Gesprächs, in welchem namentlich General v. Podbielski hervorhob, diesmal sei dafür gesorgt, daß Bismarck sich um die militärischen Dinge nicht zu bekümmern haben werde. Fast schüchtern warf der dem Kanzler befreundete Kriegsminister v. Roon ein: „Aber er muß doch wissen, wann er Frieden zu machen hat.“

Wir werden auf diese Gegensätze noch mehrfach zu sprechen kommen.

*

* Mainz, 2. August 1870.

Zur Mittagstafel im Quartier Bismarcks Ludwig Bamberger. Derselbe teilt darüber in seinen Tagebuchblättern¹⁾ mit: „Morgens 5¹/₂ Uhr kommt der König mit dem Hauptquartier in Mainz an. Um 10¹/₂ Uhr begab ich mich zu Herrn v. Keudell und berichtete ihm zunächst über die Darmstädter Angelegenheit²⁾ und ähnliche Vorgänge daselbst. Keudell erzählte mir, daß man auf preussischer Seite auf ein viel rascheres Vorgehen der Franzosen geschlossen hatte. Des Nachmittags war ich bei Kupferberg, in dessen Hause Graf Bismarck Quartier genommen hatte, mit diesem, Abeken und Keudell zu Tisch. Bismarcks Bagage war zurückgeblieben; er mußte sich ein Hemd kaufen, war äußerst guter Laune, sagte, daß ihm Wein und Früchte vom Arzt verboten seien, verzehrte aber nichtsdestoweniger von beiden sowie vom Gefrorenen ansehnliche Portionen. Nach Tisch wird ein ausführliches Gespräch gepflogen, namentlich über das Verhältnis zu Oesterreich und Ungarn. Bismarck bittet mich, mit Herrn Abeken über verschiedene Preßsachen zu konferiren.“³⁾

*

1) In der „Nation“ veröffentlicht.

2) Das hessische Ministerium Dalwigk hatte eine in Darmstadt geplante patriotische Volksversammlung verboten, da bei einer demnächst zu besürchtenden Besetzung durch die Franzosen dafür schwere Rache genommen werden könnte.

3) Ueber die Veranlassung des Aufenthalts des Zollparlamentsabgeordneten Ludwig Bamberger im Hauptquartier wurde der „Magd. Ztg.“ aus Darmstadt mitgeteilt: Bamberger

Nach dem Eintreffen der Nachricht von dem „gloriosen Sieg bei Saarbrücken“ feierten die Pariser Mobilgardisten im Lager von Chalons denselben auf merkwürdige Art. Durch ein possenhaftes Tribunal wurde Bismarck wegen „Hochverrats“ zum Tode verurteilt und am Abend in effigie verbrannt. Der Eiserne Graf wurde durch eine schreckliche, Guy-Fawkes ähnliche Figur aus Stroh dargestellt; zwei Hummerschalen bildeten das Gesicht, und seine historischen drei Haare waren durch drei aus dem Kopfe hervortretende Krähenfedern nachgeahmt. Einige mutige Offiziere probirten ihre Revolver gegen das Bild des Grafen, und als die Puppe verbrannt wurde, brüllten alle vor Vergnügen. ¹⁾

*

* Mainz, 3. August 1870.

Der „Times“-Kriegskorrespondent William Russell schickt zu Bismarck, um seine Ankunft zu melden und um Weisungen zu ersuchen, worauf Herr v. Keudell demselben zurückschreibt: „Graf Bismarck läßt Ihnen sagen, daß er sich über Ihre Ankunft freut, und daß Ihrer Weiterreise nach dem Hauptquartier des Kronprinzen keine Schwierigkeiten im Wege liegen.“ ²⁾

*

* Mainz, 5. August 1870.

Dr. P. Matthes, der Leibarzt des Großherzogs von Sachsen, sieht Bismarck zum erstenmal und schreibt darüber: ³⁾ „Man sieht den gewaltigen Mann oft in Kürassieruniform stramm durch die Straßen von Mainz gehen. Von großer, kräftiger, breitschultriger Statur, hält er sich militärisch gerade, und nur die Uniformsmütze sitzt etwas zu tief im Nacken. Er hat blondes Haar, dicken ergrauenden Schnurrbart, kleine Nase und ein Paar Augen, die auf jeden den

ist durch einen zwanzigjährigen Aufenthalt in Paris als Teilhaber der Firma Bischoffsheim & Co. mit den dortigen Persönlichkeiten und Verhältnissen auf das genaueste vertraut und besand sich auch während der letzten Krisis in Paris. Während das Hauptquartier in Mainz war, nahm Graf Bismarck Veranlassung, von Bamberger über verschiedene Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen, und hieran knüpfte sich der Vorschlag, sich dem Hauptquartier anschließen zu wollen. Bamberger stellte sich der großen Sache selbstverständlich zur Verfügung. Es ist in Mainz vielfach bemerkt worden, daß Graf Bismarck den Zollparlamentsabgeordneten in seinem Wagen an der Eisenbahn abholte, und daß beide ein und dasselbe Coupé teilten. Bei der Gestaltung, welche die Dinge in Paris angenommen haben, durch welche ganz neue und der handwerksmäßigen Diplomatie unbekannte Persönlichkeiten zu ausschlaggebendem Einflusse gelangt sind, werden die Aufschlüsse, die L. Bamberger geben kann, von großem Interesse sein. Auch von schriftstellerischem Standpunkte wird L. Bamberger, wie wir nicht bezweifeln, seine Stellung in dem Mittelpunkte der Weltbegebenheiten zu benützen wissen.

¹⁾ Otto Corvin, In Francia with the Germans, Bd. II. S. 96.

²⁾ Zu vergl. die deutsche Ausgabe von Russells Kriegstagebuch, Leipzig 1874.

³⁾ Zu vergl. dessen Schrift: Im Großen Hauptquartier 1870/1871. Feldbriefe in die Heimat, München 1892, C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Eindruck machen, als wenn sie speziell auf ihm in der Menge ruhten und ihn durchbohrten. Es scheint, als ob er mit seinen Arbeiten fertig wäre, so vergnügt sieht er sich nach allen Seiten um, und so freundlich dankt er für jeden Gruß. Wo er geht und steht, werden ihm jubelnde Hochs gebracht, Hochs von denselben Mainzern, die ihn vor vier Jahren gerne gehängt hätten. Tempora mutantur!

Moltke dagegen ist immer in tiefem Ernst und geht wie in sich versunken auf der Straße. Hager und leicht vorwärts geneigt, hat er ein längliches, bartloses Gesicht mit fein geschnittenen Zügen und ein Paar große blaue Augen, welche die Welt zu umspannen scheinen.

Zu Bismarck und Moltke gehört der Kriegsminister von Roon, der selten sichtbar ist und leidend sein soll. Die bekannten Bilder dieses berühmten Kleeblattes sind sehr ähnlich. Alle drei haben so markante Züge und sind so ausgesprochene Persönlichkeiten, daß ihr Signalement leicht gegeben werden kann. Für mich ist es aber doch eine große Freude, die Originale selbst so wiederholt betrachten zu können.“

*

* Mainz, 6. August, 7.³⁶ abends.

„Doktor Busch soll herkommen und einen Korrespondenten für die ‚Nationalzeitung‘ und einen für die ‚Kreuzzeitung‘ mitbringen.“¹⁾

Bismarck.“

*

* Mainz, 7. August, 7.⁵⁰ vormittags.

Telegramm Bismarcks an die „Kölnische Zeitung“: „Am 6. glänzender Sieg der dritten deutschen Armee (Kronprinz) bei Hagenau über die vereinigten Corps von Mac Mahon, Faily und Canrobert. Bis jetzt 4000 Gefangene eingebracht, worunter über 100 Offiziere, einige 30 Geschütze, 6 Mitrailleurseu, 2 Adler. Die französischen Armeen werden sich rückwärts konzentriren und die entscheidende Schlacht bleibt dann allerdings dort, weiter in Frankreich hinein, noch zu schlagen. Aber die unmenschliche, mordbrennerische Art der Kriegführung, in der sie eine offene Stadt wie Saarbrücken vor ihrem Abzug in Brand stecken, schreit zum Himmel fast noch mehr als der auf Länderraub gerichtete Zweck ihres Kriegsanzfalls auf unser friedliches Vaterland — und der Himmel wird sie strafen durch den Arm unserer durch solche Gewaltthat zu verdoppelter Zorneswut entflammten Krieger!“

*

¹⁾ M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute, Volksausgabe, S. 2.

* Mainz-Homburg, 7. August.

Bismarck ließ Bamberger zu sich bitten und fragte ihn, ob er mit dem Hauptquartier ausziehen wolle, um die Verbindung mit der deutschen Presse zu unterhalten. Bamberger sagte zu, und eine Stunde darauf saß er bereits mit Bismarck in dessen Salonwagen auf der Fahrt von Mainz nach Homburg in der Pfalz. Zugegen waren nur noch Geheimrat Abeken und Lieutenant Graf Bismarck-Bohlen. „Wir fahren“ — so erzählt Bamberger — „den ganzen Tag, und beinahe ebenso lange hatte ich den Genuß einer, man kann sich denken wie interessanten Unterhaltung unter vier Augen mit dem Grafen Bismarck. Auch hier unterdrücke ich den größten Teil meiner Notizen. Für vieles, was ich von jetzt an erlebte, ist die Zeit der Veröffentlichung noch nicht gekommen; nur ganz wenig soll hier im Auszuge stehen. Auch damals sagte mir Bismarck, aber ohne des in neuester Zeit mitgetheilten Gesprächs mit Moltke und Roon wegen der Emser Depesche zu erwähnen, daß, nachdem ihm einmal die Gewißheit des Angriffs von seiten Frankreichs feststanden, er den König möglichst rasch zur Mobilisirung der Armee getrieben habe. Ich brachte dann das Gespräch auf das, was mir am meisten am Herzen lag: Wie soll aus diesem Kriege als Frucht die deutsche Einheit gezeitigt werden? Der Kanzler ging nur sehr vorsichtig auf das Thema ein; ihn präoccupirte vor allen Dingen das gute Verhältnis zu den einzelnen Bundesfürsten; Preußen dürfe sich nicht den Anschein geben, als wolle es, nachdem die deutschen Regierungen, und speziell auch die bayerische, sich jetzt zum Kriege entschlossen hätten, diesen Krieg benützen, um sie zu berauben. Für den Fall des Sieges wolle er Elsaß und auch Metz (hierüber schwankte im Laufe des Feldzugs seine Meinung) als Reichsland zwar mit Baden verbinden, aber Baden dürfe doch nicht größer werden; je mehr kleine Staaten es gebe, desto besser sei es für die zu schaffende Einheit. Selbst Waldeck habe er nur widerstrebend in Preußen inkorporirt; die richtige Politik sei, die einzelnen Dynastien zu schonen. Nach den ersten Niederlagen werde Frankreich wohl zur Republik werden, aber das sei ihm ganz recht; ob rote, blaue oder schimmelgraue, sei ihm ganz einerlei; die Frage werde nur sein, mit wem einen Frieden schließen, wenn das Kaisertum besiegt sei. So zutreffend scharf sah er schon damals die künftige Entwicklung der Dinge; für die Presse wünschte er ganz besonders, daß die bayerischen Truppen gelobt würden.“

*

* Homburg, 8. August 1870.

Zur Abendtafel im Gasthose daselbst unter anderen Ludwig Bamberger. Bismarcks Blick war auf Robert Blums lithographisches Bild gefallen, welches an der Wand hing. „Wenn der noch lebte,“ sagte er, „würde er nicht so radikal sein wie Laszky; er hat überhaupt manche gute Seite gehabt, besonders, daß er gar nicht sozialistisch angehaucht gewesen ist.“

An demselben Tage übergab Bismarck Bamberger zur Veröffentlichung Kopien des eigenhändigen Schreibens und geheimen Vertragsentwurfs von Benedetti vom 5. August 1866, worin von Vichy aus für Frankreich ein Stück Rheinpreußen, Rheinbayern und Rheinhesen verlangt wird. Bismarck erzählte dazu Einzelheiten, wie zum Beispiel Benedetti sich geäußert habe: *si non, c'est la guerre*. Bismarck stellte ihm vor, das sei doch zu unsinnig, worauf Benedetti erwiderte: *si non, c'est la perte de la dynastie*.

*

* An demselben Tage schrieb der Direktor der Feldpolizei, Geheimrat Stieber:

„Plötzlich sind wir aus dem schönen, glänzenden Mainz, wo noch ein Paradies war, in das Elend des Krieges versetzt. Schon unterwegs hatten wir faktisch nichts zu essen und nichts zu trinken, da wir vollständig von unserem Train getrennt sind. Eine Wurst und ein Stück Brot aus dem Vorrat des Grafen Bismarck retteten uns vor dem Hunger. Homburg a. d. S. ist eine kleine, elende Bergstadt. Es lagern dort schon 31 000 Mann, natürlich zum Teil auf freiem Felde, und nun traf plötzlich (mit dem Kurierzug) ohne alles Quartiermachen die Elite des Hauptquartiers ein. Graf Bismarck selbst hatte nur ein schlechtes Stück Kalbfleisch mit Kartoffeln zum Abendbrot, welches er die Güte hatte mit mir in einer elenden Kammer zu teilen und mich mit einem Cognac zu erfrischen, da ich leider ohne Vorrat von Mainz gezogen war, solches Elend hier nicht erwartend.“

*

9. August 1870.

Das Hauptquartier wird von Homburg nach Saarbrücken verlegt, woselbst unter Hinzuziehung Stiebers Beschlüsse über das Auftreten der deutschen Truppen in Frankreich gefaßt wurden. Wo das Hauptquartier einrückte, sollte sofort das Kriegsrecht proklamirt werden. Zernicht sollte bei dem Vorrücken des Hauptquartiers jedesmal beim König und Stieber beim Grafen Bismarck wohnen, da diesen beiden Beamten die spezielle Verantwortlichkeit für die persönliche Sicherheit des Königs und des Bundeskanzlers in Feindesland übertragen war. Ferner wurde beschlossen, daß in allen Orten, in denen die Bevölkerung sich feindlich benehmen würde, aus den für das Große Hauptquartier bestimmten Häusern sämtliche Einwohner vertrieben würden, so daß sich das Hauptquartier vollständig absperren könnte.¹⁾

*

¹⁾ Denkwürdigkeiten des Geheimen Regierungsrats Dr. Stieber, aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Dr. Leopold Auerbach, Berlin, Verlag von Julius Engelmann, 1884.

* Saarbrücken, 9., 10. oder 11. August 1870.

Der Kriegsberichterstatter der in New York erscheinenden Zeitung „World“, Moncure D. Conway, wird nebst dem Kriegsberichterstatter Halstead Bismarck vorgeführt.

Dieser richtete die beiden Fragen an dieselben: „Woher kommen Sie?“ und „Wohin gehen Sie?“¹⁾

„Wir kommen von Frankreich,“ war die Antwort, und Bismarck lächelte.²⁾

Dann prüfte er genau deren Papiere, schien mit denselben zufrieden zu sein, plauderte längere Zeit mit ihnen und hieß sie schließlich als Vertreter der amerikanischen Presse willkommen. Halstead ersuchte ihn dann um ein Pferd mit dem Bemerkten, er werde jeden Preis dafür zahlen, doch wurde ihm der Wunsch von Bismarck, der die Unterhaltung in englischer Sprache führte, abgeschlagen.

„Aber es ist doch merkwürdig,“ sagte Halstead, „daß wir das, was wir am meisten wünschen, nicht erhalten können.“

„Das ist nicht merkwürdig,“ entgegnete Bismarck, „das ist im Leben immer der Fall. Wir sind hier in fremdem Lande und auf jedes unserer Pferde angewiesen.“

Um jedoch die Korrespondenten in bester Weise zu entschädigen, ordnete er für dieselben zwei Plätze für die ganze Dauer des Krieges in einem Trainwagen an. „Wir wurden instruiert, nichts zu bezahlen, denn die deutsche Regierung bezahle für alles, erhielten das gleiche Quartier wie die Offiziere und das Essen vom Hauptquartier. Das Tragen von Waffen wurde uns, der eignen Sicherheit halber, verboten. Mit Rücksicht auf letztere wurden wir bei Gefechten oder Schlachten auch immer in die Nähe des Königs postirt. Die Rücksicht des jetzigen Reichskanzlers ging sogar so weit, daß er uns bei Beginn der großen Aktionen benachrichtigen ließ, und vor der Schlacht bei

¹⁾ Conway hatte sich nach seiner Ankunft aus Amerika zunächst nach Paris begeben. Am 1. August war er daselbst eingetroffen und hatte dort der theatralischen Aufregung beigewohnt. Dann hatte er mit dem Kriegsberichterstatter Halstead die Reise nach Metz, dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon, angetreten. Seinen Empfang als Kriegskorrespondent daselbst schilderte Redner als einen sehr unfreundlichen. Trotz genügender Pässe und Empfehlungen war ihm von dem kommandirenden Offizier bedeutet worden, die Stadt entweder sofort zu verlassen oder die Nacht bis zum Morgen in einer Baracke zuzubringen, um dann die Reise anzutreten. Dieser unangenehmen Aussicht entzog sich Conway durch sofortige Abreise nach Saarbrücken. Seiner Ankunft im deutschen Lager wurde nichts in den Weg gelegt. Man führte ihn und Halstead dem König vor, welcher sie höflich grüßte und dann an Bismarck verwies.

²⁾ Die folgenden Ausführungen sind einem Vortrage entnommen, welchen Conway seinerzeit in New York unter den Auspizien der Military Service Institution über das Thema „Der General und der Journalist im Kriege“ gehalten hat.

Gravelotte weckte uns auf seinen Befehl eine Ordonnanz nachts um 2 Uhr und verließ unser Quartier nicht eher, bis sie sicher war, daß wir angekleidet waren.“

*

* St. AvoId, 12. August 1870.

Der König bringt Stunden damit zu, auf dem Marktplatz stehend, seine Soldaten auf dem Weitermarsche ins Feindesland zu begrüßen. Ihm zur Seite stand Moltke, dicht hinter ihm Bismarck. Ein paar Generale hielten sich in seiner Nähe auf, aber es war kein eigentlicher Stab, auch weder eine Wache noch eine Eskorte da. Zwischen den Generalen standen die Straßenjungen von St. AvoId, die mit verwunderten Augen zu „le roi prussien“ aufschauten. Ein gemeiner Soldat in Hemdärmeln, der einen Laib Brot in der Hand trug, bestäubte Seiner Majestät Ellbogen im Vorübergehen fast mit Mehl, und andere Soldaten standen ganz in der Nähe, so daß sie einen dichten Kreis hinter den Offizieren bildeten.¹⁾

„Die Einwohner,“ schrieb Stieber an demselben Tage an seine Frau,²⁾ „kommen uns sehr freundlich entgegen, bitten die vorübergehenden Offiziere sogar selbst, zu ihnen ins Quartier zu kommen, bringen auch Pferdefutter herbei, so daß wir keine schroffen Maßregeln notwendig und keinen Belagerungszustand proklamirt haben. Die Sache macht sich besser, als wir geglaubt. Natürlich verläßt uns unsere Vorsicht nicht; wir sind sehr auf der Hut, und unsere Deckungsstruppen haben sich förmlich verschanzt. Die Franzosen haben bei unserer Annäherung wieder alle Behörden zurückgezogen, und die Stadt befindet sich ohne alle Verwaltung. Den Maire fand ich vom vorigen Kommandanten verhaftet vor, weil er einige französische Soldaten in der Stadt verheimlichen wollte. Das ganze Rathhaus war leer, in den Sitzungssälen lagerten viele preußische Soldaten auf Stroh, ich fand nur zwei Adjunkten (Stadtträte) vor. Ich habe sofort von dem Rathhause Besitz genommen und mich zum Maire der Stadt St. AvoId proklamirt, auch die Verwaltung einigermaßen geordnet. Den Maire habe ich auf das Bitten der Einwohner wieder freigelassen, da er sonst ein vernünftiger Mann ist und man ihm seine Handlungsweise nicht verdenken kann. Auch bin ich in mehreren Fällen, wo preußische Soldaten etwas widerrechtlich vornehmen wollten, strenge eingeschritten.“

*

* Herny, 13. August.

Beim Abendbrot sprach Bismarck in Gegenwart der Grafen Bismarck-Böhlen, Lehndorff und Redern sowie des Geheimrats Stieber seine feste

¹⁾ Archibald Forbes, Kaiser Wilhelm S. 251.

²⁾ Denkwürdigkeiten S. 256.

Absicht aus, Elsaß-Lothringen an Frankreich nie wieder herauszugeben. „Gestern abend,“ schrieb darüber Stieber an seine Frau,¹⁾ „habe ich mit Bismarck-Bohlen, Graf Lehndorff und Graf Redern, Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, beim Ministerpräsidenten selbst zu Abend gespeist. Wir fünf waren allein; nur Hofrat Taglioni ging ab und zu. Der Minister hatte selbst Kaffee gekocht; wir saßen in einer elenden Bauernhütte. Graf Bismarck war längere Zeit allein mit mir . . . Er schloß mit den Worten: ‚Was doch aus einem pommerschen Landjunker, den früher alle Welt angefeindet, alles werden kann.‘“

Aus Faulquemont, einem kleinen Ort von 3000 Einwohnern, waren fast alle Einwohner bei dem Herannahen der deutschen Truppen entflohen, und es ergossen sich über diesen Ort an 120 000 Mann. „Von allen Seiten,“ schrieb Stieber an seine Frau, „strömten die Armeecorps herein und sperrten sehr bald die Passage. Man erbrach die Läden; alle Kommunikation war aufgehoben. Der Maire warf sich mir verzweifelt zu Füßen. Ich konnte aber bei aller Mühe, und obwohl ich zuletzt an 50 Gendarmen requirirte, nur oberflächliche Ordnung schaffen . . . Der König hielt sich in Faulquemont nicht lange auf. Ich war auch so ärgerlich über die Wirtschaft, die dort herrschte, daß ich gleich nachfuhr, obwohl man wünschte, daß ich noch etwas Ordnung schaffen sollte; es war unmöglich.“

*

15. August 1870.

Die „Kreuzzeitung“ meldete: Trotz der ganz begreiflichen Gereiztheit der Franzosen gegen diese Ueberwältigung und trotz des Hasses, den sie gegen den Grafen Bismarck zur Schau tragen, fragen die Leute doch in allen Orten, durch welche das große königliche Hauptquartier sich bewegt: „Où est Bismarck? Montrez-nous ce Bismarck! A-t-il osé entrer en France, lui?“ — und wenn er vorüberkommt, leicht kenntlich nach den vielen Porträts, welche alle illustrierten Journale von ihm gebracht, staunen sie ihn an und bewundern seine Kühnheit, in eigener Person nach Frankreich zu kommen.

*

* Herny, 15. August 1870.

Bismarck bot die Verwaltung des Mezer Departements dem Grafen Henckel an. Er gab ihm die Wahl zwischen Straßburg, Nancy und Metz. Graf Henckel schloß daraus, daß Bismarck bereits damals die Absicht hatte, Metz für Deutschland zu behalten.

*

16. August 1870.

In einem der Dörfer, die Bismarck auf dem Wege von Herny nach Pont-à-Mousson passirte, hatte derselbe halten lassen, wahrscheinlich um den

¹⁾ Stieber, Denkwürdigkeiten S. 257 f.

König zu erwarten; er stand vor einem Hause, umringt von einem halben Duzend Bauern, zu denen er etwas gesprochen haben mochte, und die vielleicht nicht einmal wußten, daß der Mann mit der gelbrandigen, tief in den Nacken gedrückten Mütze der Bismarck war, der den Franzosen seit 1866 schon so manche unruhige Stunde bereitet hatte, und dem diese es am liebsten ganz allein zuschreiben, daß sie nicht mehr die erste Violine im europäischen Konzert spielen. ¹⁾

*

Pont-à-Mousson, 16. August.

Zu dem etwa 8000 Einwohner zählenden, an der Mosel gelegenen Städtchen konnte sich das Personal des Hauptquartiers in guten Quartieren nach den vorhergegangenen Strapazen wieder erholen. Die in Pont-à-Mousson vorhandenen Lebensmittel waren von den dem Hauptquartier vorausgerückten Truppen aufgezehrt worden, so daß den Einwohnern während der folgenden Tage nichts blieb, um ihren Hunger zu befriedigen. ²⁾

*

* Pont-à-Mousson, 17. August 1870.

Bismarck war bereits morgens in aller Frühe gegen Metz zu aufgebrochen, wo eine Hauptschlacht erwartet wurde.

Stunde auf Stunde verging. Der erwartete Angriff blieb aus, obgleich man den Feind am Horizont in beständiger Bewegung sah. Der König stand mit seinen hohen Begleitern auf einem Hügel und brachte den Feldstecher nicht von den Augen, genau jede feindliche Bewegung verfolgend, ebenso Moltke; nur Bismarck schien dies weniger zu interessieren als die Briefe, die zerstreut umherlagen, oder die aus den zerschossenen Tornistern herausfamen.

Als es dunkel zu werden begann, begab sich Bismarck mit dem Hauptquartier nach Pont-à-Mousson zurück. Bis zu dem Städtchen Gorze ging es ganz gut, in Gorze aber stemmte sich der Verkehr, Tausende von Truppen, Wagen, Geschützen und dergleichen kamen entgegen, um nach dem Schlachtfelde zu eilen, wo man für morgen bestimmt Fortsetzung des Kampfes erwartete. Viele hundert Verwundete vom gestrigen Tage, die noch im Stande waren, zu gehen, wurden rückwärts geführt, während andere auf elenden Karren die Lazarette aufsuchten. Es war ein Gedränge, daß man kaum vorwärts kommen konnte. Zu den in den Engpaß Geratenen zählte auch der Leibarzt des Großherzogs von Sachsen, Dr. P. Matthes, bis derselbe das Glück hatte, den Wagen Bismarcks zu erreichen. „Der gewaltige Mann,“ so berichtet Matthes, „saß in seiner Kürassieruniform darin und rauchte eine herrlich duftende Havanna. Mein großer Brauner drängte sich rücksichtslos an den Wagen und

¹⁾ Dr. L. Kayler, Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft S. 24.

²⁾ Stieber, Denkwürdigkeiten S. 259.

chien durch die weiße Mütze hindurch sich von dem Zustand der berühmten drei Haare überzeugen zu wollen. Da rief Bismarck einen Sergeanten, der, selbst verwundet, in der Mitte einer Gruppe Verwundeter ging, zu sich und lud ihn ein, mit ihm zu fahren. Mit der Entschuldigung, seine Leute nicht verlassen zu dürfen, dankte dieser, bat aber den ‚Herrn General‘ um Auskunft, wie es mit dem Verluste in seinem Regiment stehe. Nachdem er diese und noch dazu eine große Handvoll Zigarren erhalten, trat er zurück. Ich fragte ihn, ob er wisse, von wem er die Zigarren bekommen habe, und nannte ihm, als er mir einen ganz fremden Namen angab, Bismarck. Wie elektrisirt war der Mann, und die Zigarren in die Höhe haltend rief er freudig: ‚Na, die werden nich geroocht!‘ Bismarck aber holte sich nach kurzer Zeit einen andern Bleffirten und hob ihn in seinen Wagen.“

Abends 9 Uhr. Erste Begegnung Bismarcks mit dem amerikanischen General Philip H. Sheridan¹⁾. Derselbe schreibt darüber: „Als mich der Graf empfing, war er in der Interimsuniform des Kürassier-Regiments, dessen Oberst er war. Während der Unterredung ließ er von Zeit zu Zeit große Erregung über den bevorstehenden Kampf durchblicken, denn es war der Vorabend der Schlacht von Gravelotte, vornehmlich aber drehte sich die Unterhaltung um die öffentliche Stimmung in Amerika bezüglich dieses Krieges, an der ihm so viel gelegen schien, daß er mich mehrfach fragte, welchem von beiden Ländern man dort die Schuld am Kriege beimeße. Als ich meinen Wunsch ausdrückte, der Schlacht, welche man für den nächsten Tag erwartete, beizuwohnen, und die Bemerkung hinzufügte, daß ich nicht genügende Zeit gehabt, für die nötigen Beförderungsmittel zu sorgen, bat er mich, mich um 4 Uhr am nächsten Morgen bereit zu halten; er werde mich in seinem eigenen Wagen mitnehmen und mich dem König vorstellen; auch wolle er einen der Offiziere seines Stabes, der ein oder zwei eigene Pferde habe, bitten, mir eins davon zu leihen. Da ich noch nicht genau wußte, in welcher Eigenschaft ich mich hier befinden würde, und da ich dem Präsidenten vor meiner Abreise von Amerika erklärt hatte, daß ich die deutsche Armee nicht in amtlicher Eigenschaft zu begleiten wünschte, so wußte ich nicht recht, ob ich in Uniform erscheinen sollte oder nicht. Ich brachte daher auch diese Sache zur Sprache, und der Graf meinte nach einigem Besinnen, es würde das beste für mich sein, meine Interimsuniform zu tragen, jedoch, da ich ‚Nichtkombattant‘ war, ohne Degen.“

*

¹⁾ Am 11. August (ungefähr) teilte der amerikanische Gesandte in Berlin Georg Bancroft dem amerikanischen General Philip H. Sheridan ein Telegramm des Grafen Bismarck mit, in welchem es hieß, daß man ihn im Hauptquartier des Königs erwarte; Sheridan war von Köln irrtümlich nach Berlin in'stradiert worden, statt sofort auf den Kriegsschauplatz zu eilen. Die auf Sheridan bezüglichen Daten sind Sheridans Erinnerungen, deutsch von Brachvogel, entnommen.

Pont-à-Mousson, 18. August 1870.

Stieber erzählt in einem Briefe an seine Frau, daß sein Logiswirt, ein Oberst a. D. (ein Neffe des Marschalls Davoust unter Napoleon I.), welcher sehr reich war, sowie seine Frau, eine fein gebildete Dame, sich tags zuvor bei Stieber verschämt ein Stück Brot erbetteln mußten, weil sie drei Tage nichts gegessen hatten. „Wir richten diese schöne Stadt völlig zu Grunde. Bald wird Hungertyphus und Hospitalbrand ausbrechen. Der Maire ist stark Franzose, aber ein tüchtiger und energischer Mann, der sich für das Wohl der Stadt aufopfert. Man hatte hier anfangs preußische Soldaten angegriffen; er ist sehr energisch eingeschritten, um die Einwohner zur Geduld zu ermahnen, sonst wäre die Stadt vernichtet worden. Ich habe den Maire also im Amt gelassen, ihn natürlich unter strenge Kontrolle genommen; der Mann verdient Bewunderung.

Ich habe den Befehl, hier mit größter Strenge und Rücksichtslosigkeit zu verfahren . . . Ich habe bei Todesstrafe das Läuten der Glocken in der Stadt und drei Meilen Umkreis verboten, damit die Bande nicht Sturm läuten kann . . . Ich habe alle Glockenstränge abschneiden und die Treppen der Kirchtürme abhauen lassen; hier hört aller Spaß auf.“¹⁾

*

Ueber Bismarcks Zug über das Schlachtfeld von Gravelotte berichtet Sheridan: „Um 4 Uhr am Morgen des 18. August stellte ich mich, wie ver-

¹⁾ Denkwürdigkeiten S. 259. Eine andere Schilderung Stiebers über die Verhältnisse in Pont-à-Mousson, d. d. 22. August, lautet: „Obwohl wir uns hier anständig benehmen, und wir Deutsche so gutmütige Kerle sind, daß es uns furchtbar sauer wird, grausam und grob zu sein, so saugen wir doch das Land furchtbar aus. Alle Pferde und Wagen, alles Vieh nehmen wir fort, alle Eisenbahnen zerstören wir; seit Wochen bringt nun schon der dritte Teil aller französischen Eisenbahnen keinen Pfennig ein. Alle Lebensmittel nehmen wir für uns, Massen von Wein und Bier werden vernichtet, alle Aaleen und Bäume werden geschlagen, alles transportable Holz zu Vivouacfeuern verbrannt. Alle Läden sind geschlossen, alle Geschäfte ruhen, alle Fabriken stehen still. Es muß ein furchtbares Gefühl für die stolzen Franzosen sein, wenn sie unsere Soldaten in ihren besten Zimmern hausen, in ihren Betten liegen sehen, während sie in der Küche und in kleinen Nebenräumen auf Stroh liegen und die fremden Eindringlinge noch bedienen und füttern müssen. Dabei benehmen wir uns noch möglichst höflich. Es ist ein eigentümliches Gefühl, so in einer fremden Wohnung beliebig in den Schränken herumzuwirschhaften und zu nehmen, was man freilich nicht entbehren kann.

Wir (die Beamten der Feldpolizei) wandeln übrigens hier keineswegs auf Rosen, es gibt oft Unannehmlichkeiten und Aerger genug. Es ist mit den hohen Militärs überhaupt schwer zu verkehren; hier sind eben alle Leidenschaften furchtbar aufgeregte, und jeder ist ängstlich bemüht und mißtrauisch in Betreff jedes Wortes. Man kann daher nicht vorsichtig genug sein. Einerseits muß man große Geduld und Nachsicht haben, andererseits aber auch gegen Arroganz und Grobheit sehr fest und energisch auftreten. Ich repräsentire hier in unserem Ressort die Energie und Grobheit, Herr v. Zernicki (der Adjutant Stiebers) die Liebenswürdigkeit und Höflichkeit. Diese glückliche Mischung hat uns in der Regel durchgeholfen. Dabei haben wir noch immer unsern Humor bewahrt, und Gott wird weiter helfen.“

abredet, im Quartier des Kanzlers ein. Die Kutsche stand vor der Thür, auch ein Sattelpferd; da aber kein überzähliges Tier für General Forsyth hatte herbeigeschafft werden können, so mußte sich dieser nach einem andern Hilfsmittel, das Schlachtfeld zu erreichen, umsehen. Der Wagen war vierfüßig und offen, mit einem Bock für nur einen Mann und mit einem Hemmschuh versehen. Graf Bismarck und ich nahmen den Vorderitz, und Graf Bismarck-Bohlen — der Kesse und Adjutant des Kanzlers — und Dr. Busch saßen uns gegenüber auf dem Rücksitz. Das Fuhrwerk war stark, tauglich und bequem, aber nicht von besonders gutem Aussehen, und als Gespann dienten vier untergesetzte Pferde, plumpe, unschöne Tiere, deren massives Geschirr darauf hindeutete, daß die ganze Ausrüstung auf schwere Arbeit abgesehen war. Zwei Postillone in Uniform, in hohen Militärsätteln auf den Sattelpferden, vollendeten den Aufzug.

Wir schlugen eine der Straßen von Pont-à-Mousson nach Mézonville ein, welche auf dem geraden Wege von Metz nach Chalons und nahe dem Mittelpunkt des Feldes liegt, auf welchem am 16. August die Schlacht von Mars-la-Tour geschlagen worden war. Es war dieselbe Straße, auf der die Pommern, etwa 30 000 Mann stark, Befehl hatten nach Gravelotte zu marschiren, und nachdem wir eine kurze Strecke gefahren waren, holten wir die Kolonne ein. Da diese Truppen aus Graf Bismarcks Heimatprovinz stammten, so grüßten sie, als wir in dem Halbdunkel der Morgendämmerung und später im Glanz der aufgehenden Sonne vorüberfuhren, mit ununterbrochenen, begeisterten Hochrufen auf den Kanzler.

Auf dem Wege kam Graf Bismarck wieder auf den Stand der öffentlichen Meinung in Amerika betreffs dieses Krieges zu reden. Er sprach auch viel über die Form unserer Regierung; er sagte, in seinen jungen Jahren seien seine Neigungen ganz republikanisch (all toward republicanism) gewesen, Familieneinflüsse aber hätten diese Neigungen unterdrückt; auch deutete er an, wie er in seiner politischen Laufbahn zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß Deutschland noch nicht genügend vorangeschritten für den Republikanismus sei. Er sagte ferner, er sei nur widerstrebend in diese öffentliche Laufbahn eingetreten, er habe sich vielmehr immer danach gesehnt, Soldat zu werden, aber auch hier sei es wieder der Familienwiderstand gewesen, der ihn vom Felde seiner Wahl in die Sphäre der Diplomatie gedrängt habe.

Nicht weit von Mars-la-Tour stiegen wir aus, und da in der Zwischenzeit unsere Pferde angekommen waren, stiegen wir auf und begaben uns nach dem für den König ausgewählten Standort, um Zeugen des Beginns der Schlacht von Gravelotte zu werden.

Der Platz befand sich auf etwas erhöhtem Grunde, ungefähr in der Mitte des Schlachtfeldes von Mars-la-Tour; man über sah von ihm aus die Dörfer Mézonville und Gravelotte; auch nahezu die ganze Gegend nach Osten auf

Meß zu konnte von hier aus überblickt werden. Der gewählte Punkt war für den Zweck ausgezeichnet.“

Später wurde dieser Observationspunkt geändert, und es trennte sich eine Zeit lang Bismarck von Sheridan, der sich während der Schlacht stets um den König aufgehalten hatte.

Im Laufe der Schlacht zogen sich Bismarck und Sheridan mit dem Könige nach Rézonville zurück, um hier die Nachrichten von dem Ergebnisse des Kampfes abzuwarten.

Die sich nunmehr abspielende Scene in Rézonville wurde in der „Bosfischen Zeitung“ wie folgt geschildert: „Der König, der mit seinem Gefolge in ein heftiges feindliches Feuer geriet auf der Straße nach Gravelotte, saß um diese Zeit neben einer Gartenmauer diesseits Rézonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Licht erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende derselben auf eine Dezimalwaage, das andere Ende auf einen krepirten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Moos und Graf Dönhoff. Letzterer hielt zu Pferde in der Nähe. Moos hatte heute den Helm abgelegt, und trug wider seine Gewohnheit die Feldmütze; der König war im Helm. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — er mochte an ganz etwas anderes denken; man war sehr schweigsam, und jeder fühlte mit unserem König, daß das um diese Zeit seinen Höhepunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da tritt Moltke zum König; er ist erhitzt, denn der Tag sah ihn im dichtesten Gewühl. „Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen!“ Ein kräftiges Hurra der Umstehenden antwortete. Jetzt aber dachte man auch an Erquickung; ein nicht fern haltender Marktender wurde herangeschleppt, und die hohen Herrschaften bezogen von ihm den solcher Ehre gewiß ungewohnten schlechten Rotspohn, indem sie ihre Feldflaschen füllen ließen. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglase, Bismarck kaute vergnüglich an einem großen Stück Kommißbrot.“

* Dr. Matthes schreibt über die Bidouac-Scene vom 18. August: „Nach der Schlacht von Gravelotte hatte sich der König bei Anbruch der Nacht am Ende von Rézonville niedergelassen. Mehrere Häuser brannten und beleuchteten den Lagerplatz. An einer ausgebrannten massiven Wand, die gegen Rauch und Hitze schützte, ruhte, das eine Ende auf einem Holzblock, das andere auf einem toten Schimmel, eine Leiter, darauf ein Brett. Um ihn herum waren die Begleiter Seiner Majestät, darunter Bismarck. Nachdem Moltke den Umfang des Sieges geschildert, sandte der König die Nachricht in die Heimat. Der König diktierte, Bismarck schrieb. Ehe aber die Depesche abging, ließ

Bismarck den Feldjäger den Versuch machen, seine Hieroglyphen zu entziffern. Natürlich konnte dieser die in Aufregung geschriebenen Worte nicht lesen, und so las Bismarck wiederholt vor, bis jener wahrscheinlich alles seinem Gedächtnisse eingepägt hatte. Dann ritt der Reiter in die dunkle Nacht hinaus, nachdem der König noch die fast vergessene Adresse „An die Königin Augusta in Berlin“ angegeben hatte.

Zum Schlusse gab es noch ein Glas Wein. Ein Marketer war mit seinem Karren in den Chausseegraben gestürzt, doch hatte er ein Faß und einige Gläser gerettet. Wer eine Zigarre übrig hatte, teilte sie mit, und so wurde auch die moderne Friedenspfeife geraucht.“

* Archibald Forbes schreibt in seinem Werke über Kaiser Wilhelm über die Scene in Rézonville S. 262: „Unter den bei Einbrechen der Dunkelheit auf das Ergebnis der Schlacht von Gravelotte Wartenden befand sich auch Bismarck. Der König schien sich gewaltsam zu zwingen, still zu sein. Bismarck, der eine äußere Gleichgiltigkeit zur Schau trug, die jedoch durch seine Rastlosigkeit Lügen gestraft wurde, that, als ob er Briefe lese. Als Moltke endlich die Siegesnachricht brachte, sprang der König mit einem ‚Gott sei Dank‘ auf, Bismarck zerknitterte, tief aufatmend, die in der Hand gehaltenen Briefe.“

Das Referat der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ lautete wie folgt: Das Telegramm des Königs aus dem Bivouac, welches den Sieg meldete, wurde des Nachts vom Grafen Bismarck beim trüben Schein eines Wachtfeuers, dem aus der Nachbarschaft ein brennendes Haus leuchten half, niedergeschrieben, und zwar in die Briefftasche eines Beamten, der eben angekommen war und gemeldet hatte, daß er die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt, auf der die betreffende Siegesnachricht dann in die Welt flog. Lebensmittel waren in dieser Nacht sehr knapp in der Umgebung des Königs; desgleichen war es mit dem Nachtquartier übel bestellt, da alle Dörfer voll Verwundeter lagen. Mit Mühe wurden für den König einige Kotelettes und später ein Nachtlager beschafft. Der Bundeskanzler hatte sich, nachdem er von ungefähr zu einigen Eiern gelangt, die er am Degentknopf zerschlug und ungepöten verzehrte, aufgemacht, mit seiner Begleitung selbst ein solches zu suchen. Mehrere Häuser, wo er nachfragte, boten, voll Blessirter, kein Unterkommen. Auch ein ferneres sollte nach Aussage der Insassen voll sein. „Aber da oben ist wohl noch Streu?“ fragte der Graf, indem er auf ein dunkles Fenster im ersten Stock zeigte. „Auch voll Verwundeter,“ hieß es. Aber der Minister ließ sich nicht abweisen, besah sich das betreffende Zimmer und entdeckte, daß es drei leere Betten enthielt, in deren einem er dann Platz nahm, während der Erbgroßherzog von Mecklenburg sich in ein anderes legte und der amerikanische General Sheridan, welcher in der Begleitung des Grafen Bismarck der Schlacht beigewohnt, es sich auf dem Boden bequem machte.

Rézonville, 18./19. August 1870.

Ueber das Nachtquartier vom 18. auf den 19. August berichtet der General Sheridan: „Man hatte sich dahin entschieden, daß für die Nacht im Dorfe Rézonville für den König Quartier gemacht werden solle, und da es zu so später Stunde sehr schwer war, die ganze Gesellschaft unterzubringen, so machten Graf Bismarck und ich uns auf, um auf eigene Faust nach einem Unterkommen zu sehen. Ich erinnerte mich, auf meiner Wasserjuche für mein Pferd eine zum Teil niedergebrannte Scheune mit etwas frisch aussehendem Heu darin gesehen zu haben, und machte den Vorschlag, uns dort einzuquartieren. Auch er meinte, daß das gerade für uns passend sein werde; als wir aber hinkamen, fanden wir, daß der nicht verbrannte Teil des Gebäudes mit Verwundeten dicht belegt war. Wir gingen deshalb weiter auf die Suche. Schließlich entschied der Graf für ein Haus, dessen oberer Stock, wie wir hörten, unbesetzt war, obgleich das Erdgeschöß ebenfalls mit Verwundeten angefüllt war.

Nachdem wir eine in allen Fugen krachende Leiter — eine Treppe gab es nicht — emporgeklettert waren, fanden wir ein geräumiges Zimmer mit drei großen Betten, von denen der Kanzler eines dem Herzog von Mecklenburg und dessen Adjutanten, das andere dem Grafen Bismarck-Bohlen und mir anwies, während er sich das dritte vorbehielt. Jedes Bett war, wie dies in Deutschland und Nordfrankreich üblich ist, mit einem dicken Federbett versehen; da aber die Nacht sehr warm war, so wurden diese Decken abgeworfen, und nachdem ich entdeckt, daß dieselben eine gute Unterlage für ein Lager auf dem Fußboden abgeben würden, schief ich auf demselben und überließ Bismarck-Bohlen, unbelästigt durch alle Gesellschaft — wenigstens solche menschlicher Art — sich selbst.“

*

Rézonville, Gravelotte, Pont-à-Mousson, 19. August 1870.

Ueber seine gemeinsamen Erlebnisse mit Bismarck an diesem Tage berichtet der amerikanische General Sheridan: Bei Tageslicht erwachte ich, und als ich sah, daß Graf Bismarck bereits angekleidet und im Begriff war, die Leiter hinaufzusteigen, beschloß ich, seinem Beispiele zu folgen; ich erhob mich daher und war bald im Erdgeschöß, da, in Ermanglung aller Waschgelegenheit, der ganze von der Toilette erforderte Zeitaufwand im Anlegen der Kleidungsstücke bestand. Draußen vor der Thür begegnete ich dem Grafen, welcher mir triumphirend ein paar Eier zeigte, die er eben von der Besitzerin des Hauses gekauft hatte; er lud mich zum Frühstück ein in der Voraussetzung, daß wir aus der Feldhaushaltung des Königs etwas Kaffee bekommen würden. Nachdem er die Eier unter den dringendsten Ermahnungen, sie gut zu verwahren, unter meine Obhut gestellt, ging er, um auf den Kaffee zu fahnden, und er kam in der That nach einer Weile mit leidlichem Erfolg zurück. Ein Ei für jeden

war indessen kaum genug, um den Hunger zweier starken, von langem Fasten geradezu gierigen Männer zu stillen, der Genuß hatte vielmehr unsern Hunger nur größer gemacht, und wir begaben uns alsbald aufs neue auf die Suche nach etwas Eßbarem. Ich hatte das Glück, einem Marktenderwagen zu begegnen, und obgleich sein Vorrat nahezu ausverkauft war, waren doch noch vier Paar Würstchen übrig geblieben, die ich für eine hübsche runde Summe sofort erstand. Der Graf hatte inzwischen ein paar Flaschen ausgezeichneten Cognacs aufgetrieben, so daß unser schmales Eier- und Kaffeefrühmahl reichlich vervollständigt wurde.

Nach dem Frühstück lud der Kanzler mich ein, ihn auf einem Ritt über das Schlachtfeld zu begleiten,¹⁾ um zu sehen, ob die Kruppschen Kanonen wirklich die Hinrichtung an den französischen Geschützen vollzogen hatten, wie die deutschen Artillerie-Offiziere glaubten. Wir ritten quer durch das Dorf Gravelotte, und auf dem Wege, auf dem die deutsche Kavallerie ihren mutigen, aber vergeblichen Angriff ausgeführt hatte, erreichten wir bald den Grund, auf dem das Gefecht am heftigsten gewesen. Hier war das Feld mit Zeugenmalen des furchtbarsten Kampfes bedeckt, Tote und Verwundete lagen nach allen Richtungen hin dicht gesät.

Da um diese Zeit die deutsche Kavallerie bereits ziemlich weit nach Metz, nach der französischen Front vorgeedrungen war, so folgten wir ihr und ritten in der Hoffnung, einen Blick auf die Stadt zu gewinnen, nach einem benachbarten Hügel; kaum hatten wir jedoch den Gipfel erreicht, als einige der etwa 600 Meter von hier versteckt liegenden Vorposten Feuer auf uns gaben und uns so zusetzten, daß wir uns auf den Nacken unserer Pferde beugten und in der zwanglosesten Weise die Flucht ergriffen. Eine deutsche Kavallerie-Abteilung, die den Zwischenfall wahrgenommen hatte, machte einen Angriff auf den französischen Posten und trieb ihn weit genug zurück, um uns eine sichere Rückkehr nach dem gewünschten Aussichtspunkt zu ermöglichen. Hier machten wir jedoch die Entdeckung, daß das nach Osten zu liegende Land so durchschnitten und hügelig sich erwies, daß keine zufriedenstellende Aussicht auf Metz möglich war.

Nach unserer Rückkehr nach Gravelotte besuchten wir zunächst den nordöstlich vom Dorfe gelegenen Teil des Schlachtfeldes, und hier entdeckte Graf Bismarck in einem abgelegenen Winkel etwa zwanzig Schwerverwundete. Den armen Burschen war nicht die mindeste Hilfe zu teil geworden, sie waren von

¹⁾ Nach den Berichten des Dr. Kayhler a. a. O. S. 38 war Graf Bismarck bei der Abfahrt des Königs von Rézonville überall vergeblich gesucht worden und kehrte erst spät abends zurück. Die Schlachtfelder vom 16. und 18. grenzten aneinander, so daß man von den Höhen bei St. Thiébault aus über Rézonville und Gravelotte stundenlang von einem Leichenfelde zum andern kam.

dem Sanitätscorps übersehen worden, und ihre Lage war im höchsten Grade mitleiderregend. Sofort wurde eine Ordonnanz nach einem Wundarzt entsendet, und in der Zwischenzeit thaten Graf Bismarck und ich, was in unseren Kräften stand, um die Leiden der Verwundeten zu mildern, indem wir ihnen Wasser brachten und etwas Cognac einflößten. Als die Aerzte kamen, überließen wir die Verwundeten ihrer Sorge und begaben uns nach Rézonville, wo wir die Kutsche des Grafen bestiegen, die uns zu dem inzwischen nach Pont-à-Mousson verlegten Hauptquartier des Königs bringen sollte.

Unser Weg führte durch das Dorf Gorze, und hier waren die Straßen derartig mit Wagen gesperrt, daß ich fürchtete, wir würden den ganzen Rest des Tages brauchen, um durchzukommen, denn die Fuhrleute schenkten den Zurufen unserer Postillone nicht die geringste Beachtung. Graf Bismarck erwies sich jedoch der Lage gewachsen; er zog eine Pistole hinter dem Wagenfassen hervor, sprang aus dem Wagen und begann die Straße in wirksamster Weise zu klären, indem er die vor uns befindlichen Wagen zur Rechten und Linken beorderte. Nachdem er in dieser Weise vor unserm Wagen hergegangen und Raum für uns geschaffen, bis wir das Ende der Sperre erreicht hatten, nahm er seinen Sitz neben mir wieder ein mit der Bemerkung: „Das ist kein sehr würdevolles Geschäft für den Kanzler des Deutschen Bundes, aber es ist die einzige Möglichkeit, durchzukommen.“

* Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch.

20. August 1870.

Begegnung mit dem König in Pont-à-Mousson, er ist geknickt durch unsere Verluste. Kriegsrat. Moltke ganz der alte, klar entschlossen, auf Paris zu gehen. Bismarck gemäßigt, durchaus nicht sanguin; unsere Bedingungen sind Elsaß und Kriegskosten.

*

* Pont-à-Mousson, 22. August 1870.

Am letzten Abend vor dem Aufbruch des Großen Hauptquartiers von Pont-à-Mousson traf noch daselbst der erste Zug aus Nancy ein. Es war ein feierlicher Moment, für dessen Bedeutung am klarsten sprach, daß auch Graf Bismarck in Begleitung einiger Herren sich auf dem kleinen, dunkeln Bahnhofe eingefunden, lange, lange die Ankunft des Zuges erwartet hatte und den kommenden jetzt mit lautem Hurra begrüßte. Die Eisenbahnverbindung mit Deutschland war, wenn auch auf bedeutendem Umwege, hergestellt, und für die Verpflegung der Armee war damit ungeheuer viel gewonnen.¹⁾

*

¹⁾ Dr. Kayßler a. a. O. S. 45.

* Pont-à-Mousson, 23. August 1870.

Bamberger schreibt in seinen Erinnerungen: „Bismarck's kluge Bedachtsamkeit auf Schonung, nicht auf Reizung zweifelhafter Elemente hatte ich im Laufe der Dinge noch öfter zu bemerken Gelegenheit; sie bildete das Gegenstück zu rücksichtsloser Energie, wenn es geraten schien, gewaltfam zuzugreifen. So finde ich ein interessantes Gespräch vom 23. August, also schon nach den Erfolgen bei Metz, in Pont-à-Mousson. Bismarck war beunruhigt über Oesterreichs Rüstungen, die sehr ernst zu werden schienen. Er schickte mir durch Herrn v. Keudell einen Bericht des Majors v. Brandt aus Wien vom 19. mit allen Details. Dabei zeigte er mir einen Artikel aus einer deutschen Zeitung, worin über Beust und Andrassy Hohn ergossen ward, daß sie jetzt zurückwichen. Bismarck war darüber sehr unwillig und sagte: ‚Wenn sie wirklich auf dem Wege sind, zurückzuweichen, so soll man sie nicht provoziren, sondern sie durch gute Worte darin bestärken.‘ Bald in dieser, bald in jener Richtung erhielt ich fast täglich meine Instruktionen für die Behandlung der Dinge in der Presse. Meine Hauptverbindungen waren mit der „Kölnischen Zeitung“ und mit der „Mainzeitung“ in Darmstadt, die mein jüngerer Freund Friedrich Dernburg redigirte. Durch die geistreiche und schlagfertige Opposition, welche er von lange her darin dem Ministerium Dalwigk machte, hatte er das kleine Blatt zu einem über den engen Kreis des hessischen Großherzogthums hinaus wirkenden Organ erhoben.“

*

Commercy, 23. August 1870.

Geheimrat Stieber fand beim Einrücken in diesen bisher sowohl von französischen als deutschen Truppen verschonten Ort alles unversehrt und in bester Ordnung und die französische Zivilverwaltung in voller Funktion. Zum erstenmale wurde hier das Hauptquartier nicht nur vom Maire des Orts, sondern auch von dem Präfekten des Departements empfangen. Auch fehlte es in Commercy nicht an Lebensmitteln, und die Bevölkerung zeigte sich entgegenkommend. „Wir finden hier zum erstenmal in Frankreich,“ schrieb Stieber an seine Frau, „eine blühende, unversehrte Gegend, sogar weidende Herden der Einwohner und gangbare Hotels.“¹⁾

*

Von Commercy nach Bar-le-Duc, 24. August 1870.

Stieber berichtet: „Auf dem Wege von Commercy nach Bar-le-Duc traf in Ligne der König mit der Armee des Kronprinzen zusammen, wo auf offener Straße der König und sein Sohn, umgeben von den im Hauptquartier befindlichen deutschen Fürsten, dem Grafen Bismarck, Moltke u., sich herzlich

¹⁾ Denkwürdigkeiten S. 261.

begrüßten. Die Ortsbewohner standen um diese Gruppe so gemüthlich herum, wie in Potsdam bei Militärparaden, und waren namentlich toll nach Bismarck. Eine feine Dame wollte mit Gewalt den comte Bismarck sehen; ich spielte einmal wieder den Schlaunen und sagte: „Sie sollen Bismarck sehen, Sie sollen sogar dicht bei ihm stehen, aber schaffen Sie mir ein Stück frische Butter und Käse.“ Richtig, sie ging mit uns (mit Stieber und seinem Stabe) in ein unscheinbares, verschlossenes Haus, und wir erhielten auf einem kleinen Hofe vier Stühle und einen Tisch, Butter, Käse und Wein. Brot hatten wir mit. Nach Wochen war dies die erste frische Butter und Käse. Wir haben herrlich gefrühstückt und unsern Bismarck leben lassen. Ein Stück Butter und Käse war er schon wert. Ich habe mein Wort redlich gehalten, die Dame hat sich den Bismarck ganz genau angesehen. Uebrigens kann ich versichern, die Dame war nicht mehr jung. Wäre sie selbst jung gewesen, ich hätte frische Butter und Käse jeder anderen Münze vorgezogen. Namentlich Käse fehlte absolut.

An einigen Orten herrscht hier noch eine andere Not, von der ihr gar keinen Begriff habt, es fehlt absolut Licht. Diese Not ist fast so schlimm wie Wasserznot. Kienspan gibt es hier nicht, Lichte sind nicht zu haben, man möchte zulezt ein Haus anbrennen, um sehen zu können. Ich führe immer mehrere Pfund Lichte jetzt bei mir, seit ich in Hemy zwei Abende finster gefessen.“

*

* Nachts gegen 11 Uhr trat Bismarck in Begleitung eines preußischen Majors in das Gastzimmer des Hotels du Cygne ein, stand dem Münchner Maler Heinrich Lang gegenüber und fragte denselben nach dem bayerischen Generalstabchef Oberst v. Horn. Als Lang — überrascht, den Mann des Jahrhunderts plötzlich vor sich zu sehen — nicht sofort Auskunft erteilte, wiederholte Bismarck seine Frage, und als ersterer die Vermutung äußerte, der Herr Oberst werde mit den anderen Herren in dem café des oiseaux zu finden sein, rief er mißgestimmt aus: „Ja, ist denn niemand hier, der mich dahin führen könnte?“ Natürlich bot sich Lang sofort dazu an, stellte sich als Angehörigen des Corpsstabes in ziviler Eigenschaft vor, und Bismarck nahm kurz dankend seine Führerschaft an. Sie traten hinaus auf die Straße, und in freundlich-artiger Weise erkundigte sich der „Mächtige“ nach der Wenigkeit seines Führers, die diesem, wie er versichert,¹⁾ in dieser Begleitung freilich noch ein wenig „weniger“ vorkam als ohnehin schon in dieser großen Zeit. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen zu dem Versuch, Bismarck durch rasche und exakte Schilderung seiner Stellung und persönlichen

¹⁾ Vgl. dessen Schrift: „Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers“. neue Folge S. 97.

Beziehungen zum Corps und seinen Führern Vertrauen in die Verlässigkeit und Sicherheit seines Wegweisers einzulösen — fühlte er ja doch eine gewisse Befangenheit dieser historischen Persönlichkeit gegenüber. Es glückte ihm auch, die Herren in dieser Gelegenheitsunterhaltung bis an die nächste Straße zu bringen, durch welche er links zum Theater abbiegen sollte, in dessen Souterrain das betreffende Etablissement sich befand. Aber hier war mittlerweile ein kolossaler Convoi von französischen requirirten Fuhrwerken so dicht ineinander parkirt, daß er — in Anbetracht der erlassenen Mahnung zur Vorsicht — es nicht wagen durfte, Bismarck, welcher seine Kürassieruniform trug, hindurchzulootsen; jedes Kind von Bar-le-Duc hatte den hohen Mann und die weiße Mütze in den paar Stunden auswendig gelernt, er konnte sich keinem der ihnen Begegnenden mehr verleugnen — wer stand ihm dafür, daß beim Durchzwängen durch diese Fuhrwerke nicht einer der feindlichen Bauern, die in ihren freien Stunden gewiß Franc-tireurs spielten, den Mann erkannte und seinen Patriotismus mit einem Prügel oder Wagscheit der berühmten „weißen Mütze“ demonstirte? Er wagte weder den Kanzler hindurchzuführen noch auch ihm seine Besorgnisse zu äußern, sondern wählte ein drittes: einen kleinen Umweg durch die nächste Gasse, welche, auf den großen Platz mündend, von der andern Seite an die Salle de Spectacle führt. In der engen und allerdings sehr stiefmütterlich mit Gaslicht ausgestatteten „ruelle“ schöpft Bismarck aber Verdacht, sein Führer möchte auf einem Irrwege sein, und war natürlich „so frei“, sich dieses Gedankens rückhaltlos zu entledigen. Dummerweise antwortete Lang, „der Staub, das Nichts“, im Optativ mit *äv*, statt soldatisch entschlossen den Herren bündig und sicher zu sagen, sie möchten ihm nur gefälligst folgen, und dieser im Moment höchst überflüssigen Urbanität hatte er es zu danken, daß Bismarck unruhig, drängend, ja fast drohend wurde. Ein preußischer Soldat, der ihnen begegnete und, von dem begleitenden Offizier angesprochen, ob er stadtkundig sei, mit „zu Befehl, ja“ antwortete, wurde nach dem Kaffeehaus befragt. „Dat weëß ick nich,“ meldete gehoramsft der Füsilier — also weiter! „Ich will unter allen Umständen Ihren Generalstabschef sprechen,“ begann Bismarck wieder, „aber zum Herumlaufen und Suchen habe ich keine Zeit. Können Sie mich in mein Quartier zurückführen?“ Lang konnte ihm seine Wohnung genau beschreiben, und so stieg momentan wieder das Vertrauen, doch wurde ein zweiter preußischer Soldat, ein Unteroffizier, der ihnen in den Weg kam, als *sauve-garde* mitgenommen. Lang schilderte den kurzen Weg, den sie noch zu machen hatten durch das Gäßchen auf den großen Platz mit dem Denkmal, dann links um die Ecke zum Theater, dort sei das Kaffeehaus; kurz vor ihnen bemerkte er drei Zivilisten. „Ich will sie ansprechen, Excellenz; Sie werden die gleiche Mitteilung hören,“ er bekam sie auch richtig — aber einer von den dreien bemerkte, das Café möchte wohl schon geschlossen sein. Jetzt war's aber mit Bismarck's Geduld zu Ende — er plakte donnermäsig

los und schoß, als sie auf den freien Platz kamen, auf ein gegenüberliegendes Kaffeehaus mit einer Sicherheit zu, als ob er Oberst v. Horn schon unter den dort im Freien sitzenden Gästen bemerkt hätte. Lang mußte ihm nachlaufen und links hinüberdirigiren, was jedoch nur eine neue Version von „Glück vor allem der Geduld“ an seine werthe Adresse zur Folge hatte. Endlich waren sie da. Vor dem großen Thorbogen hielt Lang und wollte Bismarck vorangehen lassen. Ein langer, dunkler Tunnel führte unter dem Logenhaufe des Theaters in das Lokal, aus dessen mit Milchglas eingelassener Thür ein spukhaft unbestimmter Lichtschein in höchst zweifelhafter Ferne schimmerte.

Höflich mit der Hand an der Mütze stand Lang da — da blickte ihn Bismarck scharf und drohend an und rief aufgeregt: „Da, in dieser Spelunke, in dieser Räuberhöhle, da drinnen soll Ihr Generalstabschef sein? Haben Sie die Gefälligkeit, mir den Herrn Oberst herauszuholen; ich werde hier warten!“ Lang stürzte dienstbestiffen durch die Dunkelheit in das Dorado Bar-le-Duc, am nächsten Tisch erblickte er den Gesuchten und brachte seine Meldung an — allgemeine Bewegung der hundertköpfigen Gesellschaft, Oberst v. Horn ist schon dem „eisernen“ Grafen entgegen!

Lang schnauft über seine Beteiligung an der diplomatischen Leitung der Weltgeschichte ein wenig aus — da begrüßt ihn vom nächsten Tische der gütige Künstlermācen Prinz Luitpold, welchen er in seiner Aufregung nicht gleich bemerkt hatte, und welcher die Gnade hatte, ihn an seine Seite zu winken. General Luz und noch verschiedene höhere Offiziere des Corps tranken ihm freundlich zu, und das Glas Bier mundete ihm nach dieser Anstrengung vortrefflich.

Plötzlich allgemeine Erhebung: Bismarck ist eingetreten, macht Seiner Königlichen Hoheit seine Reverenz, und Lang zieht sich wieder „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ an einen Lieutenantstisch zurück, an welchem ihn der den Kanzler begleitende Major aufsucht, in dessen Namen dankt und das Versprechen, die Herren in ihr Quartier zurückzuführen, da der Unteroffizier diesen Dienst übernehmen könne, zurückgiebt.

*

Bar-le-Duc, den 25. August 1870.

* Der König besichtigt vom Balkon seines am schönsten Boulevard der Stadt gelegenen Hauptquartiers die Bar-le-Duc passirende kronprinzliche Armee, darunter die zu derselben gehörigen bayerischen Truppenteile. Während des Vorbeimarsches der Truppen hatte Graf Bismarck die Freundlichkeit, dem amerikanischen General Sheridan die verschiedenen Truppenteile zu erklären; dabei erzählte er Einzelheiten aus ihrer Geschichte und warf zugleich Bemerkungen über die Befähigung der verschiedenen sie befehligen Generale hin. Nach der Besichtigung begaben sich Bismarck und der General nach dem Hause des ersteren, und hier zum erstenmal in seinem Leben kostete Sheridan Kirsch-

wasser. Da er den Stoff nicht kannte, hatte er sich auf Bismarcks Empfehlung verlassen, und da dieser das Getränk für ausgezeichnet erklärte, so that er einen herzhaften Schluck, welcher ihn dem Ersticken nahe brachte und in einen heftigen Hustenanfall stürzte. Der Kanzler tröstete den General und sagte, daß dies durchaus nicht die Schuld des Getränkes, sondern nur seiner eignen Unerfahrenheit sei, und der Amerikaner mußte dies dem großen Staatsmann wohl glauben, denn er bewies die Richtigkeit seiner Worte, indem er eine ansehnliche Menge mit leuchtendem Gesicht hinuntergoß. Das überzeugte den General Sheridan in so unwiderstehlicher Weise, daß er sich sofort mit Bismarck-Bohlen auf den Weg machte, um einen Vorrat für sich selbst einzulegen.

Nach Aeußerungen, die L. Schneider, der Vorleser des Königs, von der Umgebung Bismarcks zu hören bekam, äußerte derselbe von dem bekannten Zuge nach Nordwest in Verfolgung der Armee Mac Mahons, man müsse vor allen Dingen Paris durch Ueberraschung besetzen. Die entmutigt umherirrende Armee könne man dann um so sicherer schlagen. Diesem Gedanken entsprach auch die Richtung, welche die III. und die Maas-Armee bis jetzt verfolgt hatten, und die Nennung von Vitry-le-français als nächstes Hauptquartier schien dies zu bekräftigen. Im Generalsvortrage, dem auch Graf Bismarck beigewohnt hatte, entschied man sich jedoch, Mac Mahon parallel zu folgen und den Feind womöglich über die belgische Grenze zu drängen. „Der Entschluß des Königs,“ schreibt L. Schneider,¹⁾ „auf diesen Plan einzugehen, schien mir um so merkwürdiger, als er dem selbst erlebten und erfolgreichen Vorgange im Jahre 1814 schnurstracks widersprach. Damals war Napoleon I. ebenfalls dem Vorstoße der Allirten ausgewichen, um seine Feinde von Paris abzulocken, und der große Moment, wo die allirten Fürsten beschlossen, ihm nicht zu folgen, sondern ihren Marsch auf Paris fortzusetzen, war eine seiner Lieblingserinnerungen, von welcher der König mir wiederholt erzählte, um so mehr, als der Sieg vor Paris eine Folge dieses Kriegsrates en plein air bei Vitry-le-français wurde. Der wunderbare Erfolg bei Sedan hat bewiesen, daß auch das diametral Entgegengesetzte zum gleich glänzenden Ziele führen kann. Die Meinungen über die Zweckmäßigkeit dieser so ganz veränderten Marschrichtung waren im Hauptquartier sehr geteilt; die Bedenklichkeiten verstummten aber schon nach Beaumont, um in den Tagen nach Sedan ungeteilter Bewunderung Platz zu machen.“

Stieber schreibt: In Bar-le-Duc, einer schönen großen Stadt mit 20 000 Einwohnern, herrschte keine Not, da nur wenig Truppen durchmarschirt waren. Das Personal des Hauptquartiers fand noch Table d'hôte in den Hotels, sowie gute Schweizer Konditoreien und offene schöne Läden. „Hier hat,“ schrieb Stieber an seine Frau, „unsere Not ein Ende. Ich habe heute früh

¹⁾ L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Bd. II. S. 191.

schönen Kaffee mit Milch und Sandtorte zu mir genommen, gestern abend habe ich ein schönes Diner von fünf Gängen und eine Pulle Sekt gehabt, genug, hier ist Klein-Paris. Hier kann ich den Grafen Bismarck nicht für ein Stück Butter und Käse ablassen. Ich habe aber hier tüchtig zu thun, da hier der Sitz einer Provinzialregierung, einer großen Präfektur, war und wir eine neue Verwaltung einrichten müssen. Graf Bismarck hatte mich gestern (24. August) abend bei sich zum Thee, hierbei ist diese neue Provinz geordnet worden. Der Maire des Ortes fungirt unter meiner Aufsicht weiter, als Präfekt ist Graf Hatzfeldt eingesetzt worden, der wohl auch nach unserer Abreise hier bleiben wird.“¹⁾

*

Bar-le-Duc, den 26. August 1870.

Der Kriegsberichterstatter der Times, William Russell, sah Bismarck unter dem Thorweg stehen, tief versunken in dem Genuß einer mächtigen Zigarre und in Betrachtung der Regentropfen, die vom Dache fielen.

* Aus der Zeit des Aufenthalts in Bar-le-Duc berichtete der französische Schriftsteller Louis Ulbach folgenden Vorgang:

„Ich las kürzlich (erzählt Ulbach) in den „Mémoires de la société des lettres, sciences et arts“ von Bar-le-Duc, daß in dem Augenblick, als der Marsch der deutschen Armee nach Sedan vor sich ging, Herr v. Bismarck die Zeit fand, mit den im Gymnasium von Bar-le-Duc gebliebenen Lehrern die Verdienste der deutschen und französischen Erziehung mit großer Aufmerksamkeit zu besprechen. Man stand am Vorabend der letzten Anstrengung, der Endkrisis, und unser großer Feind beschäftigte in der Absicht, uns zugleich auf allen Seiten zu besiegen, am 28. August 1870 das Gymnasium im einzelnen, indem er sich über die Zahl der Stunden, über den Stand der Studien erkundigte. Dieser Besuch, mit dem Herr v. Bismarck nicht großthut, den sein Historiograph, Herr Moritz Busch, nicht gekannt zu haben scheint, und über den ein Professor des Gymnasiums von Bar-le-Duc berichtet, scheint mir eine besondere Bedeutung zu haben. Der Kanzler tadelte bei diesem Besuch nachdrücklich das Internat, welches das Kind von der Familie trennt. Er gestand zu, daß die deutschen Universitäten zu viele Freiheit gewähren, aber er schien die lärmende Freiheit für die Jugend der Einförmigkeit, der Entnervung der französischen Einsperrung vorzuziehen. Er fand es seltsam, daß man die Scheiben der Fenster matt mache, daß es den Schülern in den Klassen nicht gestattet sei, den Himmel und den Raum zu sehen, und daß man an den Thüren Gucklöcher anbringe, um die Schüler zu überraschen und auszuspioniren. Herr v. Bismarck tadelte sogar die Bänke der Kapelle, die sich nicht dem Chor gegenüber befanden

1) Denkwürdigkeiten S. 261.

und auf der Seite angebracht waren, so daß die Kinder Feierlichkeiten anwohnten, die sie nicht sähen. Als er alles besichtigt, alles verglichen hatte, ließ er sich ein Glas Kirschwasser geben, trank auf den Frieden, indem er zugleich erklärte, daß er wenig an denselben glaube, und ging fort, um die Ankunft der deutschen Armee auf dem letzten Schlachtfelde des Kaiserreichs zu beschleunigen.“

*

Von Bar-le-Duc nach Clermont, den 26. August 1870.

Ein Feldpostbrief in der „Nat.-Ztg.“ aus Beaumont schreibt über die Reise des Hauptquartiers: In großen Märschen ging unser Corps (das IV.) von dem letzten Kastort Someille über Verdun hierher, bis in die Nähe der belgischen Grenze. Gegen 2 Uhr nachmittags waren wir am 26. August aufgebrochen und legten auf schauerhaften Straßen in strömendem Regen noch über vier Meilen an diesem Tage zurück. Unterwegs beim Rendezvous brauste das Große Hauptquartier an uns vorüber. Der König, ruhig-milde wie immer, einen Adjutanten im einfachen Wagen neben sich, die schlichte Feldmütze durch eine Gummischnur unter dem Kinn gehalten, hielt vor Oberst Scheffler, unserm Brigadeführer, und streckte ihm freundlich erregt die Rechte entgegen, die dieser mit unterdrückter Bewegung küßte. Als der deutsche Kriegsherr mitten in Frankreich die gewaffnete Nation mit stillem Neigen grüßte, da bebte mir jede Faser. Der Generallieutenant v. Schöler, der Divisionsgeneral, trat hinzu, erhielt ebenfalls einen Händedruck, und weiter ging's! Im zweiten Wagen folgte Bismarck allein, in Kürassieruniform und Mütze, sinnend in sich verloren, von den wenigsten erkannt.“

*

Clermont en Argonne, den 26. August 1870.

In diesem Bergstädtchen war es sehr schwer gewesen, Unterkommen für das ganze Personal der ersten Staffel zu beschaffen, und die vornehmsten Personen mußten sich mit engen Kammern begnügen. Sowohl die Armlichkeit des Ortes als das dauernde Regenwetter, — die hier zusammentreffenden Nachrichten von Aushebung und Ansammlung der Mobilgarden selbst in den Landstrichen, durch welche eben unsere Truppen gezogen waren, — allerlei über England oder Belgien kommende Nachrichten über die Pläne und Mittel des Feindes, — vor allen Dingen aber die Ungewißheit und Spannung, welche mit Bezug auf die Ergebnisse der nächsten Tage die Gemüter beherrschten, machten den Eindruck des zweitägigen Aufenthalts in Clermont zu einem recht unangenehmen.¹⁾

¹⁾ V. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Bd. II. S. 194.

* Das Diner nahm Bismarck mit mehreren Offizieren und Beamten in einem Zimmer des Hotels des Voyageurs ein, in welches man durch die Küche gelangte, und deren Thür so niedrig war, daß sich der Kanzler beugen mußte, um hindurch zu kommen.

*

* Clermont, 27. August 1870.

Einem Privatbriefe entnahm die „Kölnische Zeitung“ folgendes:

„Wir gehen seit dem Siege bei Wörth schnell vorwärts. Vor ein paar Tagen noch an der Mosel, sind wir seit gestern abend schon vor den Argonnen. Die Strapazen und Entbehrungen des Feldzuges teilen wir in der Umgebung des Bundeskanzlers wenigstens in dem Maße wie die Herren in der Begleitung Sr. Majestät des Königs, und zu arbeiten giebt es bei uns ebenfalls zur Genüge. Gestern von Bar-le-Duc über sechs Meilen gefahren, zum Teile bei starkem Hagel und Regenwetter, kamen wir in der Dämmerung, nachdem wir lange Infanterie- und Gepäckkolonnen und zuerst ein bayerisches, dann ein sächsisches Corps passirt hatten, hier an in dem kleinen, überfüllten Gebirgsstädtchen, wo der Bundeskanzler und wir mit ihm in der Knabenschule des Ortes einquartirt wurden. In der parterre gelegenen Schulstube hatte das Bureau des Großen Generalstabes auf den Schulbänken und dem Katheder sich etablirt. In der ersten Etage war dem Bundeskanzler sein Arbeitszimmer zugewiesen, das zugleich als Schlaffabinet benutzt wird. Wir haben unser Wohnungs-, Bureau- und Nachtquartier im Schlaffaale der Knaben im zweiten Stock, einem großen aber niedrigen Raume. Hier speist der Minister mit uns und den Geheimräten. Das fehlende, aber notwendige Mobilien ist schnell hergestellt. In geschickter Weise hat der Kanzleidiener Th. einen Feldtiisch aus einer Tonne, einem Sägebock, einem Badtroge und einer ausgehobenen Thür konstruirt. Hier wird auch der Kaffee, das zweite Frühstück und der Thee servirt. Als Leuchter benützen wir leere Weinflaschen, aus welchen die eingesteckten Kerzen uns Licht spenden. Stühle sind nicht vorhanden, einige wurden herbeigeschafft; sonst liefern Kisten und Koffer die Sitzplätze. Betten sind ein überflüssiger Luxus. Glücklich, daß ich auf einem Strohsack schlafen und meinen Kautschukmantel als Decke benützen kann. Die Unordnung ringsum ist malerisch. Offene Koffer und Reisefäcke, Kanzleimappen, am Boden liegende Briefwurzels, Papierstücke, Strohhalm geben ein buntes Bild. Ein Waschbecken genügt für alle. Leider hat es einen großen Leck, der um so schlimmer war, als das Wasser bei der Erschöpfung der Brunnen durch die starke Einquartierung ziemlich rar zu werden anfängt. Mit lobenswerthem Geschick verstopfte ein Diener das Loch mit heißem Siegelack. Unser Chef hat es übrigens nicht besser. Gearbeitet wird, namentlich wenn der Telegraph geht, sehr tapfer und angestrengt. Auch unter diesen Umständen muß die

Sammlung des Geistes erzwungen, der Stoizismus zur Geltung gebracht werden. Wir schreiben Depeschen, Instruktionen, Telegramme, Zeitungsberichte, wir kopiren, chiffiren und dechiffiren und kollationiren, während neben uns lebhaftere Unterhaltung geführt wird. Feldjäger, Kabinetsskuriere, Briefträger, Offiziere, Ordonnanzen, Stabswachen gehen aus und ein. Auf der Straße ziehen Regimenter auf Regimenter mit Janitscharenmusik, Trommeln und Pfeifen vorüber und begrüßen den uns gegenüber wohnenden König mit jubelnden Hochs und Hurras. Auch ohne Studierzimmer geht's, wenn man nur will und es sein muß.

Uebrigens ist dies das erste unbequeme Nachtquartier. In Böhmen hatte die Feldkanzlei des Bundeskanzlers Quartiere von einer Beschaffenheit, daß man dem Himmel gedankt hätte, wenn eins aufgetaucht wäre wie unser heutiges. So arbeiten wir an unserem Teil und in unserer Weise ganz wacker an der großen Sache des Vaterlandes mit. Unser Bundeskanzler leuchtet uns dabei als Muster der Thätigkeit, der Arbeitskraft und der Einfachheit voran; trotz seiner ungeheuren Anstrengung behält er noch Muße, sich auch des scheinbar Kleinen anzunehmen und dafür zu sorgen, daß die Diener und Ordonnanzen an dem, was Leib und Seele zusammenhält, nicht Mangel leiden.“

*

* Clermont, 28. August.

Louis Schneider, der Vorleser des Königs, hatte für den „Staatsanzeiger“ Kriegsberichte geschrieben, darunter einen über die Schlacht von Mézonville am 16. August. Am 28. August erfuhr L. Schneider vom König, daß man sich über diese Berichterstattung beklagt, weil dieselbe offenbare Unrichtigkeiten enthielte;¹⁾ namentlich habe man sich von seiten der zweiten Armee darüber beschwert, daß in dem Bericht über die Schlacht am 16. bei Mézonville besonders betont worden sei, die französische Garde wäre noch nicht mit im Gefechte gewesen, während doch der Augenschein am Tage darauf bewiesen, daß die Leichen derselben gliederweise dahingestreckt auf dem Schlachtfelde lagen.

Noch am gleichen Tage erfuhr L. Schneider, Bismarck habe an den „Staatsanzeiger“ telegraphirt, von dem Korrespondenten, welcher den Bericht in Nr. 218 geschrieben, dürfe nie wieder ein Bericht aufgenommen werden. Darauf habe der „Staatsanzeiger“ erwidert, daß Schneider der Verfasser sei;

¹⁾ L. Schneider hatte sich schon kurz vor Ausbruch des Krieges bei Bismarck mißliebig gemacht, indem er dem König eine Mitteilung von der Berufung Oskar Medings gemacht hatte, bevor er, der Kanzler selbst, seinen Herrn von diesem Schritt unterrichtet hatte. Der König hatte in weisem Takte zu Schneider auf dessen Anfrage, ob er denselben besuchen dürfe, gesagt: „Erst zu Bismarck gehen und nichts ohne Vorwissen desselben thun.“ L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Bd. II. S. 148.

eine Zurücknahme der einmal gegebenen Ordre sei aber bis jetzt noch nicht erfolgt.

„Der Zufall wollte,“ so berichtet Schneider, „daß ich in Clermont dem Grafen Bismarck auf der Straße begegnete, der mich mit seiner gewohnten Offenheit anredete und mir sagte, daß man sich von Berlin aus über jene Unrichtigkeit beklagt hätte, daß er insolge dessen den Befehl gegeben, keinen Bericht aus derselben Quelle mehr zu drucken, und ihn auch nicht zurücknehmen könne. Hätte er gewußt, daß ich der Verfasser gewesen, so würde dieser Befehl vielleicht nicht ergangen sein; nun sei er aber einmal da, müsse also seine Geltung behalten. Die Sache ließe sich aber leicht applaniren, wenn ich fortfahren wolle, zu berichten, jeden Bericht aber von einem Offizier des Generalstabes durchsehen und unterzeichnen lasse. Daraus ging schon eine mildere Auffassung hervor, und gleich darauf kam der Geheime Legationsrat v. Reudell zu mir, der mich in freundlichster Weise ersuchte, den ganzen Vorgang nicht übel zu nehmen, da der Bundeskanzler nun einmal sehr rasch und durchgreifend in solchen Dingen zu handeln pflege, aber in der That nicht wohl einen eben gegebenen Befehl zurücknehmen könne. Es sei schon mit dem Obersten v. Verdy vom Großen Generalstabe gesprochen worden, und dieser vorzügliche Offizier habe sich auf das bereitwilligste dazu erboten, meine Berichte durchzusehen und zu unterzeichnen.“

* In Clermont besuchte Sheridan den Grafen Bismarck, um etwas Genaueres über die zunächst bevorstehenden Dinge zu erfahren, und fand ihn in einem recht abgerissenen Schlafrock bis über die Ohren in der Arbeit. Er saß in einem engen Zimmer, dessen einzige Möblirung aus einem Tisch — an dem er schrieb —, zwei roh gearbeiteten Stühlen und dem diesmal in einer Ecke auf der Erde bereiteten, unvermeidlichen Federbett bestand. „Auf eine Bemerkung meinerseits über das beschränkte Wesen seines Quartiers erwiderte der Graf mit dem besten Humor der Welt, das sei noch immer gut genug, und er befinde sich darin durchaus nicht schlecht. Selbst die Schritte und das Geräusch seiner Kanzleibeamten, die auf dem Boden über ihm untergebracht waren, und das Rasseln der Säbel seiner Ordonnanzen auf dem Hausflur störten ihn nicht. Und er würde, wie er sagte, in der That nicht das mindeste auszusetzen gehabt haben, wenn nicht eine Abteilung Soldaten, die man, wie er annehme, seiner Sicherheit halber um das Haus aufgestellt hatte, darauf bestanden hätte, dem Kanzler des Norddeutschen Bundes bei seinem jedesmaligen Erscheinen im Hof ihre Ehrenbezeugung zu erweisen und ihr schützendes Geleit zu geben, was eigentlich sein recht Uebles habe, da er grade von einer sehr heftigen Ruhr geplagt sei. Trotz dieser Unannehmlichkeit jedoch und inmitten der Korrespondenz, mit der er beschäftigt war, nahm er sich in der freundlichsten Weise die Zeit, mir zu bestätigen, daß diese plötzliche Bewegung nordwärts von Bar-le-Duc in der That das Ergebnis der Meldung war, daß

Marschall Mac Mahon den Versuch mache, Metz auf dem Wege der belgischen Grenze entlang zu entsetzen — ein solcher strategischer Fehler,“ fügte der Kanzler hinzu, „daß man ihn sich nur in dem Fall zu erklären vermöchte, daß er in der politischen Lage der Franzosen begründet wäre.“

*

31. August 1870.

* Eine kurze Strecke über Beaumont hinaus in dem Dorfe Grehanges hatte der König ein Frühstück bestellt, zu dem er Bismarck, seinen eignen Stab und die Offiziere im Gefolge des Kronprinzen von Sachsen einlud. ¹⁾

* Unter den Tischgästen des Kaisers befand sich öfter auch der von dem Kaiser Alexander II. ins deutsche Hauptquartier entsandte russische Oberst Baron Zeddeler. Ofter von dem König zur Tafel gezogen, hatte der russische Offizier die beste Gelegenheit, auch den Grafen Bismarck zu beobachten, welcher bei Tisch stets das Wort führte. Es fiel Zeddeler vor allem auf, wie sanft und fast zärtlich die Züge des großen Staatsmannes wurden, wenn er mit dem greisen Herrscher sprach. Bis zur Ankunft in Versailles speiste man sehr einfach an der Tafel des Königs. Das Diner bestand regelmäßig aus einer Suppe, zwei Fleischspeisen und einem süßen Zwischengerichte, wozu man Madeira und französischen Wein trank. Die silbernen Teller hatten bereits Friedrich dem Großen gedient . . . Die außerordentliche Geistesfrische des vierundsiebzigjährigen Monarchen erfüllte Zeddeler mit Staunen. Er sprach mit dem russischen Offizier nach dem Diner lange von der Organisation des Generalstabes in Rußland und von den militärischen Bemerkungen, welche er die russische Armee betreffend noch an Kaiser Nikolaus gerichtet hatte. Und dies, nachdem er tagsüber das Schlachtfeld besucht und die verschiedensten Befehle erteilt hatte. „Man hat eine irrige Meinung von der Rolle, welche Wilhelm I. im Kriege gespielt,“ erklärte Baron Zeddeler. „Nur die außerordentliche Bescheidenheit des Monarchen und sein Bestreben, die Verdienste seiner Generale hervorzuheben, riefen die Meinung hervor, daß er in militärischen Sachen nicht genug Autorität besitze. Ganz im Gegenteil, er war es, der trotz seiner Bonhomie die Zügel führte, und er bewies manchmal die äußerste Energie.“

Er gab hiervon auch in der Schlacht bei Gravelotte ein eklatantes Beispiel. Als sich ihm hier sein alter Freund, der General Steinmetz, nahte, sah man den König, welcher von seinem ganzen Generalstab umgeben war, so energische Worte Steinmetz ins Ohr flüstern, daß dieser totenbleich wurde, sein Pferd

¹⁾ Archibald Forbes deutsch, S. 275.

heftig umwendete und einen neuen Vorstoß gegen den Feind unternahm. Der Monarch hatte eben die falschen Dispositionen des alten Generals mit richtigem Feldherrnblicke erkannt. 1)

*

* Sedan, 1. September 1870.

Die am Tage der Schlacht bei Sedan herrschende Hitze hatte auch bei Bismarck, wie bei allen, Durst verursacht, und er fragte den Fürsten Putbus, der mit einem Umhängetaschen, aus dem verschämt eine Flasche sah, den Berg hinaufgeklettert kam, ob er nichts zu trinken habe. Freundlich bot ihm dieser die Flasche. Bismarck aber stellte sich breitspurig, wie ein Pharus, vor den kleinen Spender der Gabe und hob die Pulte in die Höhe. Lange zog er den belebenden Trank ein, und die Flasche enthielt wohl, als er sie mit den Worten „Ich danke dir, Putbus!“ zurückgab, keinen Tropfen mehr.

Um die Zeit, da der König befohlen hatte, die Festung Sedan in Brand zu schießen, trat in seiner Umgebung das Gerücht auf, daß Napoleon mit in der Festung sei. An seine Gefangennahme knüpfte man die Hoffnung auf Frieden, Heimkehr. Alle waren in bester Stimmung, gewiß auch Bismarck, als er, auf einem Kartoffelfelde umhergehend, sich plötzlich niederbeugte, einen jämmerlich klagenden Lapin in die Höhe hielt und rief: „Mein erster Gefangener!“ 2)

Nach dem Berichterstatter der „Ball Mall Gazette“ entstand um 2 Uhr 5 Minuten, als die Franzosen den Hügel zwischen Torcy und Sedan verließen, um sich auf die Vorstadt Casal, eben außerhalb der Wälle vor Sedan, zurückzuziehen, eine Pause in dem Feuer auf der ganzen Linie oder vielmehr dem Kreise, der sich jetzt gebildet hatte. Graf Bismarck nahm Gelegenheit von dieser Pause, um sich mit den amerikanischen und englischen Freunden zu unterhalten. „Ich habe dem belgischen Kriegsminister gesagt, daß, solange die belgischen Truppen ihr Neuzerstes thun würden, jede Anzahl von französischen Truppen, welche die Grenze überschreiten, zu entwaffnen,“ sagte Graf Bismarck, „ich die Neutralität von Belgien strengstens innehalten werde; wenn aber im Gegenteile die Belgier aus Nachlässigkeit oder Unfähigkeit nicht jeden Mann in französischer Uniform, der einen Fuß auf ihr Gebiet setzt, entwaffnen und festhalten würden, so würden wir mit unseren Truppen dem Feinde sofort in das neutrale Gebiet folgen und annehmen, daß die Franzosen zuerst die belgische Neutralität gebrochen haben. Ich habe einen Blick auf die belgischen

1) Nach den von Baron Zedeler in der russischen Zeitschrift „Istoritschesky Wiestnik“ veröffentlichten Erinnerungen, „Pester Lloyd“ Nr. 167 v. 8. 7. 96.

2) Dr. Matthes, Im Großen Hauptquartier S. 55 ff.

Truppen an der Grenze geworfen," fügte Graf Bismarck hinzu, „und ich gestehe, sie haben mir keine große Meinung von ihrem kriegerischen Feuer und ihrer Disziplin beigebracht. Wenn sie ihre Mäntel anhaben, sieht man viele Paletots, aber wenig Soldaten.“ Der Berichterstatter fragte Seine Excellenz, ob er glaube, daß der Kaiser in Sedan sei. „O nein!“ war die Antwort, „Napoleon ist zwar nicht sehr weise, aber er ist doch nicht so närrisch, sich jetzt in Sedan aufzuhalten.“ Für dies eine Mal hatte Graf Bismarck unrecht.

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen.

Im Jahre 1871 wurde die erste Ausgabe

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen,

welche theils in' Kohls Bismarck-Regesten übersehen, ¹⁾ theils bisher zum Theil unveröffentlicht sind.

† An den Professor Tellkamp, Mitglied des preussischen Herrenhauses. ²⁾

Berlin, den 29. September 1866.

Hochzuverehrender Herr!

Nachdem ich an maßgebender militärischer Stelle über die Auslegung der Konvention von Langensalza Erkundigung eingezogen, beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß man allerdings der Ansicht ist, den beteiligten Offizieren nicht mehr Rücksicht als anderen aktiven Offizieren schuldig zu sein, daß sie also der Pensionirung unterliegen würden.

Die Besorgnis des Königs von Hannover ist daher begründet. Andererseits ist die größte Bereitwilligkeit vorhanden, die fraglichen Kompetenzen den Beteiligten bis an ihr Lebensende zu belassen, wenn der König sie ihres Eides entlassen will.

Es ist sonach ratsam, eine betreffende Verhandlung anzuknüpfen, und wenn Sie mir hierzu den Weg zeigen könnten, würden Sie mich unendlich verpflichten.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Reudell.

*

¹⁾ Die mit einem Kreuze versehenen Schreiben waren zur Zeit der Abfassung der Kohlschen Bismarck-Regesten bereits veröffentlicht.

²⁾ Der Bruder Tellkampfs diente als Major in der hannoverschen Artillerie. Reudells Schreiben war mit dem Dienstsiegel versehen. Reudell vertrat damals den auf Urlaub befindlichen Grafen Bismarck.

† An den Großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Staatsminister
und Präsidenten des Staatsministeriums v. Derzen in
Schwerin.

Berlin, den 18. Februar 1867.

Ew. Excellenz

gefälliges Schreiben vom 12. d. M.¹⁾ habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und es hat mir nur zur aufrichtigen Befriedigung gereichen können, daraus zu entnehmen, wie Sie bemühet sind, auf die Erteilung einer unbedingten Ratifikation der Vereinbarungen über den Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes hinzuwirken. Indem Ew. Excellenz in dieser Beziehung den diesseitigen Ansichten begegnen, ist es mir angenehm, zu den einzelnen, in Ihrem geehrten Schreiben erwähnten Punkten (unter denen der den Vertrag mit Frankreich betreffende Vorbehalt sub 2. auch diesseits als selbstverständlich betrachtet wird) folgendes ganz ergebenst erwidern zu können.

Was zunächst ad 1. die Frage der Elbzölle betrifft, so bin ich, nach stattgehabter Beratung der Angelegenheit, in der Lage, namens der Königlichen

¹⁾ Das Schreiben lautet:

An des Königlich preussischen Wirklichen Geheimen Rats Herrn
v. Savigny Excellenz in Berlin.

Schwerin, den 12. Februar 1867.

Ew. Excellenz

erlaube ich mir ganz ergebenst mitzuteilen, daß der Großherzog, mein Allergnädigster Herr, nachdem ich über den Stand der Sache Vortrag erstattet habe, lebhaft wünscht, Seine Ratifikation ohne die Voraussetzungen erteilen zu können, welche sub 1. (wegen der Entschädigung für Elbzoll und Transitzoll) sowie u. s. w. der diesseitigen definitiven Annahme des Verfassungsentwurfs beigefügt sind.

Die Königlich preussische Regierung würde, ohne ihrem Standpunkte zu präjudizieren, schon jetzt in der Lage sein, dem Großherzog die Möglichkeit einer unbedingten Ratifikation (abgesehen von dem Vertrag mit Frankreich betreffenden, als selbstverständlich anerkannten Vorbehalten sub 2.) zu gewähren, wenn Ew. Excellenz und der Herr Ministerpräsident Graf v. Bismarck Ihr bisheriges so dankenswertes Entgegenkommen auch noch dadurch betheiligen könnten und wollten, daß Sie mir in den nächsten Tagen eine zustimmende offizielle Aeußerung zu den nachstehenden diesseitigen Vorschlägen in irgend einer beliebigen Form zukommen ließen.

Es würde nämlich ad 1. Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog vollkommen genügen, wenn wegen der bestehenden Zölle nicht bloß das Prinzip einer an Mecklenburg zu leistenden Entschädigung anerkannt würde, wie solches schon geschehen ist, sondern auch zugleich als wesentliche Grundlage der Ablösung (ohne deren Feststellung jede Anerkennung des Prinzips keinen Schätzwert hat) ausgesprochen würde, mit welcher Ziffer die Ablösung zu bewirken sei, z. B. mit dem zwanzigfachen Betrage der bisherigen Netto-Einnahme oder doch wenigstens mit einer solchen Ziffer, welche dem Durchschnitt, der bei den neuesten ähnlichen Ablösungen (dem Sundzoll, dem Stader Zoll, dem Schelbezoll) zur Anwendung gekommen, entsprechend sein sollte.

Soviel aber u. s. w. und beharre in ausgezeichneter Hochachtung stets als

Ew. Excellenz ganz ergebenster

v. Derzen.

Regierung ausdrücklich zu erklären, daß die Regierung Seiner Majestät des Königs bereit ist, mit den übrigen Elbuferstaaten über eine Entschädigung der Großherzoglich mecklenburgischen Regierung durch Ablösung ihres Elbzoll-Anteils mit dem bei dem Sund- und Stader Zoll angenommenen $15\frac{1}{2}$ fachen Betrage der bisherigen Netto-Einnahme in Verhandlung zu treten. Das Entschädigungskapital würde, wie bei dem Sundzoll, eventuell in halbjährigen Raten verzinst und amortisirt werden. Hiernach kann die befriedigende Erledigung dieser Angelegenheit in dem von Ew. Excellenz gewünschten Sinne einem Zweifel nicht unterliegen, u. s. w.

Indem ich nunmehr auf Ew. Excellenz vielfach bewährte geneigte Vermittelung zur befriedigenden Erledigung der Sache mit vollem Vertrauen rechnen und darnach der baldgefälligen Anherkunft der Ratifikation entgegensehen darf, benutze ich u. s. w.

Savigny.

*

† An den ehemaligen hannoverschen Gesandten im Haag Grafen Platen.

Berlin, den 13. Juli 1867.

Eure Hochgeboren haben meine unter dem 4. vorigen Monats auf Allerhöchsten Befehl an Sie gerichtete Aufforderung, ¹⁾ sich nach Hannover zu begeben und dem Generalgouverneur von Voigts-Rheß über Ihr Verhalten in Hiesing Auskunft zu geben, ablehnend beantwortet ²⁾ und zugleich auf das Ihnen aus hannoverschen Kassen angewiesene Wartegeld verzichten zu wollen erklärt. Eure Hochgeboren irren indessen, wenn Sie durch diese Erklärung Ihr Verhältnis als königlicher Beamter endgiltig gelöst und mich der Einleitung eines Disziplinarverfahrens überhoben zu haben glauben. Vielmehr würde ich mich, falls Sie nicht binnen endlicher vier Wochen dem Befehle Seiner Majestät des Königs genügt haben sollten, in der Lage sehen, auf Grund der §§ 1 und 2 der Allerhöchsten Verordnung vom 24. Januar dieses Jahres, betreffend die Aufrechterhaltung der Interessen des öffentlichen Dienstes in dem ehemaligen Königreich Hannover, Ihre definitive Entlassung aus dem Staatsdienste, unter

¹⁾ Das in Kobl's Bismarck-Regesten gleichfalls übersehene Schreiben des Grafen Bismarck lautet:

„Auf Allerhöchsten Befehl fordere ich Eure Hochgeboren hierdurch auf, sich angesichts dieses nach Hannover zu begeben. Wenn Eure Hochgeboren dieser amtlichen Aufforderung keine Folge leisten sollten, so würden Sie die Einleitung einer Disziplinaruntersuchung gegen Sie zu gewärtigen haben.“

²⁾ Graf Platen erwiderte in der Sache selbst: „— Da ich nun nicht die Absicht habe, dieser Aufforderung Folge zu leisten, so erkläre ich, um Euer Excellenz aller weiteren Mühe der Einleitung einer Disziplinaruntersuchung gegen mich zu überheben, daß ich auf das aus hannoverschen Kassen angewiesene Wartegeld verzichte.“

Verlust aller aus Ihrem früheren Dienstverhältnisse herzuleitenden Ansprüche herbeiführen zu müssen.¹⁾

Im Auftrage:
v. Thile.

*

† An den Redakteur des amtlichen Moniteurs des General-
gouvernements zu Reims Wollheim de Fonjeca.²⁾

Berlin, den 27. August 1870.

Ob die von Ihnen beabsichtigten Publikationen sich zu einer Honorirung aus Staatsmitteln eignen würden, könnte sich erst beurtheilen lassen, wenn Sie dieselben nach ihrem Erscheinen einreichen.

Thile.

*

† An den Polizeipräsidenten v. Madai in Berlin.

Berlin ?

Der Botschafter des britischen Reiches hat sich in einer energischen Reklamation an den Reichskanzler, Seine Durchlaucht Fürst Bismarck gewendet, um von demselben Genugthuung zu verlangen für die Beleidigung, die einem Unterthan Ihrer Majestät durch die ungerechtfertigte Verhaftung zuteil geworden. Derselbe Herr Charles de Hofmann³⁾ hat nicht allein durch dieselbe, sondern auch durch die hierüber in die Berliner Presse übergegangenen Veröffentlichungen einen furchtbaren Schaden erlitten und verlangt dessen Ersatz im Betrage von 300 000 Mark. Seine Durchlaucht der Reichskanzler wünscht in Erfahrung zu bringen, ob dies derselbe Chevalier de H. sei, rücksichtlich dessen vor einiger Zeit an ihn die Anfrage ergangen, ob er mit demselben in Beziehungen stehe, und über welchen im diplomatischen Wege Nachforschungen gepflogen werden.

¹⁾ Graf Platen antwortete darauf am 24. Juli 1867: „Eurer Excellenz schätzbares Schreiben hat mich vergewissert, daß meine Erklärung, auf das aus hannoverschen Kassen mir gezahlte Bartegeld Ihnen gegenüber verzichten zu wollen, zu Ihren Händen gekommen ist. Es ist mir unverständlich, wie Sie nach jener meiner Erklärung noch ein Verfahren in Aussicht stellen können, durch welches mir die aus meiner Dienststellung erwachsenden Ansprüche aberkannt werden sollen. Denn Eure Excellenz irren, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen oder der Regierung Ihres Königs gegenüber irgend welche Ansprüche erheben möchte, welche doch nur das Aequivalent für Pflichten sein könnten, die ich aber niemals der königl. preussischen Regierung gegenüber gehabt habe.“

²⁾ Wollheim beabsichtigte in Paris staatswissenschaftliche und völkerrechtliche Fragen betreffende Flugschriften herauszugeben.

³⁾ Hofmann hatte vorher in Berlin renommirt, daß er sehr häufig mit Bismarck verkehre. Als Verdacht gegen ihn entstand, fragte Madai bei Bismarck an, ob dem so sei, und ob die eventuelle Verhaftung desselben dem Kanzler unangenehm wäre. Bismarck ließ in einem von dem Staatssekretär Bülow gezeichneten Erlaß mitteilen, daß er gegen die Verhaftung des Chevalier Hofmann gar nichts einzuwenden habe, da er denselben gar nicht kenne.

Indem ich das Königliche Präsidium hiervon verständige, bitte ich um schnelle Aufklärung über den Sachverhalt der Verhaftung sowie, wenn thunlich, um einige Photographien des Beschwerdeführers, um in Oesterreich und in London, wo die Erhebungen noch ausständig sind, weitere Nachforschungen über das Vorleben und die Beschäftigung zu erhalten.

In Vertretung des Reichskanzlers:
Bülow.¹⁾

*

† An den Schriftsteller Wollheim de Fonseca.

Berlin, den 2. März 1873.

Ew. rc. beehre ich mich im Auftrage des Fürsten Reichskanzlers für die demselben durch Ueberreichung des von Ihnen verfaßten Werkes über den deutschen Seehandel²⁾ erwiesene Aufmerksamkeit den verbindlichsten Dank Seiner Durchlaucht auszusprechen.

Seine Durchlaucht hat mit vielem Interesse von den die neuere Praxis des Völkerrechts betreffenden Zusammenstellungen Kenntnis genommen.

Empfangen Ew. rc. die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.
Graf Arnim.

*

An den Magistrat zu Händen des Bürgermeisters Grosse in
Rathenow.

Berlin, den 4. Juni 1875.

Euer Wohlgeboren beehre ich mich auf die Schreiben vom 20. Mai und 3. Juni cr. ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß der Fürst-Reichskanzler die ihm zuge dachte Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Rathenow sehr gern

¹⁾ Hierauf erwiderte v. Madai, daß die gegen Hofmann eingeleitete Untersuchung wegen Landesverrats und Majestätsbeleidigung eingestellt wurde, daß jedoch Hofmann der Falschmeldung nach rechtlich beichtigt erscheine. Inzwischen war an das Reichskanzler-Amt das Ergebnis der eingeleiteten Forschungen über Hofmann eingelangt, worauf Staatssekretär v. Bülow im Auftrag des Fürsten Bismarck dem Polizeipräsidenten nahelegte, ob unter diesen Umständen nicht eine neuerliche Verhaftung angezeigt wäre. Der letzteren entzog sich Hofmann durch die Flucht. Es war ein Glasergeselle Namens Karl Hofmann, über dessen spätere Schwindeleien in der „Nordd. Allg. Ztg.“ Nr. 193 v. 27. 4. 81 berichtet wird.

²⁾ Wollheim hatte dem Fürsten Bismarck sein gegen eine von einem bekannten französischen Appellationsgerichtsadvokaten verfaßte Schrift: „Jurisprudence du conseil des prises pendant la guerre de 1870—71“ gerichtetes Buch unter dem Titel: „Der deutsche Seehandel und die französischen Preisengerichte“ eingeschickt. In demselben hatte Wollheim Gründe für das Seekriegsrecht aufgestellt, mit denen später das in Zürich versammelte Institut für internationales Recht größtenteils und durchaus in den Hauptpunkten übereinstimmte, welche zehn Jahre später die englische Regierung in Bezug auf die Freiheit der Schifffahrt auf dem Suezkanal adoptirte.

entgegennehmen wird. An der am 15. Juni stattfindenden Gedenkfeier persönlich teilzunehmen, ist der Fürst-Reichskanzler dagegen zu seinem lebhaften Bedauern verhindert, da er auf Anraten der Aerzte soeben einen längeren Landaufenthalt antreten muß.

Im Auftrag des Fürsten-Reichskanzlers

Graf Eulenburg,
Gerichtsassessor.

*

† An den englischen Minister des Auswärtigen. (Uebersetzung aus dem Englischen.)

London, Deutsche Botschaft, 27. Februar 1882.

Mylord!

In Gemäßheit eines mir gewordenen Auftrages habe ich die Ehre, Eure Lordschaft davon in Kenntniß zu setzen, daß die Regierung Seiner Majestät des Kaisers bereit ist, dem Ideenaustausch über die in Ihrer Note vom 11. d. M. erwähnten ägyptischen Frage unter der Voraussetzung zuzustimmen, daß die anderen Großmächte gleichfalls daran teilnehmen. Nach den Informationen, welche meine Regierung erhalten, erscheint es wahrscheinlich, daß alle Mächte geneigt sind, an dem Gedankenaustausch über diesen Gegenstand teilzunehmen, welchen die Kabinete von London und Paris als wünschenswert bezeichnen. Unter diesen Umständen erwartet die Kaiserliche Regierung die weiteren Vorschläge der beiden Kabinete über den Ort und den modus procedendi eines solchen Ideenaustausches. Für die Kaiserliche Regierung würde jede der europäischen Großstädte, Paris, London, Wien oder Konstantinopel, für diesen Zweck gleich annehmbar sein.

Ich habe u. s. w.

M i n i s t e r.

*

† An den Vorstand der auswärtigen Angelegenheiten in Hamburg, Bürgermeister Dr. Peterßen.

Hamburg, den 3. Dezember 1882.

Aus der Vorlage des Hohen Senats der freien und Hansestadt Hamburg vom 29. November dieses Jahres in Betreff des Generalplans und Generalkostenanschlags für die Ausführung des Anschlusses Hamburgs an das deutsche Zollgebiet hat der Herr Reichskanzler, laut Seite 657 und 658 der Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft im Jahre 1882, die Ansicht entnommen, daß der Hohe Senat die Herstellung eines Zollkanals in der dort angegebenen Dimension und Tiefe als eine von Hamburg der Reichsregierung gegenüber eingegangene Verpflichtung betrachtet.

Dem Hohen Senate bin ich beauftragt, ganz ergebenst mitzuteilen, daß der Herr Reichskanzler die Ansicht, als sei von Hamburg die Verpflichtung zur Herstellung dieses Kanals eingegangen, nicht teilt und überzeugt ist, daß der Bundesrat hierin gleicher Ansicht mit ihm sein wird.

Genehmigen Eure Magnificenz auch bei diesem Anlaß die erneute Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung

Der Königlich preussische Gesandte
v. Wenzel.

*

† An den ägyptischen Ministerpräsidenten. (Uebersetzung aus dem Französischen.)

Kairo, den 11. Dezember 1884.

Herr Minister!

Die durch den Erlaß Seiner Hoheit des Khedive vom 2. Mai 1876 eingesetzte ägyptische Staatsschuldenkommission wurde aus den Delegirten Oesterreich-Ungarns, Frankreichs, Großbritanniens und Italiens gebildet und besteht noch gegenwärtig so. Die Kaiserlich deutsche hat es ebenso wie die russische Regierung damals nicht für nötig erachtet, in jener Kommission vertreten zu sein; sie überließ die Vertretung der Interessen der deutschen Inhaber ägyptischer Fonds den gedachten Vertretern der erheblicher beteiligten Mächte. Jedoch hat Deutschland niemals sich seines unanfechtbaren Rechts prinzipiell begeben, an dieser internationalen Kontrolle in dem Augenblick unmittelbar teilzunehmen, wo es die Geltendmachung dieses Rechts für angezeigt erachten könnte. Im Gegenteil, die Kaiserliche Regierung hat beständig an allen Verhandlungen direkt teilgenommen, welche die Regelung der ägyptischen Schuldenfrage bezweckten, und hat in dieser Hinsicht niemals der Regierung Seiner Hoheit des Khedive ihre guten Dienste versagt. Gegenwärtig hat sich die Sachlage bedeutend geändert, und die Kommission der Staatsschuldenkasse hat durch die Macht der Verhältnisse eine viel größere Wichtigkeit erlangt, als sie bei Beginn besaß. Andererseits haben die eigenmächtige Maßnahme, mit der man über die für den Staatsschuldendienst bestimmten Einnahmen zum Nachteil der ausländischen Gläubiger hat geglaubt verfügen zu dürfen, sowie die infolge davon eingetretenen Thatsachen bewiesen, daß die Rechte und Interessen der Gläubiger leicht aufs Spiel gesetzt werden können, ohne in der gegenwärtigen Zusammensetzung der internationalen Kommission die genügenden Garantien zu finden.

Gegenüber diesen Thatsachen hält es die Kaiserliche Regierung nicht mehr für möglich, durch freiwillige Verzichtleistung die Vertretung der Rechte und Interessen ihrer Staatsangehörigen im Schoße der Kommission für die ägyptische Staatsschuld anderen zu überlassen und hegt den Wunsch, in dieser Kommission

direkt vertreten zu sein. Die Bedeutung, welche die gedachte Kommission gegenwärtig erlangt hat, gestattet der Kaiserlichen Regierung nicht länger, sich einer unmittelbaren Beteiligung an einer internationalen Ueberwachung zu enthalten, welche von allen anderen Großmächten, die Signatäre der bestehenden Verträge sind, mit Ausnahme von Deutschland und Rußland ausgeübt wird.

Demzufolge und auf Grund eines vorherigen Meinungsaustausches zwischen der Regierung Seiner Majestät des Kaisers, meines erlauchten Herrn, und derjenigen Rußlands bin ich beauftragt, die Regierung Seiner Hoheit des Khedive um Aufnahme eines deutschen Kommissars in die Staatsschuldenkommission mit denselben Rechten wie die österreichisch-ungarischen, französischen, englischen und italienischen Kommissare zu ersuchen. Das Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl, von dem Seine Hoheit der Khedive und seine Minister stets Beweise gegeben haben, läßt mich nicht einen Augenblick an der günstigen Aufnahme zweifeln, welche das obige Ansuchen der Kaiserlichen Regierung sicherlich bei der Regierung Seiner Hoheit finden wird.

Genehmigen Sie zc.

Der Kaiserliche Generalkonsul
v. Derenthall.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Kissingen.

Berlin, den 22. Februar 1885.

Eurer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 18. c.¹⁾ habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten. Mein Vater wird sich durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Kissingen sehr geehrt fühlen, und diese ihm zugedachte Anerkennung wird ihm eine um so größere Freude sein, als er sich nach seinem wiederholten langen Aufenthalte in Ihrer Stadt schon jetzt als einen Bürger derselben glaubt ansehen zu dürfen.

1) Das an den Grafen Herbert gerichtete Schreiben lautet:

Eure Hochgeboren

beehren wir uns die ergebenste Mitteilung zu machen, daß wir den Wunsch haben, Ihrem Herrn Vater, dem Kanzler des Deutschen Reiches, zu seinem 70. Geburtstag namens der Stadt Bad Kissingen eine Glückwunschadresse und das Ehrenbürgerrechtsdiplom unserer Stadt persönlich überreichen zu dürfen.

Wir stellen die ergebenste Bitte, diesen von der hiesigen Bevölkerung lebhaft getheilten Wunsch Ihrem Herrn Vater gefälligst vortragen und uns gütigst in Kenntnis setzen zu wollen, ob derselbe die Gnade hat, die Deputation zu empfangen.

Genehmigen Eure Hochgeboren die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher wir sind

ergebenster Stadtmagistrat.
Fuchs.

Deputationen wird mein Vater am 1. April zu seinem lebhaften Bedauern nicht empfangen können, da er sich seines Gesundheitszustandes wegen sehr schonen muß. Ich möchte Ihnen deshalb anheimstellen, die Adresse, welche ihm das Wohlwollen der Riffinger ausdrücken soll, mit der Post einzuschicken.

In vorzüglichster Hochachtung bin ich

Eurer Hochwohlgeboren
ergebenster
Graf Herbert Bismarck.

*

An den Bürgermeister Fuchs in Riffingen.

Berlin, den 18. März 1885.

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, unter Bezugnahme auf das Schreiben meines Schwagers vom 22. v. M. zu benachrichtigen, daß Fürst Bismarck hofft, sein Gesundheitszustand werde es ihm doch erlauben, die von verschiedenen Seiten für den 1. April angekündigten Deputationen zu empfangen. Nur wird es ihm unmöglich sein, für jede einzelne Deputation eine ganz bestimmte Zeit vorzuschlagen, er wird sich aber freuen, diejenigen Herren, welche ihn mit ihrem Besuch beehren wollen, am 1. April zwischen 11 und 4 Uhr zu empfangen. Für den Fall, daß hiernach die Herren in Riffingen beabsichtigen sollten, den Reichskanzler persönlich zu begrüßen, darf ich ergebenst anheimstellen, das Ehrendiplom und die Glückwunschartadresse lieber doch durch die Post herfsenden zu wollen, da es für das in Aussicht genommene Arrangement der Festgeschenke zweckdienlicher sein wird, wenn dieselben schon vor dem 1. April hier eintreffen.

Graf zu Rangau,
Wirklicher Legationsrat.

*

† An den Herausgeber der Zeitschrift „Die Gesellschaft“
Dr. Conrad in München.

Berlin, den 3. April 1885.

Geehrter Herr Doktor!

Die freundlichen Zeilen, welche Sie und die unterzeichneten Herren unter dem 31. v. M. an mich gerichtet haben, habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten. Die so hübsch ausgeführte Gabe, welche Sie für meinen Vater bestimmt haben,¹⁾ habe ich ihm übergeben, und er hat mich beauftragt, Ihnen

¹⁾ Es war das ein schwungvoller und feuriger Hymnus: „Das Lied vom Deutschen Reichskanzler“ von Wolfgang Kirchbach, zu Bismarcks 70. Geburtstage, 1. April 1885. Das Lied findet sich abgedruckt in dem Werke Kohuts: „Bismarck in der Litteratur“.

neben seinem Dank seine Anerkennung für das gelungene Gedicht, mit welchem Sie ihn feiern, auszudrücken.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.
Graf Bismarck.

*

An den Kaufmann Konstantin Lojson in Samara (Syprien).

Berlin, den 4. Dezember 1886.

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß der Herr Reichskanzler die ihm in dem gefälligen Schreiben vom 22. September d. J. als Geschenk in Aussicht gestellte Sendung alten cypriischen Weines erhalten und angenommen hat. Seine Durchlaucht hat mich beauftragt, Ew. Wohlgeboren den verbindlichsten Dank für die ihm erwiesene freundliche Aufmerksamkeit zu erkennen zu geben.

Graf Bismarck.

*

An den Oberbürgermeister Fürbringer in Emden.

Berlin, den 4. September 1887.

Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 2. d. M. zu erwidern, daß Bestimmungen darüber, ob und in welcher Weise das 25jährige Ministerjubiläum Seiner Durchlaucht des Fürsten Bismarck gefeiert werden wird, bisher nicht ergangen sind. Ich zweifle indessen gar nicht, daß es dem Fürsten zur Freude gereichen wird, wenn die städtischen Kollegien in Emden gelegentlich des Jubiläums die mir bekannt gegebene Absicht zur Ausführung bringen. Um in dieser Beziehung ganz sicher zu sein, habe ich an den Geheimen Oberregierungsrat Dr. v. Rottenburg nach Rissingen geschrieben, und Eure Hochwohlgeboren werden entweder von dort oder von mir weitere Nachricht erhalten. Freilich werden darüber möglicherweise einige Tage hingehen, da ich im Begriff stehe, zu einer Brunnenkur nach Karlsbad abzureisen.

Mit freundlichen Grüßen

Eurer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Boetticher.

*

An den Oberbürgermeister Fürbringer in Emden.

Karlsbad, den 10. September 1887.

Eurer Hochwohlgeboren teile ich in Verfolg meines früheren Schreibens ergebenst mit, daß der Herr Reichskanzler, wie ich soeben erfahre, es sich zur

Ehre rechnen wird, wenn die Stadt Emden ihn in der beabsichtigten Weise auszeichnet.

Mit freundlicher Empfehlung

Eurer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Boetticher.

*

† An den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten
Florenz.

Paris, den 7. October 1887.

Herr Minister,

Nachdem die Kaiserliche Regierung ihrem lebhaften Bedauern über den Vorgang von Donon Ausdruck gegeben und sich bereit erklärt hat, den durch die Folgen desselben unmittelbar Betroffenen eine Entschädigung zu gewähren, erlaube ich mir den Betrag derselben — 50000 Mk. (fünfzigtausend Mark) — Ew. Excellenz hiermit zur Verfügung zu stellen.

Ob die bei jenem beklagenswerten Vorfall diesseits beteiligten Militärs und Beamten ein Verschulden trifft, wird die sofort eingeleitete Untersuchung ergeben. Immerhin steht so viel schon jetzt fest, daß die bedauerlichen Vorgänge einerseits kein Ergebnis des bösen Willens unserer Beamten, andererseits aber die Folge der diesseitigen Institutionen sind, unter denen französische Staatsangehörige ohne ihr Verschulden zu leiden gehabt haben. Infolgedessen glauben wir, daß dem Deutschen Reich die moralische Verpflichtung obliegt, für die durch seine Organe und seine Gesetze angerichtete Beschädigung französischer Privatinteressen einzutreten und, wenn auch das Geschehene nicht ungeschehen zu machen ist, doch die Versorgung der Hinterbliebenen sicherzustellen. Zu diesem Behufe ist die Kaiserliche Botschaft ermächtigt, eine Summe zu zahlen, deren Zinsen den Hinterbliebenen des *rc. Brignon* dasjenige Einkommen gewähren, welches letzterer seiner Familie bei seinen Lebzeiten verschaffen konnte.

Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung meiner auszeichneten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu verbleiben,

Herr Minister,

Ihr gehorsamster und ergebenster Diener
Münster.

*

† An den schweizerischen Bundespräsidenten Hertenstein.

Bern, den 22. März 1888.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, erhaltenen Auftrags zufolge, an Ew. Excellenz den schweizerischen Bundespräsidenten Herrn Hertenstein die ganz ergebenste Bitte zu richten, den Herren Präsidenten des Nationalrats und des Stände-

rats geneigt mittheilen zu wollen, daß der Deutsche Reichstag in seiner Sitzung vom 19. ds. einstimmig den Beschluß gefaßt hat, auszusprechen, daß die Zeichen der Verehrung für den aus dem Leben geschiedenen Kaiser Wilhelm I. und die Theilnahme an der Trauer des deutschen Volkes, welche die genannten hohen Häuser zum Ausdruck gebracht haben, überall in Deutschland die tiefste Rührung und die lebhafteste Dankbarkeit hervorgerufen haben und eine erhebende Kundgebung der freundschaftlichen Beziehungen bilden, welche zwischen beiden Völkern bestehen.

Mit Vergnügen benützt der Unterzeichnete auch diesen Anlaß, um Sr. Excellenz dem schweizerischen Bundespräsidenten Herrn Hertenstein die Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Der Kaiserlich deutsche Gesandte
D. Bülow.

*

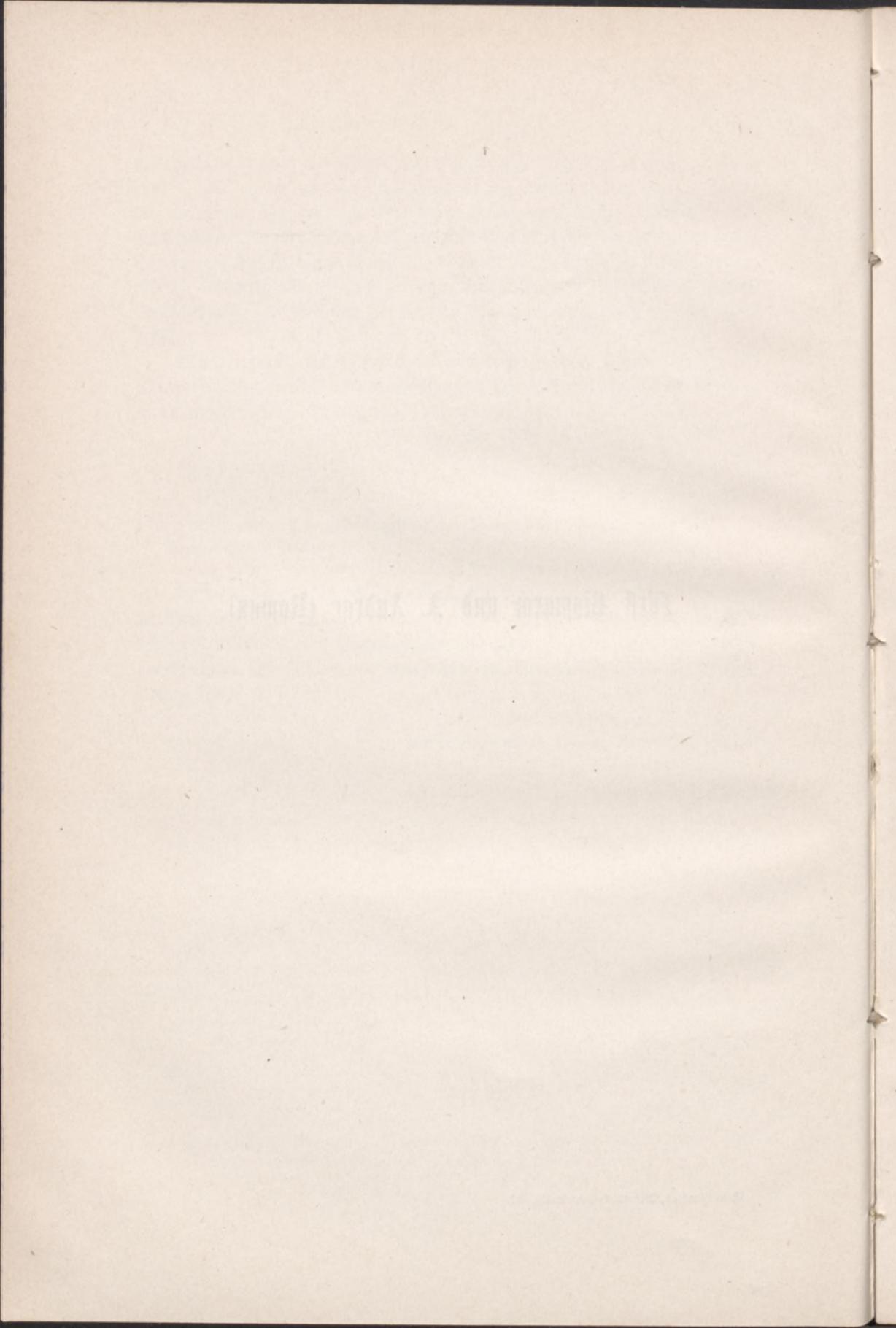
† An das Festkomitee zur Enthüllungsfestfeier des Kaiser- und
Kriegerdenkmals in Lennep.

Friedrichsruh, den 26. August 1889.

Dem Festkomitee bin ich beauftragt, für die freundliche, so künstlerisch ausgestattete Einladung zur Enthüllungsfestfeier am 2. September cr. den verbindlichsten Dank des Herrn Reichskanzlers und gleichzeitig sein Bedauern darüber auszudrücken, daß es ihm aus Gesundheitsrücksichten nicht möglich ist, der Einladung Folge zu leisten.

Rottenburg,
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat.

Fürst Bismarck und A. Andrae (Roman).



Fürst Bismarck und A. Andrae (Roman).

Zu Anfang des Jahres 1848 lernte A. Andrae (Roman) Bismarck in Berlin während des „Vereinigten Landtags“ verehren und lieben.¹⁾ Bismarck war es, der Andrae in alle konservativen Kreise, auch in die Fraktionsitzungen als „einen ganz zuverlässigen Mann, für den er sich verbürge“, einführte. Auch er sprach in dieser Zeit, nicht gerade scherzhaft, von einem Auswandern nach Rußland, um mit dessen Hilfe die Revolution niederzuschlagen, und als Andrae sich bei einem Besuche des Herrn v. Blankenburg-Zimmerhausen über den kostbaren Wein wunderte, den er in so böser Zeit ihm vorsetzte, erwiderte er ingrimmig: „Mit dem Wein ist's jetzt vorbei; es wird alles getrunken, was da ist, aber nichts wieder angeschafft.“

Als Herr v. Bismarck Abgeordneter zur Zweiten Kammer war, besuchte Andrae ihn öfter morgens vor der Sitzung. Eines Tages empfing Frau v. Bismarck denselben mit den Worten:

„Otto liegt zwar noch im Bett, aber es ist ja zehn Uhr; kommen Sie nur herein, er wird doch einmal aufstehen müssen.“

Obgleich es Bismarcks Gewohnheit war, spät zu Bett zu gehen und daher erst spät aufzustehen, erschreckte Andrae dies doch etwas; auf seine Frage: „Ist er denn krank? fehlt ihm etwas?“ erhielt er die Antwort:

„Ja, fehlen thut ihm etwas; ich weiß nur nicht, was. Die ganze Nacht hat er gestöhnt und sich unruhig umhergeworfen, bis ich mich ordentlich ängstigte und fragte: ‚Otto, was ist dir? fehlt dir etwas?‘ aber weiter keine Antwort erhielt als: ‚O, er ist doch nur ein Jude.‘“

Als Andrae noch seine Verwunderung darüber aussprach, ertönte plötzlich Bismarcks laute Stimme hinter dem Vorhang:

„Ja gewiß, er ist doch nur ein Jude.“

Und auf Andraes Frage: „Wer denn? Wen meinen Sie eigentlich?“ antwortete Bismarck:

„Stahl meine ich; wen könnte ich denn sonst meinen?“

¹⁾ Vergl. zum Folgenden auch die Schrift von A. Andrae (Roman): Erinnerungen eines alten Mannes aus dem Jahre 1848. Viefefeld, Verlag von Ernst Siedhoff, 1895.

„Was,“ sagte Andrae, „Stahl meinen Sie? Den Führer und Fahnen-träger unserer Partei? Von dem wissen Sie nichts weiter zu sagen, als daß er nur ein Jude ist?“

„So,“ rief Bismarck, „was, denken Sie, würde aus Stahl geworden sein, wenn er nicht Gerlach zur Seite hätte?“

Stahl war damals der Vorsitzende der kleinen, aber aus vielen hervor-ragenden Männern bestehenden, nach ihm benannten Fraktion der äußersten Rechten in der Ersten Kammer, zu dem die Mitglieder derselben mit Begeisterung und Verehrung aufsahen. Auch der Präsident v. Gerlach gehörte ihr an, und so sehr Andrae von Bismarcks Ausspruch zuerst überrascht war, mußte er bei weiterer Besprechung doch zugeben, daß sich bei Stahl einige liberale Anklänge fanden, denen Gerlach nicht zustimmte.

In seiner oben angeführten Schrift berichtet Andrae auch über ein Ge-spräch, das zwischen Bismarck und dem Abgeordneten Freiherrn Georg v. Vincke, dem damaligen Führer der Linken, am 2. April 1848 in der ersten Sitzung des „Vereinigten Landtags“ geführt sein sollte, folgendes:

Vincke sagte bei dieser Gelegenheit zu seinem politischen Gegner: „Sie, Herr v. Bismarck, sind Führer der Rechten, ich der Linken; wir wollen beide nur das Beste des Vaterlandes; sind wir einig, so ist es auch der Landtag. Die Gefahr ist aufs höchste gestiegen; nur ganz energische Mittel können noch vor dem Untergange retten. Das wissen Sie wie ich. Lassen Sie uns als Edel-leute offen und ehrlich besprechen, wo sie zu finden sind. Ich kenne nur einen Weg zur Rettung und bin entschlossen, ihn zu betreten; deshalb werde ich heute drei Anträge stellen: 1) Friedrich Wilhelm IV. wird der Regierung für ver-lustig erklärt. 2) Der Prinz von Preußen wird für unfähig erklärt, sie zu übernehmen. 3) Prinz Friedrich Wilhelm übernimmt die Regierung unter Leitung eines Ausschusses des Vereinigten Landtags bis zu seiner Volljährig-keit. Was wollen Sie thun?“

Herr v. Bismarck antwortete: „Ich danke Ihnen, Herr v. Vincke, für Ihre Offenheit und werde ebenso offen antworten. Wenn Sie die Anträge wirklich stellen, versuche ich zunächst, Sie als Hochverräter verhaften zu lassen; gelingt mir dies nicht mehr, wie ich fürchte, so schieße ich Ihnen auf der Tri-büne eine Kugel durch den Kopf.“ Unter diesen Umständen zog Herr v. Vincke es vor, die drei Anträge nicht zu stellen.

Der Oberregierungsrat a. D. Freiherr v. Vincke (Osnabrück), der Bruder Georg v. Vinckes, ließ dazu den Zeitungen ¹⁾ folgende Wichtigstellung zugehen:

„Sobald ich von der Andraeschen Schrift Kenntnis erhielt, wandte ich mich an Herrn Dr. Chrylander mit der Bitte, den Fürsten Bismarck um sein

¹⁾ Bergl. u. a. „Hannov. Kurier“ Nr. 14876 v. 12. Januar 1896.

Zeugnis über die Anfangs April 1848 mit meinem Bruder stattgehabte Unterredung anzugehen. Ich erhielt darauf umgehend vom Fürsten selbst ein Schreiben vom 30. April 1895, aus dem ich wörtlich Nachstehendes anführe:

„Die Vorschläge, die Ihr Herr Bruder mir gemacht hat, lauteten nicht so kategorisch, wie sie wiedergegeben sind. Der Landtag sollte nicht beschließen, den König der Regierung verlustig zu erklären, sondern Se. Majestät zu bitten, daß Er den Opfern, die Er dem Lande schon gebracht hätte, auch das der Thronentsagung hinzufügen möchte. Die Regierung sollte von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzess von Preußen übernommen werden, nachdem der Thronfolger seinen Ansprüchen bereits schriftlich entsagt haben sollte. Eine Erklärung der Regierungsunfähigkeit des Königs war nicht in Aussicht genommen. Zu der Stellung eines Antrages in dieser Richtung wurde meine und meiner Fraktion Unterstützung in Anspruch genommen, weil es ohne eine solche nicht gelingen werde, den König zur Thronentsagung zu bewegen.

Ich lehnte die Mitwirkung ab unter einer Begründung, deren Wiedergabe mich hier zu weit führen würde, und erklärte allerdings, wenn der Antrag von anderer Seite gestellt würde, so werde ich mit dem Gegenantrag auf Einleitung des Verfahrens wegen Hochverrats antworten. Herr v. Vinde erwiderte mir, dann werde die Sache nicht ausführbar sein, denn ohne die äußerste Rechte wäre die Abdankung nicht zu erreichen.

Unsere Unterredung fand im „Hôtel des Princes“ am Opernplatz, in dem Parterrezimmer rechts, statt und dauerte ziemlich lange, da wir beiderseits unsere Auffassung durch längere politische Diskussion aufrecht erhielten; sie verlief aber ohne persönliche Unfreundlichkeit.

Von dieser authentischen Darstellung, welche die Unterredung wesentlich anders erscheinen läßt, machte ich Herrn Andrae Mitteilung mit dem Ersuchen um Veröffentlichung einer Berichtigung, die denn auch in verschiedenen Blättern erfolgt ist. Uebrigens hat sich (beiläufig bemerkt) Fürst Bismarck auch gleich darauf, am 11. Mai 1895, gegenüber den Westfalen in Friedrichsruh (Bericht des „Hannoverschen Kuriers“ in der Abendausgabe vom 14. Mai) in durchaus freundschaftlicher Weise über meinen Bruder Georg ausgesprochen.“

Am 23. und 24. Juli 1850 Bismarck mit Frau und zwei Kindern zu Gast bei A. Andrae (Roman) in Ramdow.¹⁾

Ende September 1852 wohnte A. Andrae (Roman) einige Tage bei dem Bundestagsgesandten v. Bismarck-Schönhausen in Frankfurt a. M., September 1856 letzterer ein paar Tage bei A. Andrae in Roman, von wo dieser

1) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

den Bundestagsgesandten zu Blankenburg-Zimmerhausen und zu seinem Bruder nach Rütz begleitete.¹⁾

Bei seiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1866 war A. Andrae (Roman) fast allabendlich in Bismarcks Hause und in der Familie zu Gast; umgekehrt besuchte Bismarck wiederholt Andrae auf seinen Gütern in Pommern, woselbst er auch übernachtete. Im Jahre 1866 war das Verhältnis noch ein ungetrübtes; Beweis nachstehende

Telegraphische Depesche.²⁾

Aufgegeben in Nikolsburg den 27. Juli 1866 10 Uhr 35 Min. vormittags.

Angekommen in Schivelbein den 28. Juli 1866 3 Uhr 40 Min. nachmittags.

Rittergutsbesitzer Andrae Roman Schivelbein.

Herzlichen Dank; nehme gerne an.

Bismarck.

Diese Depesche bezog sich auf die Annahme der Bismarck angetragenen Patenstelle bei der Taufe von Andraes Tochter Gertrud.

Am 26. Dezember 1865 richtete Bismarck an Andrae den bekannten Brief,³⁾ worin die wundervolle Stelle vorkommt: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir unrecht. Er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen.“

Die nächste Ursache der Trennung Andraes von Bismarck lag darin, daß sich ersterer den Deklaranten für die „Kreuzzeitung“ angeschlossen; ein Schritt, den ihm Bismarck niemals verziehen hat. Daß ersterem diese Trennung sehr schmerzlich war, brauche ich nicht zu sagen, aber daß es früher oder später so kommen mußte, hat Bismarck dem beiderseitigen Freunde Hans v. Kleist-Nezow gegenüber, als dieser einmal daran erinnerte, ausgesprochen.

1) In Kohls Bismarck-Regesten sind beide Daten übersehen.

2) In Kohls Bismarck-Regesten gleichfalls übersehen.

3) Abgedruckt in Kohls Bismarck-Regesten Bd. I. S. 267 (Kohl adelt hier noch den Adressaten; er nennt ihn stets André v. Roman, cf. S. 257 u. 262). Zwei hiezu gehörige Briefe von Andrae (Roman) an Bismarck, d. d. 24. 12. 65 u. 30. 3. 66 finden sich abgedruckt in Kohls Bismarck-Jahrbuch Bd. III. S. 213.

Fürst Bismarck und Professor Ihering.

Aus Bismarcks Studentenzeit.

Fürst Bismarck und Professor Ihering.

Aus Bismarcks Studentenzei^t.

I.

Varzin, den 21. August 1888. An den Professor R. v. Ihering in Göttingen.¹⁾

Verehrter Herr Kollege,

ich bitte Sie, meine verbindlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen zu Ihrem siebenzigjährigen Geburtstage, an welchem Sie mit Stolz auf ein langes Leben reicher Erfolge als Schriftsteller, Lehrer und Patriot zurückblicken können. Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, vermöge der mir von der Georgia Augusta gewährten Auszeichnung (Ernennung zum Ehrendoktor beider Rechte. D. Verf.) mit Ihnen gleichzeitig der Hochschule wieder anzugehören, die ich vor 55 Jahren als Student verließ.

v. Bismarck.

II.

Antwort des Professors Dr. Ihering.

Karlsbad, den 15. September 1888.

Durchlauchtigster Fürst!

Ew. Durchlaucht haben mir aus Anlaß meiner siebenzigjährigen Geburtstagsfeier einen Beweis Ihrer geneigten Gesinnung zu teil werden lassen, dessen ich mich in meinen kühnsten Erwartungen nicht versehen hatte, und der auch meine Mitbürger in Göttingen in einer Weise überrascht hat, daß sie der Nachricht davon anfänglich den Glauben versagten, und daß es erst der Vorweisung des Dokumentes an den Redakteur unserer Zeitung bedurft hat, um sie eines Besseren zu belehren.

Als ich die Ehre hatte, Ew. Durchlaucht als Dekan der juristischen Fakultät das Doktordiplom zu überreichen, zu dessen Urheber und Träger eine der glücklichsten Fügungen meines Lebens mich bestimmt hatte, geschah es mit

¹⁾ Erst nach Herausgabe der kohlischen Bismarck-Regesten im Jahre 1893 durch Maximilian Gardens „Zukunft“ vom 19. August 1893 veröffentlicht.

dem Gefühl, vor unendlich vielen begnadet zu sein; ein unerfüllter Wunsch, mit dem ich mich seit Jahren getragen hatte, Ew. Durchlaucht zu sehen und sprechen zu hören, war in einer Weise verwirklicht worden, wie ich es bis dahin nie für möglich gehalten hatte. Die Stunden, welche ich das Glück hatte an der gastlichen Tafel Ew. Durchlaucht zu verbringen, bilden einen Glanzpunkt meines Lebens, und ich habe durch nur für die Meinigen bestimmte Aufzeichnungen dafür gesorgt, daß die Erinnerung daran in meiner Familie nie untergehen wird. Zu diesem Schriftstück ist nunmehr das mit Ew. Durchlaucht eigenhändiger Unterschrift versehene Glückwunschschreiben als unschätzbares Dokument hinzugekommen.

Ew. Durchlaucht haben mich darin mit dem Ihnen eigenen Humor wie einst bei dem persönlichen Abschiede als ‚Herr Kollege‘ angedredet und damit selber verschuldet, wenn ich die Gelegenheit, die sich mir geboten hat und nie wiederum bieten wird, benütze, mich über die Bedeutung, welche Ew. Durchlaucht für meinen ganzen Menschen gewonnen haben, in einer Weise auszusprechen, wie ich es sonst nie gewagt haben würde.

In meiner Natur liegt der Drang, mich an der menschlichen Größe aufzurichten; ich kenne nichts Höheres, als mich an den großen Erscheinungen der Geschichte zu erheben und mich bewundernd vor ihnen zu beugen. Bis in die Mitte des Lebens hinein habe ich mich mit diesem Bedürfnis in die Vergangenheit flüchten müssen; meine Bewunderung und Verehrung gehörte den Toten. Da hat es die Vorsehung gefügt, daß zwei Männer erschienen sind, an denen mein Herzenswunsch sich erfüllen sollte: Kaiser Wilhelm I. und Ew. Durchlaucht.

Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter als geborener Hannoveraner den König Georg V., als Professor in Gießen die Mißwirtschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war, und nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungsweise und Gesinnung — den gewaltigsten meines Lebens — verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr der Monarchie abwandte, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht bloß die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht.

In Bezug auf Ew. Durchlaucht würde ich glauben, mich einer Trivialität schuldig zu machen, wenn ich den Gefühlen der tiefsten Verehrung und höchsten

Bewunderung, die mich für Ew. Durchlaucht befeelen, Ausdruck geben wollte; aber dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit glaube ich ihn verleihen zu dürfen; ich muß dem Manne, dem ich ein Vaterland verdanke, sagen, daß von allem, was mir in meinem Leben zu teil geworden ist, dies Gut so unvergleichlich das höchste gewesen ist, daß, auch wenn mein Leben ebenso reich an Leiden, Kummer, Enttäuschungen gewesen wäre, wie es reich gewesen ist an Freude, Glück, Erfolgen, doch der Tag, wo ich das Deutsche Reich erlebt habe, alles, was mich persönlich betroffen, ausgeglichen haben würde.

Verstatten Ew. Durchlaucht mir jetzt, auch dem Ausdruck zu geben, was Sie mir geworden sind. An Ihnen habe ich gelernt, wie man, ohne ein Gefühl der Beschämung zu empfinden, neidlos und mit innigem Dank gegen Gott die geistige Ueberlegenheit, die volle Größe einer gewaltigen, gottbegnadeten Persönlichkeit empfinden und anerkennen kann. Unserer heutigen Zeit ist eine solche Gesinnung leider wenig zu eigen, und Ew. Durchlaucht haben dies in einer Weise erfahren, die mich oft aufs höchste erbittert hat. Mir wird es nicht an der Gelegenheit fehlen, von den Gesinnungen, die ich hier ausgesprochen habe, im Zusammenhang meiner wissenschaftlichen Untersuchungen öffentlich Zeugnis abzulegen. Gegenüber der ideo Verherrlichung von Prinzipien und toten Formeln hoffe ich den Segen einer gewaltigen Persönlichkeit, der meines Erachtens für Mit- und Nachwelt mehr lebendige Kraft entströmt als allen moralischen und politischen Destillationsprodukten, in das richtige Licht setzen zu können.

Aber nicht bloß der Mensch, auch der Jurist ist sich des hohen Einflusses bewußt geworden, den Ew. Durchlaucht auf ihn ausgeübt haben. In dem Kampfe, den er seit Jahren gegen die zur Zeit noch herrschende unfruchtbare Richtung innerhalb der Jurisprudenz führt, welche über dem Blendwerk logischer Konsequenz und abstrakter Prinzipien des Blickes für die realen Dinge verlustig gegangen ist, hat ihn stets der Gedanke befeelt und gestärkt, daß er innerhalb seiner beschränkten Sphäre nur den Anregungen gefolgt ist, die der große Meister der Realpolitik ihm gegeben hat. Er lebt der Ueberzeugung, daß sich das Vorbild Ew. Durchlaucht auch bei der jüngeren Generation fruchtbar erweisen und daß in der Rechtswissenschaft ein Umschwung eintreten wird, den man demaleinst als den Uebergang von der formalistischen zur realistischen Methode bezeichnen wird.

Sollte ich Ew. Durchlaucht durch meine Ausführungen ermüdet haben, so mag mir zur Entschuldigung gereichen, daß ich einem Stande angehöre, der einmal das Vorrecht dazu hat und Sie auf dem Katheder wie auf der Tribüne schon daran gewöhnt haben dürfte. Ich meinerseits will aber nicht verabsäumen, etwas zu thun, was meine Kollegen nicht zu thun pflegen: Ew. Durchlaucht wegen meines Vortrages um Nachsicht bitten.

Indem ich Ew. Durchlaucht nochmals meinen wärmsten, durch meine

hiesige Kur leider verspäteten Dank für das mir gewährte unschätzbare Zeichen Ihrer geneigten Gesinnung ausspreche, verharre ich mit tiefster Ehrerbietung
Ew. Durchlaucht

gehorsamster K. v. Thering.

*

Einige Zeit nach diesem Briefwechsel lernte ich Thering auf seiner Durchreise in Berlin kennen; ich sah ihn dann noch öfters, und jedesmal bildete sein Verhältnis zu Bismarck, sagen wir besser: unsere gemeinsame Bewunderung des Einzigen, das hauptsächlichste Gesprächsthema.

Ich fragte Thering, weshalb er den obigen Briefwechsel, bis dahin so sorgsam verschlossen halte.

„Ich habe,“ erwiderte Thering, „den Brief des Fürsten Bismarck absichtlich nicht veröffentlicht und eine darauf gerichtete Bitte des Redakteurs unserer Göttinger Zeitung abge schlagen; es widerstrebt mir, aus einem Achtungsbeweise, den er mir erwiesen hat, Kapital zu schlagen. Aber wenn Sie glauben, denselben für Ihr Werk verwerten zu können, so stelle ich Ihnen eine Abschrift desselben natürlich mit größter Bereitwilligkeit zur Verfügung und werde sie Ihnen nach meiner Rückkunft nach Göttingen (Ende September) zukommen lassen. Ich könnte Ihnen noch etwas anderes zur Verfügung stellen, nämlich einen Bericht, den ich über die drei Stunden, die ich die Ehre hatte bei Gelegenheit des siebenzigjährigen Geburtstages des Fürsten an seiner Tafel im engsten Kreise der Familie zuzubringen, seiner Zeit entworfen habe, damit er in meiner Familie als Andenken an meine Berührung mit dem Fürsten aufbewahrt werde. Gewiß würde der Aufsatz auch für ein größeres Publikum ein Interesse gehabt haben, aber auch ihn habe ich aus dem obigen Grunde nicht veröffentlicht.“

Ein anderes Mal bemerkte Thering: „Ich habe aus meiner Verehrung für den Fürsten Bismarck nie ein Hehl gemacht und würde mich freuen, wenn ich die Gelegenheit erhielte, mich einmal öffentlich ganz aus vollem Herzen über ihn auszusprechen. Aber ich müßte die Gelegenheit erhalten; selber mag ich sie mir nicht machen. Ich habe in meiner Berufsstellung keinen Anlaß, mich über den Fürsten auszusprechen, und ich würde eine Anmaßung darin erblicken, es zu thun. Mir ziemt die stille Bewunderung des Fürsten, die sich selber genug ist, und eben weil sie echt und wahr, scheue ich mich, ohne allen äußeren Anlaß über den Fürsten das Wort zu ergreifen; es käme mir vor, als wollte ich mich blähen und in seinem Glanze sonnen. Mir ist Bismarck ein Gegenstand des Kultus, den ich glauben würde zu profaniren, wenn ich mich mit demselben an die Oeffentlichkeit drängte. — Ich möchte den bekannten Vers hereinziehen: es ist keine Liebe so heiß, als von der niemand nicht weiß.“

Und wieder ein anderes Mal bemerkte Thering mir gegenüber: „Ich kann

nicht voraussetzen, daß Sie mich so weit kennen, um zu wissen, daß die Scheu, öffentlich Farbe zu bekennen, mir gänzlich fremd ist; ich habe bei jeder Gelegenheit in rückhaltlosester Weise meine Ueberzeugung ausgesprochen, obgleich ich wußte, daß ich damit großen Anstoß erregen würde, und im letzten Jahre noch habe ich eine Schrift über den Besitzwillen publizirt, in der ich die herrschende formalistische Methode in unserer Jurisprudenz in schonungslosester Weise bekämpfte und dadurch alle, welche sich dadurch getroffen fühlten, in Harnisch gebracht habe. An Mut habe ich im Leben eher zu viel als zu wenig gehabt; persönlich wäre es mir besser bekommen, wenn ich mit ihm etwas mehr Vorsicht verbunden hätte. Aber eine Eigenschaft habe ich daneben auch stets bewahrt: ich habe mich nie selber ausgestellt, mir nie selber künstlich ein Relief zu geben gesucht, und diese Eigenschaft habe ich auch in Bezug auf die Beachtung behauptet, deren der Fürst mich gewürdigt hat; ich habe nichts davon in die Oeffentlichkeit gebracht, weder die Notiz, daß ich seiner Zeit von ihm persönlich empfangen wurde, noch das Glückwunschsreiben, das er aus Anlaß meines siebenzigjährigen Geburtstags an mich richtete. Ich mag, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, mit dem Fürsten nicht krebzen; dazu steht er mir zu hoch, und das stimmt auch nicht zu meiner Natur. Was ich dazu thun kann, wird geschehen, daß mein Name bei meinen Lebzeiten nie mit dem seinigen in Verbindung gebracht wird — geschieht es nach meinem Tode, so werde ich gegen den Vorwurf der Eitelkeit geschützt sein.“

Von den oben erwähnten Ihering'schen Aufzeichnungen über seinen dreistündigen Aufenthalt im Bismarck'schen Hause am 27. März 1885 ist nachstehendes Bruchstück veröffentlicht: ¹⁾

Ich wurde am 27. März 1885 ²⁾ vom Fürsten Bismarck in Berlin empfangen; ich war als Dekan der Juristen-Fakultät (von Göttingen) beauftragt, ihm anlässlich seines 70. Geburtstages unser Doktordiplom zu überreichen. Der Fürst lud mich zum Diner ein.

Ich erlaubte mir, Bismarck bei dieser Gelegenheit auf seine Studienzeit in Göttingen zu bringen und ihn nach seinen Lehrern zu fragen.

¹⁾ Durch den Schriftsteller Karl Emil Franzos in der Zeitschrift „Deutsche Dichtung“, XIII, Bd. 2, Heft Oktober 1892, S. 47 ff. Franzos stand bereits seit dem Jahre 1881 mit Ihering in brieflichem Verkehr. Im Jahre 1886 lernte derselbe Ihering in Wien persönlich kennen, und bei dieser Gelegenheit gestattete er Franzos den teilweisen Abdruck jener Aufzeichnung. Franzos selbst schreibt darüber: „Er hatte sie für seine Freunde niedergeschrieben, an den Druck dachte er nicht. Als ich ihn fragte, ob er sie mir nicht als Beitrag für eine damals von mir herausgegebene Zeitschrift überlassen wolle, sagte er: ‚Nach meinem Tode sollen Sie drucken dürfen, was für weitere Kreise gehört.‘ Dann wollten wir erst in dreißig Jahren darüber verhandeln, erwiderte ich . . . Er aber ließ sich sofort das Manuskript reichen und bezeichnete die Stellen.“

²⁾ In dem Aufsatze von Franzos steht fälschlich der 25. März 1885. Auch im übrigen habe ich geglaubt, den Text so feststellen zu sollen, wie er meines Wissens unanfechtbar ist.

Von letzteren, sagte er, habe er wenig gehabt; sie hätten ihm kein Interesse für die Jurisprudenz abzugewinnen vermocht, nur der Historiker Heeren hätte ihn angeregt. Mit der Arbeit sei es in Göttingen nicht viel geworden, insbesondere seien die Ferien, die der Student damals noch auf der Universität zuzubringen pflegte, von ihm und seinen Bekannten fast nur dem Kartenspiel und Trinken gewidmet gewesen. Es sei ein arges Leben gewesen, das er dort — bekanntlich als Corpsbursche — geführt habe.

Mit den Bedellen scheint er in nähere Berührung gekommen zu sein als mit seinen Lehrern. Eines derselben erinnerte er sich noch sehr genau und nannte ihn mit Namen. Von seinen Lehrern nannte er nur Hugo und den Privatdozenten Balett, bei dem er Pandekten gehört hatte; die übrigen schienen ihm entfallen zu sein.

Mit Humor gedachte er noch des kalten Bades, das er nicht selten, wenn er des Nachts von der Kneipe in sein am Wall, neben der dort kanalisirten Leine gelegenes Haus zurückgekehrt sei, in der Leine, um sich abzukühlen, genommen hat. Dieses Haus steht noch jetzt und ist zur Erinnerung an Bismarck mit einer Marmortafel versehen. Es ist ein Gartenhaus, aus einem einzigen Zimmer bestehend; Bismarck war also der einzige Bewohner desselben und mußte den Hausthor Schlüssel stets mit sich führen; kein Hauswirt beaufsichtigte sein Kommen und Gehen, er war völlig unabhängig.

Bei seiner Entfernung von Göttingen ward ihm eine Karzerstrafe zudiktirt, die er in Berlin, wohin er von dort ging, abzubüßen hatte. Bei dem großen Studentenkommers, der am Vorabend der Bismarckfeier stattfand, und an dem sich Deputationen von Studirenden aller deutschen Universitäten beteiligten, benützte der Rektor der Universität Berlin, Professor Dernburg, diesen Umstand in launiger Weise, um das Verhalten von Göttingen von einst und jetzt in ein greselles Licht zu setzen. „Damals,“ sagte er, „hat man Bismarck einen Haftbefehl nachgeschickt und jetzt sendet man ihm den Doctor juris.“

Der Bericht Bismarcks über seine Berliner Studentenzeit berührte auch den berühmten Rechtsgelehrten, Herrn v. Savigny.

„Ich habe,“ sagte Bismarck, „ihn nur zweimal im Kolleg gesehen, aber oft im Hause.“¹⁾

Bismarck kam dann auch auf die Eitelkeit des Gelehrten zu sprechen und bediente sich hierbei eines ungemein drastischen Ausdrucks.

Die Ueberreichung des Diploms fand nach Tisch beim Kaffee statt. Ich erbat mir die Erlaubnis, die Bismarck betreffenden Stellen vorzulesen. Als ich geendet hatte, sagte er lächelnd:

„Da sehe ich einmal, was ich für 'n Mann bin.“

¹⁾ Graf Beust erzählt in seinem Memoirenwerke „Aus drei Vierteljahrhunderten“, Bd. I, S. 50, er habe Bismarck zum erstenmal im Hause des Herrn Savigny kennen gelernt.

Als ich mich verabschiedete, nahm er noch einmal auf die ihm verliehene neue Würde Bezug, indem er scherzhaft zu mir sagte:

„Ich kann Sie ja fortan als Herr Kollege begrüßen!“

Worauf ich erwiderte: „Ich bedaure nur, daß dies nicht auch meinerseits geschehen kann.“

Wenige Tage darauf nahm er Veranlassung, öffentlich der neuen Würde zu gedenken. Es geschah bei Gelegenheit des 60. Doktorjubiläums Ranke's, dem er als dem Altmeister der Gelehrtenzunft als „neukreirter Göttinger Doktor“ seine Gratulation abstattete. Später folgte auch ein spezielles Dankschreiben an unsere Fakultät.

Die niederträchtigen Hefereien in der Presse gegen Bismarck nach seiner Entlassung erfüllten Thering „mit tiefster Betrübniß und äußerstem Ingrimm“.

Zur Illustrirung der Bemerkung Thering's, daß es ihm an Mut im Leben nicht gefehlt habe, und daß er an seinen Grundsätzen auch dann festhielt, wenn er dabei persönlichen Nachtheil erleiden konnte, theile ich aus den mir von ihm gemachten Mittheilungen noch nachstehenden charakteristischen Zug mit. Die Corps in Göttingen grollten Thering, weil er nie ein Hehl daraus gemacht hatte, wie er über sie dachte. „Wie könnte auch,“ so theilte er mir mit, „ein Lehrer anders als seine Mißbilligung darüber aussprechen, daß sie den Zweck des akademischen Studiums gänzlich außer acht setzen? Es giebt unter ihnen manche, die im ganzen Semester auch nicht ein einziges Mal die Vorlesung besuchen. Und dabei der Uebermut, so zum Beispiel im Theater, wo sie die Vorstellung durch Rufe unterbrechen. Einmal, wo dies in meiner Gegenwart im Theater geschah, habe ich die anwesende Polizei requirirt und die Unruhestifter ausweisen lassen. Daher der Haß der Corps auf mich. Die Folge davon ist, daß sie bei mir keine Vorlesungen mehr annehmen, worunter sie, wie ich denke, mehr leiden als ich, denn mir liegt sehr wenig daran, ob einige Leute und noch dazu solche, welche die Vorlesungen kaum je oder nur ab und zu besuchen, sie annehmen oder nicht. Eine andere Folge scheint mir die zu sein, daß alle Mitglieder von Corps, die ich auf Grund der Empfehlungen, welche sie mir brachten, einzuladen genöthigt war — denn sonst thue ich es nicht —, die Einladungen entweder ablehnten oder späterhin ein Hinderniß vorrückten.“

Auf meine Bitte, mir doch einige Notizen über Bismarck's Studentenjahre in Göttingen zu geben, theilte mir Professor Thering die Nr. 1481 der „Göttinger Freien Presse“ vom 2. August 1887 mit, worin sich der nachfolgende Aufsatz findet:¹⁾

¹⁾ Die Schwierigkeit, sich diese Nummer zu verschaffen, rechtfertigt wohl den Abdruck des Artikels.

Otto v. Bismarck wollte in Bonn oder Heidelberg studiren, die Eltern aber entschieden sich auf Anraten eines geschätzten Verwandten, des Geheimen Finanzrats Karl, für Göttingen. Ein anderer Freund des elterlichen Hauses hatte ihn an Professor Hausmann in Göttingen warm empfohlen; bei ihm sollte er Mineralogie hören. „Man dachte wohl an Leopold v. Buch und stellte es sich schön vor, wie er durch die Welt zu gehen und mit dem Hammer Steine vom Felsen abzuschlagen; es kam aber anders,“ erzählte Bismarck 30 Jahre später.

Zu Ostern 1832 bezog der junge Student Otto v. Bismarck die Universität Göttingen. Schon auf der Reise dahin hatte er lustige Kommilitonen, junge Mecklenburger, als Reisegefährten gefunden, die ihn an dem Tage, da er in der „Goldenen Krone“ in Göttingen einkehrte, zu einem großen Schmause einluden. Da wurde eine Flasche nach der anderen geleert und im Feuer der Unterhaltung auch einmal eine Flasche zum Fenster hinaus auf die Weenderstraße geworfen. Schon am nächsten Morgen, also kaum zwei Tage nach seiner Anwesenheit in Göttingen, wurde der dominus de Bismarck auf das Universitätsgericht citirt. Von dem damaligen Verhör vor dem Universitätsrichter erzählt einer der Biographen Bismarcks mancherlei, was aber in das Gebiet der Uebertreibungen zu verweisen sein möchte. So berichtet derselbe, daß Bismarck im flatternden, bunten Schlafrock, in weißer Lederhose und hohen Kanonensstiefeln, die Studentenmütze auf dem Haupt, die lange, bunt betroddele Pfeife in der Hand, von seiner mächtigen englischen Bulldogge begleitet, vor den Universitätsrichter getreten sei. Bei der Rückkehr vom Verhör sei er auf einen Trupp Studenten gestoßen, die ihn wegen dieses Aufzuges auslachten. Das habe zum Duell geführt. Diefem ersten Duell folgten in den nächsten drei Semestern zu Göttingen noch 28 Mensuren. Mit Recht bemerkt sein Biograph, daß sich ein langer Faden von Blut und Eisen schon durch seine Burschenzeit ziehe.

Ein einziges Mal wurde Bismarck durch die wahrscheinlich schlecht eingeschraubte und deshalb abspringende Klinge seines Gegners verwundet, die Narbe ist noch im Antlitz des Kanzlers zu sehen. Sein Gegner war der spätere Reichstagsabgeordnete Buddenweg aus Hannover. Der Name Bismarcks aber war in ganz Göttingen von einem Thor zum andern: „Achilleus, der Unerwundbare“.

Auch die politischen Zeitfragen wurden oft auf das Feld der Waffen übertragen. Schon in Göttingen traf Bismarck mit manchem auf der Mensur zusammen, mit dem er sich später noch oft auf der Tribüne in ernsterem Kampfe messen sollte. Den ersten Waffengang für Deutschlands Ehre machte er auf dem Fechtboden in Göttingen, und schon durch die Spiele der Jugend zieht ein Ahnen von der künftigen Bedeutung des Mannes.

„Deutschland wird einig werden,“ sagte er einmal bei einem fröhlichen

Kommers in der Corpstneipe zum „Deutschen Hause“. „In 20 Jahren ist Deutschland einig, ich biete 25 Flaschen Sekt zur Wette!“ Die Wette wird mit einem Amerikaner kontrahirt, aber nicht getrunken. Während des Krieges von 1870 erinnerte sich Bismarck dieser Wette und erzählte dieselbe seiner Tischgesellschaft: „Wir wetteten 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewonnen. Wer verlor, der sollte über das Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot, er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — coffin, Sarg. Das merkwürdigste dabei aber ist, daß ich damals (1833) schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, was jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.“

Ein anderes Mal zeichnete sich Bismarck durch einen Witz aus, der die Runde durch alle Studentenkreise machte und seither in Göttingen wohl noch verschiedene hundert Male nachgemacht worden ist. Der stolze Junker hatte zur Abwechslung wieder einmal einem Studenten „einen dummen Jungen aufgebremmt“. Als dieser seinen Sekundanten zu ihm schickte, ließ ihm Junker Otto sagen: „Mit dem dummen Jungen habe ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern bloß meine Ueberzeugung auszusprechen beabsichtigt.“

Es ist begreiflich, daß der Ruf von „Achilleus dem Unverwundbaren“ aus Göttingen von Fächsen und alten Burschen weit über alle Universitäten getragen wurde. Einmal erhielt er von den Jenenser Studenten die Aufforderung zu einer Gastfahrt, und so sehen wir ihn mit seinem Kommilitonen „Luz“, jubelnd begrüßt von der „Thuringia“, eines Tags feierlichen Einzug in der Musenstadt Jena halten; da werden nun die blutigsten Paukereien, die tollsten Kommerse, die kühnsten Schnurren tagelang ausgeführt, bis eines aschgrauen Katernmorgens die halb geöffneten Augen des Junkers Otto v. Bismarck auf das wohlbekannte, steifleinene Antlitz des Göttinger Pedells Kahle fallen, welcher im Namen des akademischen Senats die Reise von Göttingen nach Jena gemacht hat, um die beiden Studiosen aufzufordern, „binnen zwei Stunden das Weichbild von Jena in Begleitung der abgesandten Pedelle und Unterpedelle zu verlassen, alldieweil sich herausgestellt, daß sie die Jenenser akademische Jugend zu allerlei Unfug verführen“.

Mit Blitzesschnelle hat sich die Nachricht in Jena verbreitet, rasch das ganze Corps „Thuringia“ mobil gemacht, ein langbeiniger Galawagen hält vor der Wohnung der gemäßregelten Göttinger, und unter dem Jubelruf: Vivat libertas academica! unter dem Corpsgesange aus Hunderten von Kehlen Gaudeamus igitur und mit dem Motto: Ergo bibamus! geht es hinaus in die Weite.

Ein kaltes Fieber, das er sich auf einer Bierreise zugezogen, machte der

Göttinger Burschenherrlichkeit ein rasches Ende. Der Arzt hatte ihm Chinin verordnet, er aber zog die Sendung aus der Heimat vor, welche die vorsorgliche Mutter für ihren studirenden Sohn eben geschickt hatte, es war Schlackwurst und pommerische Gänsebrüste. Als am andern Morgen der Arzt bei ihm eintrat, lachte ihn Bismarck vergnügt an:

„Gott sei Dank, das Fieber ist heute zum erstenmal ausgeblieben.“

„Sehen Sie, ein vortreffliches Mittel, das Chinin.“

„O nein, das Chinin ist diesmal unschuldig, aber zwei Pfund Schlackwurst haben das gemacht. Ist Ihnen vielleicht etwas von der Spickgans gefällig?“ — Wie ein Traum flogen die Semester vorüber, in welchen Bismarck's Schläger „scharf und schneidig“ auf manche glatte Wange ein Stammbuchblatt geschrieben hat, aber aus dem Most, der am stärksten gärt, geht nach dem alten Dichterwort bekanntlich doch der beste Wein hervor. Das fröhliche Studentenleben ist stets die würdigste Vorbereitung für ein späteres gedeihliches Wirken im öffentlichen Leben geblieben. Sobald von der Ferne das Gespenst des Examens winkt, fällt die alte Burschenherrlichkeit in sich zusammen und es bleibt nur der schöne Traum der Jugend, der Liebe, der Freundschaft und eines rasch verwehten Lebensglücks.

Gern gedachte der große Kanzler der fröhlichen Stunden, die ihn zurückführten in das Reich der Jugendideale des fröhlichen und ungebundenen Studentenlebens. Eine besondere Sympathie verknüpfte ihn, den Ehrendoktor der Georgia Augusta, stets mit den Tagen der Jugend, mit dem Genuße der Studentenzeit und mit der alten Universitätsstadt.

Fürst Bismarck und Herr v. Massow.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Fürst Bismarck und Herr v. Massow.

Mitte September 1890 begegnete Fürst Bismarck dem langjährigen konservativen Reichstagsabgeordneten v. Massow auf dem Bahnhof Hammermühle, der nächsten Eisenbahnstation von Barzin.

Nach kurzer Unterhaltung sagte der Fürst: „Herr v. Massow, laden Sie mich doch mal zum Essen ein. Welchen Tag soll ich kommen?“

Massow erwiderte: „Durchlaucht, jeder Tag, an dem Sie in Rohr¹⁾ erscheinen, ist für mein Haus ein großer Fest- und Ehrentag.“

Es wurde darauf der 24. September für den Besuch verabredet, an welchem Tage der Fürst mittags 1 Uhr in Begleitung des Geheimrats Lothar Bucher in Rohr erschien. Das Dorf und das herrschaftliche Haus waren zum Empfang festlich geschmückt. Die Herren nahmen an dem Mahl in der Familie des Hausherrn teil, zu dem noch der Landrat des Kreises (spätere Geheimrat und Hilfsarbeiter in der Reichskanzlei) Günther und Oberst v. Arnim-Wilhelmsthal geladen waren.

Die große Liebenswürdigkeit des Fürsten Bismarck gerade bei solchen Gelegenheiten ist allgemein bekannt und äußerte sich hier in Rohr in der allgütigsten Weise. Natürlich fehlte beim Kaffee die lange Pfeife des Fürsten nicht, und er legte dieselbe erst aus der Hand, als ein Spaziergang durch den Schloßgarten angetreten wurde. Um 7 Uhr kehrte Fürst Bismarck nach Barzin zurück, nachdem er und Geheimrat Bucher ihre Namen in das Fremdenbuch des Hauses Rohr eingetragen hatten.

Rohr ist von Barzin aus in zwei Stunden zu erreichen, Fürst Bismarck mußte also vier Stunden im Wagen sitzen, um der Familie v. Massow die Ehre seines Besuches zu erweisen; wahrlich eine große körperliche Anstrengung in seinem Alter, die seinen Besuch in Rohr für die Familie um so wertvoller macht.

¹⁾ Der Stammsitz des Abgeordneten v. Massow. v. Massow, Adolf, Rittergutsbesitzer, geb. am 27. August 1837 zu Berlin; evangelisch. 1857 Offizier im Bieten-Gusaren-Regiment, später im Garde-Kürassier-Regiment bis zum Major. Mitglied des Reichstags von 1881 bis 1898, des preussischen Abgeordnetenhauses von 1879 bis 1882.

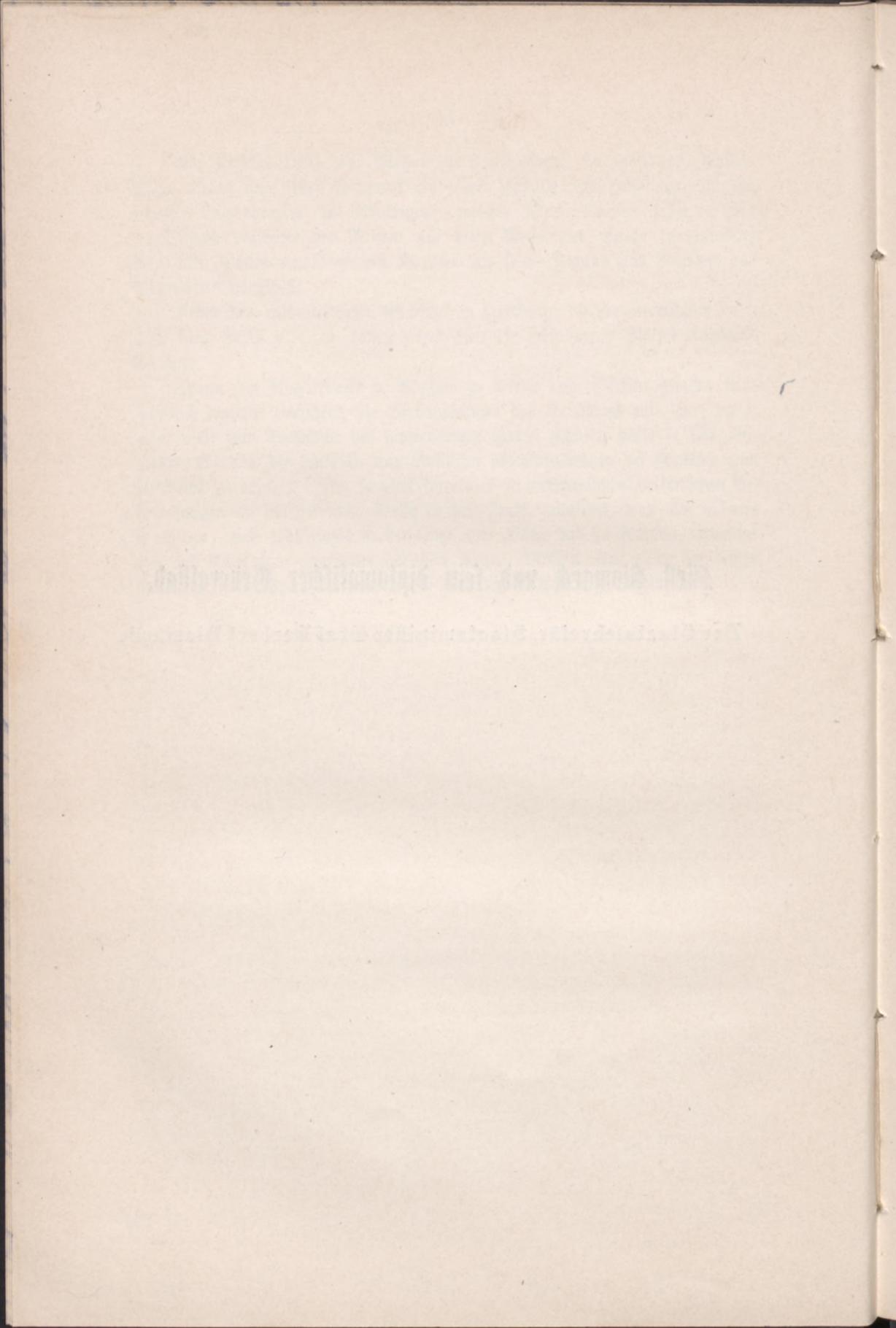
Am 4. Mai 1891 war Massow in Friedrichsruh der Gast des Fürsten. Tags darauf fuhr Fürst Bismarck mit seiner Familie nach Hamburg, um den großen Lloyd-Dampfer zu besichtigen, welcher seinen Namen trägt. Herr v. Massow begleitete den Fürsten auf dieser Reise und wurde in Hamburg dem den Fürsten empfangenden Komitee als sein „Freund und Nachbar aus Pommern“ vorgestellt.

Ueber den enthusiastischen Empfang in Hamburg, die hochinteressante Fahrt nach dem Schiff u. s. w. haben seiner Zeit die Hamburger Blätter eingehend berichtet.

Wenn der Abgeordnete v. Massow in Berlin zum Fürsten geladen war, besprach derselbe eingehend die Verhandlungen des Reichstags mit ihm; da er aber nicht zum Vorstände der konservativen Partei gehörte, hatte er kein offizielles Mandat, die Wünsche und Ansichten des Kanzlers in der Fraktion zum Ausdruck zu bringen. Um so eher konnte er in vertraulichen persönlichen Besprechungen an maßgebender Stelle in der Partei andeuten, was ihm bekannt geworden, und war somit in der Lage, im stillen das zu fördern, worüber sich der Fürst ihm gegenüber geäußert hatte. Massow war einer der letzten Gäste in Friedrichsruh vor der letzten schweren Erkrankung Bismarcks.

Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Der Staatssekretär, Staatsminister Graf Herbert Bismarck.



Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Der Staatssekretär, Staatsminister Graf Herbert Bismarck.

I. Aus der Jugendzeit.

Graf Herbert ist als das zweite Kind und der erste Sohn des Fürsten Bismarck am 28. Dezember 1849 zu Berlin geboren. Die Geburtsanzeige ließ sein Vater in die „Kreuzzeitung“ (Nr. 303 vom 30. Dezember 1849) in folgender Fassung einrücken:

Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner lieben Frau Johanna, geb. v. Puttkamer, von einem gesunden Sohn zeige ich ergebenst an.

Berlin, den 29. Dezember 1849.

v. Bismarck-Schönhausen.

Wegen der Taufe richtete der Vater das nachstehende Schreiben an den Prediger Gohner in Berlin:

Berlin, den 11. Februar 1850.

Ew. Hochwürden!

Obgleich ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein, so gründe ich doch auf den Umstand, daß wir manche gemeinsame Freunde haben, meine Hoffnung, daß Sie es nicht ablehnen wollen, meinen erstgeborenen Sohn zu taufen, und erlaube ich mir die gehorsamste Anfrage, ob Ew. Hochwürden Zeit es gestattet, übermorgen, Mittwoch den 13. c., um 11 ¹/₂ Uhr morgens diese heilige Handlung hier in meiner Wohnung, Dorotheenstraße 37, 1 Treppe, zu vollziehen, und Sie mir zu dem Behuf die Ehre erzeigen wollen, mich zu besuchen. Im Fall Ihrer Einwilligung bitte ich Sie zugleich, auf morgen Nachmittag oder abends eine Stunde bestimmen zu wollen, wo ich das Nähere persönlich in Ihrem Hause mit Ihnen verabreden kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwürden ergebenster
v. Bismarck-Schönhausen.

Der Taufakt erfolgte alsdann am 13. Februar in der Wohnung Bismarcks, Dorotheenstraße 37. Weil es Gohner schon schwer wurde, die liturgischen Formulare dabei zu verlesen, so übernahm dies der Präsident v. Gerlach, der außer dem Landrat v. Kleist-Regow ebenfalls Pate war, und infolge dessen wurde scherzhaft behauptet, Herbert sei von Gerlach getauft worden.

Herbert verlebte seine ersten Kinderjahre theils in Berlin, theils auf dem Lande, von 1851—1859 in Frankfurt a. M., wo sein Vater Bundestagsgesandter war, und die drei folgenden Jahre in Petersburg, wohin Bismarck als Gesandter von Frankfurt versetzt wurde. Hier, in der Hauptstadt Rußlands, ließ Bismarck sich die Erziehung und den Unterricht seiner Söhne Herbert und Wilhelm lebhaft angelegen sein.

Alle Sonnabende prüfte der Vater die Hefte der Söhne, die sich damals im Alter von 10 und 8 Jahren befanden. Im April 1866 bezogen beide Söhne Bismarcks das Friedrich-Werdersche Gymnasium in Berlin, dessen Direktor Bonnell war.¹⁾

Bonnell erzählt: „Im Winter 1867 auf 1868 (25. Januar)²⁾ fand, wie alljährlich, die musikalisch-dramatische Abendunterhaltung in der Aula unseres Gymnasiums statt, bei welcher die beiden Söhne des Bundeskanzlers, Herbert und Wilhelm, mitwirkten. Die Familie Bismarck hatte die Einladung der Festordner angenommen, und obgleich an demselben Abend der erste Subskriptionsball im Opernhause war, so sah doch die gräfliche Familie fast von Anfang an bis gegen 10 Uhr auf das freundlichste dem jugendlichen Spiel zu. Der Graf saß neben mir, so treuherzig, als wäre er noch ein Schüler, Beifall spendend, wo es eine Leistung nur irgend verdiente, an dem Spiel seiner Söhne nach Väterart sich gaudirend und wie ein wohlwollender Freund, nicht wie der erste Mann seiner Zeit, die harmlose Freude der Spieler und Zuschauer theilend. Bei seinem ersten Erscheinen hatte er mich gleich nach meiner Frau, seiner alten Pflegerin, gefragt und machte ihr nach der freundlichsten Begrüßung das Kompliment, daß sie noch so jung wie sonst aussehe; er ließ sich auch meine jüngere Tochter vorstellen, die zu der Zeit, als Otto v. Bismarck in meinem Hause wohnte, noch nicht geboren war. Nach dem Schluß ging Bismarck auf den Subskriptionsball und erzählte mit großer Heiterkeit dem König, wo er gewesen sei. Einige Tage darauf lud er die beiden ältesten Festordner zu Tisch, brachte mir ein ‚Hoch‘ aus und beauftragte diese, es mir zu erzählen.“

„Am 3. März 1869“ — fährt Bonnell fort — „bestanden die beiden Grafen Herbert und Wilhelm ihre Abiturientenprüfung glänzend.“³⁾ Die Mutter

¹⁾ Am 31. März 1865 erfolgte die Konfirmation Herberts durch Pastor Souhon.

²⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

³⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

schickte voller Spannung mittags einen Diener an mich, um sich nach dem Gang der Prüfung zu erkundigen; ich konnte ihr schon um diese Zeit die günstigsten Nachrichten über den Ausfall in der Religion, dem Lateinischen und der Mathematik geben. Am glanzvollsten zeigte sich aber Herbert am Nachmittag in der Geschichte. Zum Dank für die erfreuliche Vollendung der Schulbildung seiner Söhne lud der Bundeskanzler am 9. März die Prüfungskommission des Gymnasiums und den im vorigen Jahr ausgeschiedenen Professor Vertram zu Tisch. Außerdem waren noch der Konsistorialrat Souchon, welcher beide Söhne konfirmirt hat, und Pastor Braune aus Straußberg eingeladen worden, letzterer derselbe, welcher in Petersburg als Hauslehrer den Unterricht der Knaben leitete. Mein Platz bei Tische war wieder zwischen den Eltern. Die Unterhaltung bewegte sich ungezwungen wie gewöhnlich, da erhob sich der Kanzler mit dem Glas und sprach etwa folgendes: „Vor 38 Jahren um dieselbe Zeit habe ich das Abiturientenexamen bestanden, und zwar vor demselben und unter Leitung desselben Mannes, der jetzt meine beiden Söhne zu gleichen Zielen geleitet hat. Ich weiß, was ich ihm verdanke. Mögen auch meine Söhne ihm ein dankbares Andenken bewahren. Indem ich Sie, verehrte Anwesende, auffordere, auf das Wohl meines alten, lieben Lehrers, des Direktors Bonnell, anzustoßen, verbinde ich damit zugleich den Dank an die übrigen Lehrer meiner Söhne.“ — In meiner Erwiderung konnte ich nicht unterlassen, hervorzuheben, wie viel zur Erreichung des Zieles für die Söhne des Bundeskanzlers die Mutter mitgewirkt habe. Die richtige Pflege, die sie im elterlichen Hause erhalten, und die ihnen unter den mannigfachen Eindrücken und Zerstreuungen doch den unbefangenen Sinn und die strengste Pünktlichkeit im Eintreffen nach jeder Ferienzeit bewahrt hätte. Unter der vielfachen welthistorischen Thätigkeit des Vaters sei das einflußreiche Wirken der Mutter dabei unverkennbar gewesen.“

Die Mutter dankte für diese Worte, wies aber alles Verdienst bei der Kindererziehung dem Manne zu, der das pünktliche Eintreffen nach den Ferien sich allerdings zuschrieb, indem er seine Kinder militärisch gewöhnt habe. Die Söhne kamen nach meinem Toast auf das hohe Haus des Bundeskanzlers an mich heran, um mit mir anzustoßen, was der muntere Wilhelm mit den horazischen Worten that: „Fortes creantur fortibus“ (die Starke werden durch Starke erzeugt), worauf ich hinzufügte: „Doctrina sed vim promovet insitem“ (aber Gelehrsamkeit fördert die angeborene Kraft). Hierauf äußerte der Vater: „Mit der Doctrina wird es bei dem Wilhelm mal nicht viel werden, obgleich ich wünschte, daß er studirte; wenigstens sollen beide ein Jahr die Universität besuchen, und dann können sie sehen, was sie aus sich machen.“

Im Frühjahr 1869 begab sich Herbert nach Bonn zum Beginn seines juristischen Studiums.

Am 4. Dezember 1869 morgens begegnete Bismarck L. Bucher im Park von Barzin; der Geheime Rat sah sofort am Gesicht des Kanzlers, daß irgend

etwas geschehen war. Auf seine Frage, ob der Graf eine unangenehme Nachricht erhalten habe, blieb dieser sofort stehen und fragte: „Woher schließen Sie das?“ Als Bucher sagte, daß er das aus dem Gesichtsausdruck schließen zu dürfen glaubte, antwortete der Kanzler: „Da sehe ich, daß ich noch lange kein Diplomat bin, denn sonst müßte ich mein Gesicht mehr in der Gewalt haben.“ Er hatte gerade die Nachricht von der ersten Erkrankung seines ältesten Sohnes bekommen, welcher in Bonn von der Kopfroße, der Folge ärztlicher Behandlung nach einer Mensur, befallen war. Der Graf fuhr nach Berlin, um seinem kranken Sohn näher zu sein, er selbst konnte aber dringender Geschäfte wegen nicht mit nach Bonn reisen, sondern mußte seine Frau allein fahren lassen. Sie hat damals am Krankenbett ihres Sohnes bange Stunden durchgemacht! In einer Nacht war das Eis ausgegangen, sie hatte die alleinige Nachtwache übernommen und mußte auf den ihr ganz unbekanntem Hof gehen und Wasser pumpen, da im Hause alles fest schlief. Am 23. Dezember 1869 folgte auch der Bundeskanzler nach Bonn nach, woselbst er im Kreise der Seinen das Weihnachtsfest verlebte.

Graf Herbert, im Winter von den Bonner Husaren, bei denen er sein Jahr abgedient hatte, nach Berlin versetzt, machte ebenso wie sein Bruder Wilhelm den Krieg gegen Frankreich im 1. Garde-Dragonerregiment mit, und zwar zunächst als Portepeefähnrich, zu welcher Charge er am 9. Juni 1870 befördert worden war.

Ueber die Verwundung des Grafen Herbert in der Schlacht von Mars-la-Tour und die ferneren Erlebnisse desselben im Kriege mit Frankreich giebt dessen „Kriegstagebuch“¹⁾ folgende Aufschlüsse:

16. August 1870. Schon um 4 Uhr wurde zum Satteln geblasen. Wir ritten bei Sonnenaufgang durch Thiaucourt, und die Kirchenglocke schlug fünf, als wir es verließen. Wir waren als die ersten unterwegs, denn in den großen Infanteriebivouaks wurde es erst bei unserem Vorbeiritt lebendig. Die Stimmung war eine ernste, und das alte Soldatenlied „Morgenrot“ wurde wiederholt mit vielem Gefühl angestimmt. Nach etwa dreistündigem Marsch wurde Kanonendonner vernehmbar, und unser Regiment ritt nunmehr von St. Hilaire, wo wir ursprünglich hatten bivouakiren sollen, in der Richtung auf den Kanonendonner zu. Es war ein wolkenloser, heißer Tag, und die Sonne machte sich mit jeder Stunde für Mann und Pferd mehr fühlbar. Bald begegneten uns Verwundete. Wir hörten das Plagen von Granaten und sahen ihre kleinen Wölkchen gegen den blauen Himmel. Etwa um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr mittags gelangten wir nach längeren Trableistungen auf das Schlachtfeld unweit des Dorfes Mars-la-Tour. Unser Regiment wurde links der großen Chaussee

¹⁾ Entnommen der Schrift von Dr. Georg Schmidt: Schönhausen und die Familie Bismarck, Berlin 1897. G. S. Mitters Verlag.

in Zugkolonnen formirt und schickte Flankeurs gegen einen vorliegenden größeren Wald vor, über welchem sich deutlich vier kompakte Staubwolken abhoben. Wir glaubten, daß sie von den Schwadronen eines französischen Kavallerieregiments herrührten, und hofften, daß es sich durch unsere Flankeurs aus dem Walde herauslocken lassen und uns Gelegenheit zu einer Attacke geben würde. Da die Flankeurs zu weit vom Walde ab blieben, um zu erkennen, ob auch Infanterie darin stecke, erbot sich der Adjutant Dachröden, eine Rekognoszirung auf eigene Hand vorzunehmen. Wir sahen diesen sehr beliebten Offizier mit lebhaftem Interesse auf seiner schönen Vollblutstute in vollster Carrière gegen den Wald los und ziemlich nahe an der Visière entlang reiten, ebenso die auf ihn abgegebenen Schüsse, die alle fehl gingen, weil die Franzosen bei der Schnelligkeit seines Pferdes sämtlich hintenweggeschossen. Er hatte von Infanterie nichts gesehen. Mittlerweile hatte französische Artillerie auf den vor uns liegenden Höhen unser Vorrücken bemerkt und beschuß uns so heftig mit Granaten, daß unser Regiment, da die feindliche Kavallerie aus dem Walde nicht herauskam, zurückging. Später hat es sich als ein Glück erwiesen, daß wir mit jener Kavallerie nicht handgemein wurden, denn die großen Staubwolken rührten von vier Regimentern französischer Kavallerie her, die unser eines Regiment vollkommen in die Pfanne gehauen haben würden.¹⁾

Bei dem Zurückgehen unseres Regiments war die begleitende Granaten- und Schrapnellmusik doppelt unangenehm, denn alle Mannschaften sind durch solches Getöse mehr beeinflusst, wenn es zurück als wenn es vorwärts geht. Dazu kam, daß das Pferd meines Veters Philipp durch einen Granatschuß erschlagen wurde. Er führte den zweiten Zug vor mir, und wir sahen ihn wie tot unter seinem Pferde liegen. Er war aber nur momentan betäubt, hat sich bald darauf mit Hilfe des 2. Garde dragoners Grafen Lehndorff unter Verlust eines Abfases und Sporns unter dem toten Pferde herausgearbeitet und erschien zu Fuß in der Terrainfalte, in welcher wir einige Zeit abgesehen verblieben.

Bald nach 3 Uhr sahen wir die Spitzen der 19. Division, die wir früh gegen 5 Uhr verlassen hatten, erscheinen und, gleich nachdem ihre Artillerie

¹⁾ Nach Zahren erzählte mir Prinz Friedrich Karl bei einer Abendtafel, über welcher ein großes Bild der Kapitulation von Metz hing, es sei bei Gelegenheit des letztgenannten Ereignisses von verschiedenen Momenten der Schlacht bei Mars-la-Tour die Rede gewesen, und Bazaine hätte auf die Frage, weshalb seine starke Kavallerie nicht die auf unserem linken Flügel befindlichen fünf Dragonerschwadronen zurückgeworfen, erwidert, daß man eine Falle vermutet hätte, denn durch Ferngläser seien in einer Schlucht hinter den Dragonern Helmspitzen erkennbar gewesen. Man hätte nun geglaubt, daß dort Infanterie verborgen lag, und daß bei einer Attacke die Dragoner rechts und links abschwenken und die französische Kavallerie dem Feuer der Infanterie preisgeben würden. Prinz Friedrich Karl war sehr amüfirt über meine Erklärung, daß jene Helmspitzen einem Zuge unseres Regiments angehörten, welcher dort mit der Standarte zurückgelassen war, als wir zur Aktion zu kommen vermeinten.

eingegriffen hatte, zum Angriff formirt werden. Es war ein erhebender Anblick, wie diese Truppen nach einem Marsch von zehn Stunden in glühender Augusthitze bereitwillig in begeistertem Lauffschritt sofort den Angriff aufnahmen, in dichten Kolonnen formirt, in denen der Tod mittelst des mörderischen Chassepot reiche Ernte hielt. Es war dem 16. Regiment die harte Aufgabe zugemutet worden, in ungedecktem Angriff Höhen zu nehmen, die von einer zahlreicheren und besser bewaffneten Infanterie besetzt waren. Nach kaum einer Stunde sahen wir die Trümmer des braven Regiments langsam zurückkommen.

Wir hatten nach mehrfachem Wechsel unserer Aufstellung schließlich die Sicherung der Corpsartillerie auf zwei Seiten von Mars-la-Tour nacheinander übernommen. Als wir südlich um das Dorf herumritten, kreuzten wir uns mit den 13. Manen, die auf den linken Flügel zur großen Kavallerieattacke herangezogen wurden.

Wir blieben kurze Zeit an dem brennenden Dorfe Mars-la-Tour halten, und unsere Leute hatten keine Vorstellung von dem Ernst und der Schwierigkeit der Situation. Auch ich wußte nicht, wie bedenklich die Schlacht nach Ablauf der fünften Nachmittagsstunde stand. Wir fühlten, über zwölf Stunden im Sattel — nichts zu essen und zu trinken, als was man zufällig bei sich hatte, auf ermatteten, seit Tagesanbruch nicht einmal getränkten Pferden —, wohl einige Ermüdung, waren aber doch zu gespannt auf den Ausgang des Tages, um uns ihr hinzugeben. Während wir so aufmerksam auf jedes Wort lauschten, das etwa von den Offizieren zu erhaschen war, kam der Brigadeadjutant Schulenburg vorbeigaloppirt und rief meinem Rittmeister Grafen Westarp zu: „Sie ziehen ab!“ Den Dragonern, denen ich diese Worte wiederholte, glaubte ich sie dahin interpretiren zu können, daß der Feind abzöge und wir zur Verfolgung beordert wären. Als unmittelbar darauf unsere eigene Artillerie vorbeizog, ahnte ich nicht, daß jenes Wort sich auf sie bezogen hatte. Diese Artillerie, welche lange mutig ausgehalten, hatte sich fast verschossen und war von der feindlichen Infanterie so scharf beschossen worden, daß sie zurückgehen mußte. Es war der bedenklichste Moment des Tages, denn es handelte sich um eine Lücke in unserer Schlachtordnung, welche mit Pferde- und Menschenleibern ausgefüllt werden mußte, um die feindliche Besitznahme von Mars-la-Tour aufzuhalten. Der Befehl zur Attacke auf die vorrückende feindliche Infanterie vom 13. und 43. französischen Regiment war gegeben. Wir trabten über die Chaussee, über Hecken und Gräben, hatten uns durch Zäune zu drängen und kamen dabei bald in rasche Gangart. Erst als das Signal „Galopp“ geblasen und das Feuer der durch unser brüskes Hervorbrechen bestürzten Rothosen auf uns eröffnet wurde, war es klar, um was es sich handelte. Das kurze helle Signal „Front“ haben viele nicht mehr gehört im donnernden Lärm des Galopps vieler Pferdehufe auf dem steinharten Leh-

boden, und das letzte Signal „*March, March!*“, nach dessen höchster schriller Note eine Granate den Stabstrompeter vom Pferde riß, haben bei dem durch Schießen und Hurrafschreien vermehrten Getöse wohl nur wenige vernommen. Es waren etwa 800 Schritt, die wir mit unseren müden Pferden im feindlichen Feuer zu reiten hatten, dessen Projektile wie zwitschernde Erbsen zwischen uns durch und über uns hinwegsausten. Solche Momente höchster Anspannung kann man sich später sekundenweis schwer wieder vergegenwärtigen. Ich entsinne mich nur der Wahrnehmung, daß unsere Reihen lichter wurden, und daß sich mit jeder Sekunde steigenden Eindruckes der Bewunderung, daß ich noch immer ungetroffen einhergaloppierte; denn die Aussicht an ein Lebendigherauskommen aus diesem Schnellfeuer zahlreicher Infanterie hatte ich seit dem Signal „*Galopp*“ aufgegeben. Daß nicht mehr von uns liegen blieben, schreibe ich dem schlechten Schießen und der schlechten Feuerdisziplin der Franzosen zu. Die Thatsache allein, daß sie, um schneller zu laden, aus dem Hüftabschlag abbrückten, bedingte „zu hoch“ und somit Vorbeischießen.

Meine Brille war beschlagen. Ich sah nach vorn nicht mehr klar, nur unter meinem laufenden Pferde „*Pascha*“ gelegentlich französische Infanteristen liegen, nach denen ich instinktiv stach, da hörte ich neben mir rufen: „*Appell geblasen, links um kehrt.*“ Ich sah mich um. Hart neben mir galoppierte ein leeres Offizierpferd. Die Mannschaften, welche noch im Sattel saßen, hatten gewendet oder waren im Begriff, es zu thun. Stolbergs Gesicht mit stark blutendem Rinn, der laut rief: „*Wo ist der dritte Zug?*“ (er gehörte zur 5. Schwadron), ist mir noch erinnerlich, vor allem aber das Säusen und Einschlagen von Granaten. In diesem Augenblick fühlte ich einen Feuerstrahl durch meinen Oberschenkel fahren und einen gewaltig schmerzenden Schlag, wie von einer schweren eisernen Stange. Instinktiv stach ich nach unten, fing aber gleich an, vor Schmerz im Sattel zu wanken, und steckte deshalb den Säbel ein, um mich mit der Rechten an der Mähne halten zu können. Mein Pferd wendete, aus Galopp wurde bald Trab, aber auch diese Gangart war so schmerzhaft für mich, daß ich zum Schritt parierte und mich lieber der Möglichkeit einer weiteren Kugel als den Qualen des Trabreitens aussetzte. (Eine Kugel hatte mir vorher die Uhr zerschlagen, eine andere durchlöcherte meinen Rockschöß.) Endlich fand ich einen unverwundeten Dragoner, dessen Pferd lahmt. Das meinige hatte drei Kugeln und lahmt auch, so daß ich sein Hinten und Zackeln kaum ertragen konnte. Jener Dragoner hielt mich auf dem Pferde. Ich fragte nach Bill. Den hatte er kopfüber mit dem Pferde stürzen sehen, als sei er in den Kopf geschossen, so daß ich durch diese Mitteilung doppelt unglücklich wurde. Der Dragoner wollte Hilfe und Verbandplatz suchen. Da kam Schulenburg an mir vorbei. Diesen fragte ich nach Verbandplatz oder Doktor. Er versprach, sich danach umzusehen. Unmittelbar darauf wurde ich Auerwalds ansichtig, schwer verwundet und gebrochen zu

Pferde. Er rief aus: „Mein armes, liebes Regiment! Es war nicht meine Schuld. Es war Befehl. Es war nötig. Hoch lebe der König!“ Dann traf ich Brühl, der zum Verbandplatz ritt und mir einen Arzt mit Tragbahre schickte. Inzwischen war ich mit Mühe durch Fallenlassen vom Pferde gekommen. Zwei versprengte Infanteristen und ein Major Gröben hatten mich aufgefangen und ins Gras gelegt. Dort hörte ich das erste Befriedigende vom Einjährigen Ritter, welcher Bill nach dem Pferdesturz noch gesund zu Fuß gesehen hatte. Demnächst erschien der Arzt und teilte mir nach genauer und ziemlich schmerzhafter Untersuchung der Wunde mit, daß der Knochen unverletzt sei. Auf meine Frage, ob ich nach sechs Wochen wieder würde beim Regiment sein können, sprach er aber keine Zweifel aus. Ich wurde auf eine Bahre gehoben und nach dem Verbandplatz getragen, welcher dem Auge schreckliche Szenen darbot. Es lagen dort sehr verstümmelte Offiziere und Mannschaften von dem unglücklichen 16. Regiment; von unseren Kameraden konnte ich niemand entdecken. Endlich, nach oberflächlichem Verbande, als die Schatten der Nacht sich schon langsam herabsenkten, wurde ich mit einer Anzahl schwer Verwundeter auf einen Leiterwagen gebracht, um dem nächsten Feldlazaret zugeführt zu werden. Der französische Bauer, welcher den Wagen führte, schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, zur Qual der Verwundeten über die unebensten Stellen des schlechten Weges Trab zu fahren. Ich wurde durch diese Brutalität und das klagende Stöhnen der anderen Verwundeten (besonders eines durch die Brust geschossenen Offiziers) so wütend, daß ich mich trotz eigener Schmerzen in dem stoßenden Gefährt aufrichtete und den verblüfften Franzosen unter Erhebung des Revolvers mit Donnerstimme in den verletzendsten Ausdrücken seiner Sprache so bedrohte, daß er mich erschreckt und sprachlos ansah und von dem Moment an im langsamsten Tempo weiterfuhr. Ich werde nie den kurzen, dankbaren Blick aus dem brechenden Auge des Offiziers vergessen, der mich für dieses Eingreifen belohnte. Als wir auf der Ferme Mariaville ankamen, war es schon dunkel. Wir wurden von dem Lazaretpersonal mit der schlechten Laune überangestrenzter Menschen empfangen, und es wurde kaum Hoffnung gelassen, noch einen Platz unter Dach zu erhalten. Schließlich wurde ich eine enge Treppe hinaufgetragen und in einem sehr angefüllten kleinen Zimmer auf Stroh in die Reihe der schon vorhandenen Verwundeten gelegt. Links neben mir hart an der Wand lag der tödlich verwundete Oberst Auerswald. Er sagte mit leisem Stöhnen: „Ach, Bismarck, Sie auch. Mein armes Regiment! Mit mir geht's zu Ende.“ Ich versuchte ihm noch ein wenig zuzusprechen, aber er schüttelte den Kopf, und ich war von Schmerz und Uebermüdung so mitgenommen, daß ich froh war, still liegen zu können.

Wir verlangten nach Wasser. Es wurde uns aber nur Landwein gereicht, den ich nicht mochte, und der starke Durst beschleunigte wohl den Eintritt des Wundfiebers. Die Nacht war qualvoll, heiß und unruhig, und ich phantasirte

viel. Als es hell wurde, erschien unser Regimentsbarbier Fuchs mit einem Töpfchen Hühnerbouillon. Von ihm erfuhr ich zuerst einiges über das furchtbare Schicksal des Regiments. Auerwald wurde noch in der Nacht in ein anderes Zimmer gebracht. An seine Stelle kam der nur leicht verwundete Lieutenant v. Szerdahelyi von den zweiten Gardedragonern, der im Vergleich mit mir ganz munter schien, über seine Armwunde auch nicht viel klagte, aber schließlich nach drei Wochen doch daran gestorben war. Rechts von mir lag ein Reservelieutenant Eckert, 13. Dragoner, der sich bei der großen Kavallerie-attacke ein Bein gebrochen hatte. Beim Morgengrauen fand ich seinen kurzgeschorenen Kopf unter meiner rechten Hand, und es kam mir zum Bewußtsein, daß ich in meinen Fieberträumen vielfach über seine Haare hin- und hergefahren war. Er bestätigte dies mit freundlichem Lächeln und meinte auf meine Entschuldigung, daß es ihm die Eintönigkeit der Nacht vertrieben habe. Bald darauf erschien zu meiner Freude mein Bruder. Er versorgte uns reichlich mit Wasser, indem er selbst einige Eimer hinaustrug. Das Fieber ließ nach, und ich fühlte mich verhältnismäßig wohl, als mein Vater in unser kleines Zimmer eintrat. Er hatte am Morgen des 17., als er im Stabe des Königs hielt, hinter sich einen Offizier über die Verluste vom 16. sprechen hören und vernommen, wie dieser sagte: „Von den Gardedragonern ist über die Hälfte aufgerieben. Fast alle Offiziere tot oder verwundet. Auch der eine Bismarck¹⁾ tot, der andere schwer verwundet.“ Mein Vater wandte sich sofort

¹⁾ Professor Negidi, welcher eine Kolonne freiwilliger Krankenpfleger von Bonn nach dem Kriegsschauplatz geführt hatte, traf, wie er mir erzählte, am 17. August 1870 in Tronville den General Voigts-Rhetz, den er von Berlin her seit 1848 kannte. Beim Abschied fragte er den Adjutanten, einen Jugendfreund: „Wo wird jetzt hingeritten?“ Er erhielt zur Antwort: „Der General reitet wohl an das Ende des Ortes, wo die Johanniter einquartiert sind.“

Bald darauf sah Negidi Bismarck zu Pferde hinter der alten Kirche hervorkommen. „Guten Morgen, Excellenz!“ — „Guten Morgen, Professor Negidi!“ Darauf fragte Bismarck: „Können Sie mir sagen, wo der General v. Voigts-Rhetz zu finden ist? — „Wohl, Excellenz, am Ende des Orts, im letzten Hause, bei den Johannitern dürften Sie ihn treffen.“ — „Danke, danke,“ erwiderte Bismarck im Tone tiefster Erregung.

Als Negidi einige Jahre später in Varzin der Gast des Fürsten war, sagte derselbe: „Durchlaucht, darf ich eine Frage an Sie richten?“ — „Zimmerhin.“ — „Erinnern sich Durchlaucht der Begegnung in Tronville? Ich kann mir noch jetzt den bewegten Dank nicht erklären dafür, daß ich den Aufenthalt des Generals v. Voigts-Rhetz bezeichnete.“ — „Das erklärt sich so,“ erwiderte Bismarck. „Spät in der Nacht und noch früh am Morgen erhielt ich die Nachricht, daß mein Sohn Herbert in der Schlacht gefallen und daß Bill verwundet sei. Ich wollte natürlich sofort zu ihnen eilen und erhielt den Wink, Voigts-Rhetz könne mir Auskunft geben, wo das 1. Garde-Dragoneregiment lag. Da gaben Sie mir den Fingerzeig, der freilich verkehrt war. Trotzdem kam ich in dem Hause der Johanniter auf die Fährte, denn ich hörte, das Dragoneregiment kampierte ganz in der Nähe. Ich überzeugte mich bald, daß Bill wohl und munter und daß Herbert zwar verwundet war, glücklicherweise aber nicht lebensgefährlich.“

Pöschinger, Bismarck - Portefeuille. III.

zu dem Sprecher um und fragte, wo das Generalkommando oder der Generalstab des X. Corps zu finden wäre. Auf die ihm gewordene Auskunft ist er dann, wie mein Vetter Karl Bismarck-Böhlen später erzählte, in so rasendem Tempo nach der angegebenen Richtung geritten, daß er ihm kaum zu folgen vermochte. Durch General Voigts-Rheß erfuhr mein Vater demnächst, daß nur einer von uns verwundet sei, der andere lebe. Er ritt auf die ihm als meine Unterkunft bezeichnete Ferme Mariaville los und traf an ihrem Eingange meinen mit Wassertragen beschäftigten Bruder. Die leicht verwundeten und kriegsgefangenen französischen Offiziere auf dem Gehöft machten sehr erstaunte Gesichter, als der in seiner Generalsuniform ihnen wohlbekannte Bismarck einen sehr stark beschmutzten gemeinen Dragoner in seine Arme schloß. Meinem Bruder war kurz vor oder mitten in den französischen Linien das Pferd durch die Fessel geschossen worden, so daß es in voller Fahrt stürzte und ihn dabei nicht freiließ. Als er, um loszukommen, den Säbel hob und den Koppelriemen durchschneiden wollte, hielt das Pferd diesen wohl für eine Peitsche und sprang von selbst wieder in die Höhe. Er benützte es nun als Schild gegen die französischen Geschosse, während er zu Fuß seinen Rückzug antrat. Bei diesem Marsch über das Leichenfeld redete ihn ein durch beide Füße geschossener Dragoner mit der Bitte an, ihn mitzunehmen. Er hob diesen Mann mitten im Feuer auf sein Pferd, das schon von mehreren Kugeln getroffen war, und sie marschirten weiter, bis in das Dorf Mars-la-Tour, wo mein Bruder den von der Kavallerieattacke zurückkehrenden 2. Gardedragoner Grafen Lehndorff traf. Dieser gab ihm ein Pferd, das einen verwundeten und gefangenen französischen General getragen hatte, und fand mit ihm nach längerem Suchen schließlich spät abends Trotha mit seiner 5. Schwadron vom 2. Garde-Dragonerregiment. Dieser bewirtete meinen Bruder in freundlicher Weise und behielt ihn die Nacht im Bidouac bei sich, von wo er am andern Morgen den Weg nach Mariaville fand.

Mein Vater hatte mich kaum begrüßt, als der aufgeregte dirigirende Oberstabsarzt Diés, von dem wir bis dahin nichts gesehen hatten, sich ihm entgegenstürzte, ihn bei der Hand ergriff und in einen Schwall von Worten ausbrach, die Bismarck und die letzten Ereignisse preisen sollten. Er schloß: „Meine Herren, bringen Sie mit mir ein Hoch aus; Sie alle werden das Eiserne Kreuz bekommen.“ (Dabei lagen zwei schwer verwundete Franzosen unter uns!) Mein Vater schüttelte sich den Mann mit Mühe ab, um mit mir zu reden, und versprach mir für den nächsten Tag einen Wagen, welcher mich nach Pont-à-Mousson in sein Haus bringen sollte. Er hatte noch einen Auftritt mit dem aufgeregten Arzt. Die Verwundeten hatten ihm über Nahrungsmangel geklagt, worauf Diés bedauernd bemerkte, es wären keine Vorräte da. Als mein Vater ihn auf das zahlreiche den Hof füllende Geflügel hinwies, rief er aus: „Das ist fremdes Eigentum. Wir sind hier nur im Gastrecht, und

aller fremde Besitz muß uns heilig sein.“ Mein Vater erwiderte: „Nun ist es doch einmal gut, daß ich General bin. Als solcher befehle ich Ihnen, sofort alles Geflügel schlachten zu lassen, das Verwendung finden kann.“ Mit einem tiefen Seufzer fügte Dies sich diesem Befehl.

Ich hatte noch eine schlechte und unruhige Zeit und hörte auf meinem Schmerzenslager den Donner von St. Privat und Gravelotte, bis der von meinem Vater mit Mühe aufgetriebene einspännige Planwagen mich aufnahm und Schritt für Schritt in achttündiger Fahrt nach Pont-à-Mousson brachte. Das dortige Quartier war schön und geräumig. Ich war 24 Stunden ganz allein darin, bis mein Vater mit dem Hauptquartier von den Schlachtfeldern zurückkam. Die nächsten Tage waren für mich recht interessant; ich hörte viel und sah mancherlei Besucher, unter anderen auch den immer liebenswürdigen Kronprinzen, welcher voller Teilnahme zu mir kam. Als das Große Hauptquartier am 23. August weiter vorrückte, zunächst nach Commercy, war für mich kein Bleiben mehr. An Stelle meines Vaters hatte sich ein sogenannter Liebesonkel in das schöne Quartier gesetzt. Niemand kümmerte sich mehr um mich, und der einzig zu meiner Pflege zurückgebliebene Diener mußte stundenlang im Orte suchen, um mir ein Stückchen Fleisch oder Brot zu verschaffen. Ich erbat deshalb möglichst schnelle Evakuierung, um rasch nach Rauheim zu meiner Mutter zu gelangen. Am Vormittag des 25. wurde ich in einem endlosen Zuge in einem Viehwagen neben den durch den Hals geschossenen Oberst Grafen Kanitz gebettet.

Es ist häufig Bewunderung ausgesprochen, weshalb nach unserer Attacke die französische Infanterie, wohl über 4000 Mann, nicht wieder vorrückte, sondern stehen blieb und sich schließlich rückwärts konzentrierte. Die französischen Heerführer sollen geglaubt haben, daß wir nur die Spitze des im Anrücken befindlichen Gardecorps gewesen seien, während thatächlich kein Mann Reserve hinter uns stand. Mir ist später gesagt, der feindlichen Infanterie seien die Patronen knapp geworden, weil sie sich bei dem rasenden, ohne Kontrolle und ohne Kommando auf unsere Attacke gerichteten Schnellfeuer verschossen hätte. Jedenfalls erreichte unser Eingreifen mehr, als man je erhoffen konnte, nämlich, daß das französische Vorgehen zum Stehen kam, und daß in der Folge die Bazainische Armee am 18. nach Metz hineingeworfen werden konnte.

Am 23. August 1870 bemerkte Bismarck in Commercy, als das Gespräch auf seine Söhne kam: ¹⁾ „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Jungen wenigstens den einen behalte — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege sein wird. Er hat sich übrigens im Felde ganz gut gewöhnt. Als er verwundet bei uns in Pont-à-Mousson lag, und gemeine Dragoner ihn besuchten, verkehrte er mit ihnen freundlicher wie mit Offizieren.“

¹⁾ Die folgenden Daten sind dem Werke von Busch „Graf Bismarck und seine Leute“ entnommen.

Am 11. September 1870 erzählte Bismarck in Reims von seinem Sohne, dessen Schenkelwunde sich verschlimmert habe und brandige Ränder zeige. Der Arzt habe die Vermutung geäußert, die Kugel werde eine giftige Substanz enthalten haben.

Am 6. November 1870 (Versailles) erzählte Bismarck bei Tisch, Graf Herbert, der jetzt geheilt, habe „einen verzweifelten Brief“ an ihn gerichtet, weil er zu einer Depotschwadron versetzt worden ist. „Er sagt,“ so bemerkte der Bundeskanzler, „nun hätte er von dem ganzen Kriege nichts gehabt, als daß er vierzehn Tage mitgeritten wäre und dann drei Monate auf dem Rücken gelegen hätte. Ich wollte sehen, ob sich da was thun ließe, und heute begegnete ich dem Kriegsminister. Der aber riet mir mit Thränen in den Augen ab — er hätte auch in den Gang der Dinge eingegriffen und darüber seinen Sohn verloren.“

Am 16. November 1870 begab sich Gräfin Bismarck mit dem Grafen Herbert und der Tochter Marie nach dem Puttkamerschen Gute Reinfeld.

Am 3. Februar 1871 war Graf Herbert aus Deutschland wieder bei seinem Vater in Versailles eingetroffen und verweilte daselbst längere Zeit. Am 8. Februar war derselbe zu Abend Tischgast des Kronprinzen.

II. Lehrjahre im diplomatischen Dienst.

1874—1881.

Im Januar 1874 trat Graf Herbert Bismarck in den diplomatischen Dienst ein und wurde zunächst in Dresden verwendet. Anfang Oktober wurde er als Gesandtschaftssekretär nach München versetzt.

Inzwischen hatte er im Sommer 1874 während eines siebenwöchigen Riffinger Aufenthalts des Reichskanzlers den ausschließlichen Dienst bei demselben versehen; ¹⁾ die gleiche Stellung nahm er vom Mai bis Oktober 1875 in Friedrichsruh und Varzin wahr. Im Oktober 1875 begleitete er den Kaiser Wilhelm I. nach Mailand, und im März 1876 legte er das diplomatische Examen ab.

Nach dem Bestehen desselben treffen wir den Grafen Bismarck als nominellen Legationssekretär in Bern und Dresden; thatsächlich war er mit Ausnahme des ersten Quartals 1877, das ihn bei der Wiener Botschaft thätig fand, bis zum Eintritt in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes (Januar 1881) ununterbrochen in der unmittelbaren Umgebung des Reichskanzlers als sein Amanuensis beziehungsweise Sekretär thätig. Man darf nicht übersehen, daß der Kanzler stets dem Grundsätze Ludwigs XIV. folgte, die Staatsgeheimnisse

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen; ebenso das folgende Datum.

in möglichst wenigen Händen zu vereinigen, und daß er das Bedürfnis hatte, in seiner nächsten Umgebung Organe zu besitzen, deren Treue und Diskretion er unbedingt sicher war.

Bismarck hat sich selbst der geschäftlichen und diplomatischen Erziehung seiner Söhne gewidmet, und zwar so, daß diese im Dienst womöglich noch strenger herangezogen wurden als andere. Dafür war das Verhältnis außer Dienst ein um so herzlicheres, und die privaten Einwirkungen waren an erster Stelle darauf berechnet, den Charakter auszubilden und den Söhnen diejenige Selbständigkeit anzuerziehen, die dieselben befähigen sollte, demnächst auf eignen Füßen stehen zu können.

Man muß, wie ich, Gelegenheit gehabt haben, die Akten der handelspolitischen und der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amts eingehend zu studiren, um einen Begriff zu haben, wie ernst und ausgedehnt der Sekretariatsdienst des Grafen Herbert bei seinem Vater war; er begleitete jetzt den Fürsten nach Friedrichsrub,¹⁾ Kissingen²⁾ und Varzin³⁾ und vermittelte den Verkehr des Kanzlers mit dem Auswärtigen Amt, den inneren Ressorts und mit den Privatens. In meinen Werken, besonders in den noch unter Mitwirkung des Altreichskanzlers herausgegebenen „Aktenstücken zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“, finden sich zahlreiche Schreiben⁴⁾ des Grafen Herbert, die dieser im Auftrage des Fürsten und nach seinen Direktiven verfaßt hat, und die dann unter seinem Namen im Original in die Welt gingen, ohne weiter kopirt zu werden. Man muß die Originalschreiben gesehen haben, um ermessen zu können, mit welcher Sorgfalt alle diese und hundert andere Schreiben, die sich nicht zur Aufnahme in mein Werk eigneten, von dem Grafen abgefaßt wurden. Oft finden sich in den Akten neben den Schreiben die Entwürfe, die der Reichskanzler durchkorrigirt und die dann von dessen Sohn nochmals ins Reine geschrieben wurden. Andere Angaben diktirte der Kanzler dem Sohn, um sie sodann selbst zu zeichnen.⁵⁾

Im Sommer 1878 begegnen wir dem Grafen Herbert auf dem Berliner Kongreß, wo er als Sekretär gelegentlich auch Missionen für seinen Vater über-

1) Am 12. November 1878 mit dem Reichskanzler nach Friedrichsrub. 5. Februar 1879 Rückkehr von dort. Anfangs November 1880 wiederum in Friedrichsrub.

2) 25. Mai 1877 Eintreffen mit dem Kanzler in Kissingen.

3) Ende Oktober 1876, November 1876, Dezember 1877, Januar 1878; 14. Februar Rückkehr mit dem Fürsten Bismarck von Varzin.

4) Vgl. die Schreiben des Grafen Herbert d. d. Varzin, 24. Oktober 1876, Varzin, 6. November 1877, Varzin, 11. Dezember 1877, Varzin, 14. Januar 1878, Friedrichsrub, 5. November 1880, in meinen „Aktenstücken zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“, Bd. I S. 239, 268, 272, ferner Schreiben d. d. Berlin, 20. März 1879, im „Bismarck-Portefeuille“ Bd. I S. 177.

5) Z. B. das Schreiben d. d. Varzin, 30. November 1879, betreffend das Schanksteuergesetz, abgedruckt in dem „Bismarck-Portefeuille“ Bd. I. S. 178.

nahm. Es handelte sich um die Occupation und Administration Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich.

Daß selbst in diesem Punkte Deutschland den Wünschen Rußlands näher stand als jenen Oesterreich-Ungarns, daß es daher von der russischen Presse höchst ungerecht ist, wenn sie der deutschen Politik heute das Gegentheil zum Vorwurf macht, dafür spricht eine charakteristische Thatsache, zu deren Kenntnis wir durch eine Mitteilung des verstorbenen Ministers des Auswärtigen Baron Haymerle (bekanntlich einer der Vertreter Oesterreich-Ungarns im Berliner Kongresse) gelangt sind. Noch in jener Nacht, welche dem für die Verhandlung der bosnischen Angelegenheit bestimmten Sitzungstage voranging, schickte Fürst Bismarck — es war bereits spät nach Mitternacht — seinen Sohn Herbert zum Grafen Andrassy.

In dieser Weise wurde Graf Herbert Bismarck frühzeitig als Unterhändler verwandt und für seine künftigen Aufgaben vorbereitet.

Der Zufall hat es gewollt, daß gleich das erste diplomatische Auftreten des Grafen Herbert Bismarck eine Verewigung durch das Bernerische Kongreßbild erfahren hat, das die Hauptträger des Kongresses darzustellen bestimmt war.

*

Als im Sommer 1878 der Reichstag nach dem Nobiling'schen Attentat aufgelöst wurde, war Graf Herbert ganz nahe daran, in denselben gewählt zu werden. Es fielen auf den Legationssekretär Graf Herbert Bismarck 3894 Stimmen, auf Dr. jur. Hammacher 4276 Stimmen und auf einen Sozialdemokraten 377 Stimmen. Hammacher hatte im ganzen 5 Stimmen Majorität erhalten.

Die Wahlprüfungskommission beantragte wegen verschiedener Unregelmäßigkeiten die Beanstandung der Hammacher'schen Wahl (Reichstagsdrucksache Nr. 126, 4. Legislaturperiode II. Session 1879), und der Reichstag beschloß dementsprechend (34. Sitzung vom 28. April 1879).

Ueber diese Wahlepisode schreibt Karl Braun in seinen Tagebuchblättern 1878 S. 112 in seiner launigen Art:

„Endlich hat den Reichskanzler noch ein kleines Familienunglück betroffen. Sein Erstgeborener, Graf Herbert, zog aus, um das Herzogtum Lauenburg zu erobern. Ich weiß nicht, ob seine fürstliche Mutter ihm den Schild des Kampfes überreicht hat mit den Worten: ‚Mit ihm oder auf ihm!‘ Ich weiß nur, daß der Graf nicht mit dem Schilde zurückgekehrt ist, sondern von dem liberalen Dr. Hammacher besiegt ward. Der Reichskanzler kann sagen:

Mein Patroklos ist geblieben,
Und Thersites kehrt zurück.

Man kann auch statt Thersites ‚Hammacher‘ sagen. Das Vermaß erlaubt es.“

In solchen Sticheleien gefiel sich ein Abgeordneter, der früher zu den treuesten Schildknappen des Kanzlers gerechnet wurde.¹⁾

III. Vom Eintritt in die diplomatische Abteilung des Auswärtigen Amts bis zur Ernennung zum Staatssekretär.

Januar 1881 bis 15. Mai 1886.

Im Januar 1881 wurde Graf Herbert seiner nominellen Stellung bei der Gesandtschaft in Dresden enthoben und trat als Legationsrat in die politische Abteilung des Auswärtigen Amts ein. Dies schloß aber nicht aus, daß er nach wie vor zumeist in der Umgebung des Kanzlers arbeitete, wie er denselben auch nach Kissingen,²⁾ Friedrichsruh³⁾ und Varzin⁴⁾ begleitete, um dort mit seiner Feder die Vermittlung zwischen dem Fürsten und den Reichsämtern sowie den preußischen Ministerien herzustellen.

Mitte November 1881 wurde er kommissarisch der Botschaft in London (als Botschafter fungierte damals Graf Münster) zugeteilt.

In das Jahr 1883 fallen die Anfänge unserer Kolonialpolitik.

Im Juli 1883 wandte sich Lord Granville mit einem Schreiben an Graf Herbert, worin es hieß:

„Auswärtiges Amt (London), 23. Juli 1883.

Herr Geschäftsträger.

In dem Schreiben, welches ich unterm 9. Mai d. J. an Seine Excellenz den Grafen Münster zu richten mich beehrte, versicherte ich Seine Excellenz, daß die Vorschläge bezüglich der Reklamationen einiger deutscher Unterthanen wegen der Landfrage in Fidji, welche er im Auftrage der deutschen Regierung

¹⁾ Hermann Wagener bemerkt: Den Abgeordneten Braun-Wiesbaden dürfte Bismarck niemals überschätzt haben, doch war er ihm als Parlamentshumorist eine nicht unangenehme Persönlichkeit.

²⁾ Kissingen, Juli 1881, Schreiben an Professor Wagner über das Tabakmonopol, vergl. mein Werk: „Fürst Bismarck als Volkswirt“ Bd. II. S. 78; 23. August 1883 Schreiben an den Staatsminister v. Boetticher über den spanischen Handelsvertrag, „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik“ Bd. II. S. 138; 27. August 1883 Schreiben an das Auswärtige Amt, betreffend die Durchführung der Zolltarifreform.

³⁾ 1. Juli 1881 mit dem Kanzler nach Friedrichsruh.

⁴⁾ 18. August 1881 mit dem Fürsten nach Varzin. Varzin, 5. Oktober 1881, Schreiben an den Staatssekretär Scholz, betreffend Handelsvertrag mit Frankreich, „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik“ Bd. II. S. 66. — Varzin, 14. September 1881, Schreiben an den Unterstaatssekretär Busch, betreffend Nachrichten über den Stand der landwirtschaftlichen Produkte im Ausland, „Bismarck-Portefeuille“ Bd. I. S. 29. — Varzin, 9. August 1882, Schreiben an Dr. Rottenburg, betreffend den preußischen Volkswirtschaftsrat, „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik“ Bd. II. S. 50. 29. Oktober 1882 Abreise nach Varzin.

in seinem Schreiben vom 26. April gemacht hatte, von Ihrer Majestät Regierung in sorgfältige Erwägung gezogen werden würden.

Seiner Excellenz Schreiben sowie ein Memorandum der Kaiserlichen Regierung zu Berlin, welches ich durch Ihrer Majestät Botschafter erhalten habe, und das im wesentlichen dieselben Vorschläge wie die von Graf Münster unterbreiteten enthält, sind seitens Ihrer Majestät Staatssekretär für die Kolonien sehr aufmerksam und eingehend von allen Gesichtspunkten aus erwogen worden.

Ich beehre mich nunmehr, Ihnen behufs Mitteilung an Ihre Regierung Abschrift eines Schreibens zu übersenden, das ich vom Kolonialamt erhalten habe. In demselben werden ausführlich die Gründe angegeben, welche es dem Earl of Derby unmöglich machen, bei der gegenwärtigen Sachlage auf den Vorschlag der Kaiserlichen Regierung einzugehen. Zugleich hat die Prüfung der Angelegenheit, wie Sie ersehen wollen, Seine Lordschaft zu der Ueberzeugung geführt, daß der Gouverneur der Kolonie und seine Beamten in der Behandlung dieser verwickelten Sache den größten Fleiß und die größte Gerechtigkeit und Umsicht gezeigt haben.“

So ungünstig lag noch die Sache im Jahre 1883. Erst im nächsten Jahre kam sie, nicht ohne neue Beteiligung des Grafen Herbert, wie wir sehen werden, endlich in Fluß und zu einem für beide streitenden Teile befriedigenden Ausgleich.

Graf Herbert legte zu jener Zeit den Grund zu interessanten freundschaftlichen Verbindungen, die heute noch fortdauern, und wozu namentlich die mit Lord Rosebery gehört, den wir 1885 auch in Berlin gesehen haben.

*

Anfang Januar 1884 wurde Graf Herbert der Botschaft in Petersburg zugeteilt.

Sofort kursirten die verschiedensten Lesarten über den Zweck seiner Mission. Diese ließ die Zeitungen nicht zur Ruhe kommen. Jede einzelne stellte die Frage auf: Was hat die Sendung zu bedeuten?

Die „Post“ schrieb: „Die Versetzung des Grafen Herbert an die Botschaft in St. Petersburg wird vielfach besprochen. Uebereinstimmend und aus sehr guten Gründen wird dieselbe als ein Ausdruck der guten, zwischen Deutschland und Rußland bestehenden Beziehungen aufgefaßt. Man erblickt in diesem Schritte, wie seinerzeit auch in dem Besuche des Ministers v. Giers in Friedrichsruh, ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß diese freundschaftlichen Beziehungen beider Länder auch in Zukunft sich ungetrübt erhalten werden.“

Der junge deutsche Diplomat zog in St. Petersburg zum erstenmal die Aufmerksamkeit einer größeren Gesellschaft auf sich, als er, wenige Tage nach der Ankunft in Petersburg, dem Feste der Wasserweihe im Winterpalais beiwohnte.

Der Monat Mai brachte den Petersburgern ein wichtiges Fest, die Feier der Großjährigkeitserklärung des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus, welche am 18. stattfand. Die Teilnahme des Prinzen Wilhelm von Preußen an dieser Feier krönte den vollständigen Umschwung der deutsch-russischen Beziehungen. Prinz Wilhelm überbrachte die Glückwünsche des Kaisers Wilhelm und die höchsten preußischen Ordensauszeichnungen, den hohen Orden vom Schwarzen Adler nebst dem en sautoir zu tragenden Großkreuz des Roten Adler-Ordens.

Es war dies das erste Mal, daß sich Graf Herbert und der jetzige Deutsche Kaiser im Auslande und noch dazu auf einer politischen Mission begegneten.

*

Nach seiner Rückkehr aus Rußland wurde Graf Herbert zum Gesandten im Haag ernannt, auf welchen Posten er sich am 15. Juli 1884 begab, nachdem er sich vorher (11. Juni) in England verabschiedet hatte.

Der Aufenthalt des Grafen im Haag wurde im September 1884 (am 14.) durch dessen Reise nach Skierniewice zur Dreikaiserzusammenkunft unterbrochen.

Wie Kaiser Wilhelm I. hatten auch Franz Joseph und Alexander III. ihre leitenden Minister mitgebracht, den Grafen Kalnoßy und Herrn v. Giers.

Beim Festmahl am 15. September zeichnete Kaiser Alexander den deutschen Reichskanzler dadurch aus, daß er sich mit einer Bewegung an ihn wandte und sein Glas auf dessen Gesundheit leerte. Die Kaiser und ihre Minister hatten besondere Zusammenkünfte. In diesen festlichen Tagen (16. September) wurde Graf Herbert zum Major befördert.

*

Im Herbst 1884 wurde Graf Bismarck im 10. schleswig-holsteinischen Wahlkreise in den Reichstag gewählt.

Der Vorstand des Nationalliberalen Vereins für den Kreis Herzogtum Lauenburg hatte gelegentlich dieses Wahlsieges an den Fürsten-Reichskanzler folgendes Beglückwünschungstelegramm abgesandt:

„Voll freudiger Genugthuung über die Wahl des Grafen Herbert zu unserm Reichstagsabgeordneten sendet Eurer Durchlaucht seinen aufrichtigen Glückwunsch in unwandelbarer Liebe und Verehrung der Vorstand“ u. s. w.

Hierauf traf folgende Antwort ein:

Berlin, den 30. Oktober 1884.

Für Ihr Begrüßungstelegramm verbindlich dankend sehe ich in dem Wahlergebnis ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden gegenseitigen Verständigung der nationalen Elemente, durch deren Zusammenwirken allein die großen Aufgaben, die uns gestellt sind, gelöst werden können.

v. Bismarck.

Den Wahlsieg seines Sohnes berührte Fürst Bismarck auch in folgendem an den Erblandmarschall von Bülow-Gudow gerichteten Schreiben:

Berlin, den 2. Dezember 1884.

Auf Eurer Hochwohlgeboren Telegramm und die ehrenvolle Anerkennung meiner politischen Thätigkeit bitte ich, meinen herzlichen Dank für die Unterstützung entgegenzunehmen, welche meinem Sohne und indirekt mir selbst seitens seiner Wähler zu teil geworden ist. Die Einigkeit, mit der die dortigen nationalen Elemente sich bei den Wahlen an einander geschlossen haben, schätze ich — nicht als Eingeseffener Lauenburgs, sondern von dem Standpunkte des Reichskanzlers — als ein Zeichen des wahren politischen Fortschritts im Gegensatz zu den unserer nationalen Entwicklung hinderlichen Elementen.

v. Bismarck.

Kurze Zeit später hielt Graf Herbert im Reichstag seine Jungfernrede. Es war am 4. Dezember 1884, bei der Debatte über einen Posten von 2700 Mark jährlich, welcher zur Aufbesserung der Gehälter von drei Subalternbeamten der Reichskanzlei gefordert wurde.¹⁾

Mitte April 1885 hielt der Abgeordnete Graf Bismarck in Raseburg vor seinen Wählern eine Rede. Dabei zeigte er sich als getreuen Interpreten der wiederholt von seinem großen Vater öffentlich dargestellten Anschauungen. Graf Herbert beleuchtete den allgemeinen Finanzzustand, die Notwendigkeit der Bewilligung höherer Einnahmen und die Zweckmäßigkeit der Einführung des Branntweinmonopols. Daß auch er gleich wie sein Vater auf die Liberalen schlecht zu sprechen war, wunderte nicht und ebensowenig, daß er denselben den oft gehörten Vorwurf der Obstruktionspolitik machte. Die Zuhörer fanden, daß der Graf selbst in der Redeweise seinem Vater ähnlich sei.

In der Sitzung des Reichstags vom 6. März 1886 (Stenographischer Bericht S. 1353) ergriff der Abgeordnete Graf Bismarck das Wort, um den Inhalt der eben erwähnten Rede richtig zu stellen.²⁾ Graf Herbert erklärte, damals nur seiner persönlichen Auffassung über die Opportunität der Einführung des Branntweinmonopols Ausdruck gegeben zu haben, ohne über die Absichten der Regierung darüber damals unterrichtet gewesen zu sein. Wenige Wochen später erlosch das Reichstagsmandat des Grafen in Folge seiner Ernennung zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

*

Im Jahre 1885 machte die Veröffentlichung der englischen Blaubücher über Neu-Guinea, die Südsee-Inseln und Kamerun sowie der Aufzeichnungen

¹⁾ Stenogr. Bericht S. 198 (in Kohls Bismarck-Regesten übersehen), ebenso die fernere Rede des Abgeordneten Grafen Bismarck vom 7. Mai 1885 über die Schlachtsteuer. Stenograph. Bericht S. 2606.

²⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

von Unterredungen, welche zwischen Mr. Mende, dem Unterstaatssekretär beim Kolonialamte, dem Fürsten Bismarck und Dr. Busch in Berlin über Kolonialangelegenheiten stattgefunden hatten, in Berlin großes Aufsehen. Es wurde dort in der Wilhelmstraße 76 übel vermerkt, daß das englische Auswärtige Amt in bemerkenswerter Weise von seinen bisher stets beobachteten Traditionen internationaler Courtoisie abgewichen war. Es war sonst stets Gebrauch, daß vor der Veröffentlichung von Notizen oder von Berichten, welche vertrauliche Unterredungen wiedergeben, eine Anfrage an die beteiligte Regierung gerichtet wurde, ob dieselbe damit einverstanden wäre. Dasselbe Verfahren war auch seitens des deutschen Auswärtigen Amtes bei Zusammenstellung der Weißbücher eingeschlagen worden. Die englische Regierung hatte diesmal diese Rücksicht außer acht gelassen. Sie war darin so weit gegangen, daß sie einen an den Kaiser gerichteten Brief des samoanischen Königs Malietoa eher gedruckt hatte, als derselbe sich in den Händen Seiner Majestät befand. Das war bezeichnend für die Genesiz des Briefes. Auch Lord Granvilles Note vom 21. Februar, betreffend Kamerun, lag dem englischen Parlament bereits im Druck vor, ehe sie auf diplomatischem Wege in Berlin bekannt sein konnte. Unter den Indiskretionen der Blaubücher war wohl die Veröffentlichung des Berichtes, welchen der englische Botschafter in Berlin am 25. Januar über eine Unterredung mit dem Reichskanzler erstattet hatte, diejenige, welche in Berlin den größten Anstoß erregte, und über die sich auch Fürst Bismarck im Reichstage am 2. März in einer ziemlich geharnischten Rede aussprach.

Der Grafen Herbert am Montag den 2. März, als sein Vater die Mitteilungen im Parlamente über die Sünden des Grafen Granville machte, seinen Reichstagsitz einnehmen und der großartigen Rede so aufmerksam wie einer folgen sah, ahnte schwerlich, daß der Londoner Telegraph drei Tage später nicht nur die Ankunft des Grafen Herbert in London melden, sondern auch den Zusatz machen werde, daß der Graf bereits am Mittwoch abend eine Unterredung mit Lord Granville gehabt habe.

Lord Granville hatte in einer öffentlichen Parlamentsrede den Fürsten Bismarck als den schlimmen Ratgeber und Verführer zur Annexion Aegyptens dargestellt. Fürst Bismarck beantwortete diese Beschuldigung ebenfalls von der parlamentarischen Tribüne herab, und Graf Herbert Bismarck ging dann nach London mit der Forderung, daß Lord Granville den Empfang und die Richtigkeit dieser Antwort ebenfalls wieder öffentlich im Parlament zu bestätigen habe. Es ist gut beglaubigt, daß Lord Granville dieser öffentlichen parlamentarischen Erklärung ausweichen und dieselbe auf schriftlichem Wege und in diplomatischer Stille erledigen wollte. Graf Herbert weigerte sich dessen und stellte die parlamentarische Öffentlichkeit als erste Bedingung auf. Da, wo gesündigt worden, sollte auch Buße gethan werden.

Und so geschah es; in der Sitzung des Oberhauses vom 6. März gab

Lord Granville als Antwort auf Bismarcks Rede vom 2. März Erklärungen ab, welche letzteren befriedigen konnten, wenn anders den freundlichen Worten auch freundliche Thaten folgten. Er sprach sein Bedauern aus, durch seine Rede vom 28. Februar Anlaß zu Verstimmungen gegeben und in seinen Ausdrücken sich nicht der wünschenswerten Korrektheit beflissen zu haben und sagte zum Schluß: „Ich bin sicher, daß es mehr als je im Interesse Deutschlands und Englands ist, daß unsere Beziehungen zu einander gute sein sollten zu einer Zeit, wo wir im Begriffe stehen, uns fast in allen Weltteilen zu begegnen, und alle meine Anstrengungen werden darauf gerichtet sein, die versöhnliche Politik, die von dem deutschen Reichskanzler entworfen worden ist, zur Ausföhrung zu bringen.“ Die Tendenz seiner Auseinandersetzung ging dahin, durch Abschwächung seiner früheren Behauptungen die Brücke zu schlagen zu dem Standpunkt, den Fürst Bismarck mit so scharfer Präzision eingenommen hatte.

In den schwebenden Kolonialfragen erreichte Graf Herbert sein Ziel. Bereits am 11. März erhielt das „Berliner Tageblatt“ ein Telegramm aus London, welches bezeugte, daß Graf Herbert in Bezug auf die deutschen Ansprüche in Kamerun und Neu-Guinea vollständig von Lord Granville alles erhielt, was er wünschte. Am 10. März konnte er wieder die Heimreise antreten. Selbst die englische Presse mußte mit jüßsaurer Miene anerkennen, daß seine Spezialmission von Erfolg gekrönt war.

Der „Standard“ bemerkte, der Besuch des Grafen Herbert Bismarck und der Meinungsaustausch, zu dem derselbe geführt, habe der britischen Regierung große Befriedigung gewährt; in Regierungskreisen werde die Hoffnung gehegt, daß dieser persönliche Meinungsaustausch dazu beitragen werde, die jüngst entstandenen bedauerlichen Streitigkeiten zu beseitigen und die Beziehungen zwischen England und Deutschland auf einen freundlichen Fuß zu stellen.

Und die „Times“ knüpfte an die Anwesenheit des Grafen Herbert die Hoffnung, es würden Mittel für die Wiederaufnahme freundlicher Beziehungen zwischen Deutschland und England gefunden werden. „Mißverständnisse“ hätten wahrscheinlich eine bedeutende Rolle in Herbeiföhrung der gegenwärtigen unglücklichen Verhältnisse gespielt; unter dem Einfluß persönlicher Erklärungen und der beiderseitigen versöhnlichen Neigungen möchten sie verschwinden. Deutschland und England seien durch viele Bande unter einander verknüpft und hätten vieles gemein, so daß Eifersucht und Unfreundlichkeit, für welche keine wirklichen Gründe vorhanden seien, niemals entstehen sollten.

*

Am 1. April 1885, dem 70. Geburtstag seines Vaters, wurde Graf Herbert durch die Verleihung des Roten Adler-Ordens II. Klasse ausgezeichnet.

Am 11. Mai 1885 erfolgte die Ernennung des Grafen Herbert zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. Da eine Rang- und Gehaltserhöhung

mit der Ernennung nicht verbunden war, brauchte eine Mandatsniederlegung nicht zu erfolgen. Der bisherige Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Dr. Busch ging auf langgehegten eigenen Wunsch als Kaiserlicher Gesandter nach Bukarest.

Das „Deutsche Tageblatt“ (Nr. 127 vom 12. Mai 1885) bemerkte zu diesem Avancement:

„Graf Herbert wird demnächst sein 36. Lebensjahr vollenden. Er hat, wie kaum ein anderer Diplomat, Gelegenheit gehabt, im engsten Zusammenwirken mit seinem Vater die diplomatische Maschine mit allen ihren Geheimnissen zu beobachten und zu studiren. Er hat in der Schule seines Vaters praktisch kennen gelernt, daß rastloser Fleiß, volle Zurücksetzung jeder persönlichen Bequemlichkeit, ruhiger Blick, kaltes Blut, klares Ziel und fester Wille die wichtigsten Grundbedingungen für jeden Staatsmann sind, und er hat bei verschiedenen Sendungen, deren Schwierigkeiten und Erfolge inzwischen offenkundig geworden sind, bewiesen, daß er seinem Meister alle Ehre macht.“

*

Die Stellung des Unterstaatssekretärs ebenso wie der Abteilungsdirektoren im Auswärtigen Amt ist eine bedeutende. Fürst Bismarck hat im Reichstag sie einmal dahin zusammengefaßt, daß er sie als seine Vertrauensmänner betrachte, so daß, wo ihre Paraphse stehe, er in fidem, daß sie ein richtiges Urtheil haben, seine eigene Unterschrift hinsetzen könne.

Die Arbeitslast, die damals auf den Schultern des Grafen ruhte, war um so größer, als die Stelle des Staatssekretärs infolge der Versetzung des Grafen Hayfeldt nach London nahezu ein Jahr unbesezt blieb und zu den eigentlichen Dienstgeschäften noch tausenderlei vertrauliche Verhandlungen des Grafen mit Personen hinzutraten, die von Bismarck etwas haben wollten, bis zu demselben aber nicht zu dringen vermochten. Große Anforderungen an seine Arbeitskraft stellten jetzt besonders die Kolonialfragen, die, einmal in Fluß gebracht, fast jeden Tag zu Entscheidungen drängten.¹⁾

Am 6. Februar 1886 richtete Graf Herbert in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter an das Mitglied des Vereins der Gastwirte, Herrn Stapelfeld-Raheburg, ein Schreiben, worin er das Monopol als die erträglichste Form bezeichnete, um den Branntwein zur Besteuerung heranzuziehen. Im Falle der Ablehnung des Branntweinmonopols werde die preußische Regierung nicht darauf verzichten können, die für sie nötigen Geldmittel durch eine andre, im preußischen Landtage zu beantragende Form der Besteuerung der Genußmittel,

¹⁾ 22. Mai 1885. Graf Herbert führt den nach Berlin gereisten Lord Rosebery zum Kanzler und legt durch spätere Verhandlungen den Grund zu der im Juni desselben Jahres zu stande gekommenen Vereinbarung zwischen Deutschland und England über eine Abgrenzung der beiderseitigen Kolonialgebiete an der Küste des Golfs von Guinea und in Neu-Guinea.

und namentlich der Getränke, zu beschaffen. Der Weg, welcher dann vor-
aussichtlich betreten werden dürfte, sei der der Erhöhung der Gewerbe-
steuer für den Ausschank geistiger Getränke bis zur Höhe des Bedarfs. Diese
Höhe würde eine so bedeutende sein müssen, daß der Verkehr mit Brannt-
wein mit ähnlichen strengen Kontrollen und hohen Strafen umgeben werden
würde, wie dies in den meisten anderen Ländern, wie England, Frankreich,
Amerika, bereits der Fall ist. „Diese Maßregeln werden eine Verminderung des
Verbrauchs zur Folge haben, weil sie den Preis der davon betroffenen Genuss-
mittel in sehr viel höherem Maße verteuern werden, als es durch das Monopol
geschehen würde; dann aber auch werden sie die Folge haben, daß das Gewerbe
der Gastwirtschaft größere Mittel und größere Anstrengungen unter schärferer
Kontrolle der Steuerbehörde erforderlich machen wird. Sollte sich die Zahl
der Schankwirte dadurch vermindern, so würden die Uebrigbleibenden notwendig
denselben Gesamtsteuerbetrag aufbringen müssen, welchen der Staat von dem
Gesamtverbrauch geistiger Getränke beansprucht: erst dann wird die volle Last
der Steuer die Gewerbegruppe treffen, welche, wie die gedruckte Petition vom
29. v. M. sich ausdrückt, den Stand der Gast- und Schankwirte bildet. Ich
halte nach diesen Erwägungen für die Herren Gastwirte von Raseburg das
Branntweinmonopol immer noch für die erträglichere Form, um den Verbrauch
geistiger Getränke in der für die Reichsfinanzen unentbehrlichen Höhe zur Bei-
steuer heranzuziehen; wenn ich auch nicht bestreiten kann, daß jedes Monopol
und jede Steuer an sich eine unerwünschte, aber leider unvermeidliche Zugabe
zu den Vorteilen eines geordneten Staatswesens bildet. Ich glaube deshalb
das Interesse nicht nur des Reichs, sondern auch speziell das der Gemeinde
Raseburg und der Herren Gastwirte daselbst zu vertreten, wenn ich die Ein-
führung des Branntweinmonopols befürworte, ohne gerade an jeder einzelnen
Bestimmung des im Bundesrat eingebrachten Entwurfs festzuhalten.“¹⁾

Der Gastwirtsverein in Raseburg zog seine dem Reichstagsabgeordneten
Grafen Herbert Bismarck gegen das Branntweinmonopol überreichte Petition
zurück und sprach die Bitte aus, die Einführung desselben im Reichstage befür-
wortend vertreten zu wollen. Auf die betreffende Zuschrift ging an den Vor-
sitzenden des Gastwirtsvereins folgende Antwort ein:

Berlin, den 1. März 1886.

Er. Wohlgeboren danke ich verbindlichst für die namens Ihres Vereins
an mich gerichtete freundliche Zuschrift vom 21. v. M. Dieselbe hat mir zur
lebhaften Befriedigung gereicht, und ich habe mich sehr gefreut, daraus zu er-
sehen, daß unsere beiderseitigen Standpunkte in Bezug auf die zu erstrebende

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen. An demselben Tage hatte Graf Bismarck
eine Unterredung mit dem englischen Vertreter in Berlin über die bulgarische Frage. Staats-
archiv XLVII, 16, Nr. 8937.

finanzielle Unabhängigkeit des Reichs vollkommen harmonisch sind. Ich würde Ew. Wohlgeboren dankbar sein, wenn Sie auch Ihren Herren Kollegen meine Genußthuung über die Gemeinsamkeit unserer Auffassung aussprechen wollten, und bitte Sie zugleich, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung entgegen zu nehmen.

Graf Bismarck.¹⁾

Am 24. April 1886 erkrankte Graf Herbert an einer Lungenentzündung, worauf Fürst Bismarck die für diesen Tag beabsichtigte Reise nach Friedrichsruh aufgab, um alsbald selbst einen Teil der Geschäfte seines Sohnes zu übernehmen. Noch am 4. Mai 1886 drückte der Fürst in einem Gespräch, das er mit einem nationalliberalen Abgeordneten (Professor Gneist?) führte, seine schwere Besorgnis über den Gesundheitszustand des Sohnes aus, dessen ungewöhnliche Arbeitskraft er rühmte.

IV. Staatssekretär unter Kaiser Wilhelm I.

(15. Mai 1886 bis 9. März 1888.)

Das Staatssekretariat des Neußern blieb nach der Ernennung des Grafen Hatzfeldt zum Botschafter in London längere Zeit unbesetzt, weil sich dem Fürsten Bismarck kein geeigneter Nachfolger darbot. Nach der im April 1886 infolge von Ueberarbeitung erfolgten schweren Erkrankung des Grafen Herbert Bismarck wurde ihm das Amt des Staatssekretärs übertragen, das er seit August 1885 gleichzeitig mit den Geschäften des Unterstaatssekretariats versehen hatte.

Während sich die vernünftigen Leute sagten, daß, wenn Graf Herbert die Leistungsfähigkeit für das Amt habe — worüber Fürst Bismarck doch wohl ein Urteil besitze —, das deutsche Volk sich der Thatsache nur freuen könne, daß der Reichskanzler ihn in Stellungen bringe, in denen er seine Befähigung entwickeln könne, entstand in der oppositionellen Presse über den siebenunddreißigjährigen Staatssekretär ein gewaltiger Lärm.

Anders faßte der „Berliner Börsenkurier“ die Sache auf, indem er schrieb: „Man ist bei uns an so jugendliche Minister nicht gewöhnt und nicht an so schnelle Carrière. Trotzdem darf man nicht gar so sehr erstaunt sein über jene Ernennung, denn sie betrifft ein Gebiet, welches eine gesonderte Behandlung immer verlangt hat. Zum diplomatischen Dienst muß man erzogen sein, man muß in seinen Traditionen aufwachsen. Die Routine ist hier unentbehrlicher als irgendwo sonst. Zu dieser Routine gehört eine ausgedehnte und intime Personenkenntnis in derjenigen europäischen Gesellschaft, welche die Botschafter und die auswärtigen Minister zu stellen pflegt.“

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Diese Personenkenntnis läßt sich zu einem Teile übertragen; nicht durch allgemeine Lehren, sondern durch pragmatische Mitteilungen, welche desto sicherer haften, je gelegentlicher sie kommen. Das Genie kann in der Diplomatie entbehrt werden, die Routine niemals. Ein Diplomat kann, ohne eine Spur von Genie zu besitzen, seinen Platz vortrefflich ausfüllen und sogar die respektabelsten Erfolge erringen. Ein Diplomat ohne Routine dagegen würde selbst bei dem größten Genie schon bei den ersten Schritten unrettbar stolpern. Die dritte französische Republik hat diese Erfahrung gemacht. Sie kam aus einer Verlegenheit in die andere, als sie den Ehrgeiz bethätigen wollte, sich an den europäischen Höfen durch Republikaner vertreten zu lassen.

Den republikanischen Gesandten fehlte die Basis der verzweigten Familienverbindungen, es fehlte ihnen die Personenkenntnis und die Routine. Da die französische Republik nicht gleich dem transozeanischen großen Freistaat darauf verzichten wollte, in dem diplomatischen Spiel mitzuthun, so mußte sie sich wohl oder übel entschließen, ihre Vertretung Jahre hindurch in die Hände von Männern zu legen, welche Royalisten, oder Orleansisten, oder Imperialisten, kurz alles mögliche, nur keine Republikaner waren.

Graf Herbert nun besitzt unfraglich jene Personenkenntnis und Routine. Seitdem er erwachsen ist, war er fast unausgesetzt in der nächsten Umgebung seines Vaters und mit einer Thätigkeit betraut, welche ihm die erwähnte Qualifikation eines Diplomaten notwendig verschaffen mußte. Daß gerade er zu einer solchen Thätigkeit ausersehen wurde, erklärt sich zur Genüge aus der Scheu des Fürsten Bismarck, anderen Personen, als die sein unbedingtes Vertrauen genossen, Einblick in die Staatsgeheimnisse zu gewähren.

In seine Reichskanzlei hat Fürst Bismarck mit begreiflicher Vorliebe ihm verwandte Personen genommen — nacheinander die beiden Söhne und den Schwiegersohn —, und Graf Herbert hatte ganz besonders günstige Gelegenheit, die mannigfaltigen Beziehungen kennen zu lernen, mit denen man vertraut sein muß, wenn man sich auf dem diplomatischen Parket mit Sicherheit bewegen will. Fürst Bismarck liebt es nicht, wenn die Beamten seines auswärtigen Ressorts andere Ziele für richtiger halten, als welche er anstrebt.

Da ist es denn nur natürlich, daß Fürst Bismarck großen Wert darauf legt, im Staatssekretariat des Auswärtigen einen Vertreter an seiner Seite zu haben, der von frühester Jugend an gewöhnt ist, nur des Reichskanzlers Gedanken zu haben und diesen Gedanken neben dem dienstlichen Respekt des Untergebenen auch noch die kindliche Pietät entgegenzubringen. Besitzt Fürst Bismarck, wie ja allgemein angenommen wird, das Genie der Diplomatie, so hat sein Sohn in der Schule des Vaters jedenfalls die Routine gewonnen.

Graf Herbert Bismarck ist also ganz und gar an den rechten Platz gekommen, und an der Seite seines Vaters wird er ihn jedenfalls gut ausfüllen. Thatsächlich hat sich in der Stellung des Grafen Herbert Bismarck nur Neuffer-

liches verändert, sein Titel und seine Bezüge sind stattlichere geworden. In Wirklichkeit bleibt er nach wie vor der mit den Gewohnheiten und Absichten seines Vaters vertraute Mitarbeiter an dessen Politik.“

Am 17. September 1886¹⁾ wurde der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Graf Herbert Bismarck mit der Stellvertretung des Reichskanzlers im Sinne des Gesetzes von 1878 beauftragt, das heißt ermächtigt, im Gebiete seines Ressorts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit durch Unterzeichnung zu übernehmen. In einem Teil der Presse war auch dieser Anordnung eine ungewöhnliche Bedeutung beigemessen worden. Mit Bezug darauf schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ offiziös:

„Demgegenüber sei nur konstatiert, daß sämtliche Vorgänger des jetzigen Staatssekretärs in derselben Weise mit der Vertretung des Reichskanzlers im Bereiche des Auswärtigen Amtes beauftragt waren, und zwar Herr v. Bülow durch Allerhöchste Ordre vom 29. April 1878,²⁾ Fürst Hohenlohe, der nur zeitweise als Botschafter an die Spitze des Auswärtigen Amtes berufen war, durch Allerhöchste Ordre vom 30. April 1880³⁾ und Graf Hayfeldt durch Allerhöchste Ordre vom 3. Juli 1881.“⁴⁾

Von dieser Zeit ab vertrat Graf Herbert den Fürsten Bismarck auch im Ressort des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.⁵⁾

Hören wir noch, was die Wiener Presse zu der vorstehenden Ernennung sagte:

„Graf Herbert hat seine diplomatische Carrière teils im Auswärtigen Amte zu Berlin, teils auf verschiedenen wichtigen Missionen nach einer Methode gemacht, zu welcher ebensosehr das Wohlwollen seines Vaters und Chefs als auch eigene Tüchtigkeit, Ernst und Geschicklichkeit gehörten. Der junge Bismarck hat Gelegenheit gehabt, reiche politische Erfahrungen zu sammeln und nicht bloß vor seinem Vater, sondern vor dem ganzen diplomatischen Corps Deutschlands zu zeigen, wes Geistes Kind er ist. Mit der Mission zu Lord Rosebery nach London, welche er in der besten und glücklichsten Weise erledigte, hat Graf Herbert den ersten Schritt als selbständiger Diplomat gethan, und

¹⁾ Kohl setzt in den Bismarck-Regesten irrträglich den 14. September 1886.

²⁾ Dieses Datum ist in Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

³⁾ Gleichfalls in Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

⁴⁾ Gleichfalls in Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

⁵⁾ Vergl. ein in Kohls Bismarck-Regesten nicht erwähntes Schreiben desselben vom 5. Januar 1888 (In Vertretung Graf v. Bismarck) an den Präsidenten des Abgeordnetenhauses bei Uebersendung des Gesetzentwurfs, betreffend den Rechtszustand einiger von dem Fürstentum Lippe-Deilmold an Preußen abgetretenen Gebietsteile in den Kreisen Herford, Bielefeld und Hörter, sowie die Abtretung einiger preußischen Gebietsteile an Lippe-Deilmold, Nr. 8 der Druckfachen.

seit bald zwei Jahren arbeitet er als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt völlig als Gehilfe seines Vaters, des Reichskanzlers. Als solcher war Graf Herbert auch in Gastein und hat in dieser seiner amtlichen Eigenschaft an den politischen Arbeiten einer Monarchenbegegnung teilgenommen, welche nach allen Erklärungen von weitesttragender politischer Bedeutung war. Seit seinem letzten Eintritt in die Zentralbehörde der deutschen auswärtigen Politik hat Graf Herbert fast regelmäßig bei dem Deutschen Kaiser Vortrag gehalten und hat bei Hofe, in der Diplomatie und im Amt thätig als der Stellvertreter des Reichskanzlers, seines Vaters, fungirt. Mit seiner Ernennung zum Stellvertreter des Kanzlers im Auswärtigen Amt ist die bisherige faktische Stellung des Grafen Herbert mit jenen Würden und Vollmachten ausgestattet worden, welche alle formalen und sachlichen Anzuträglichkeiten von seiner Amtsführung fernhalten. Daß eine solche Ernennung nicht bloß auf Rechnung der dankbaren und wohlwollenden Gesinnung zu setzen ist, welche Kaiser Wilhelm dem Fürsten Otto Bismarck entgegenbringt, liegt wohl auf der Hand. Für einen so kleinen Nepotismus sind beide Männer, der kaiserliche Herr und sein Kanzler, zu ernst, und eine solche Ernennung wird nicht vorgenommen, wenn sie nicht für die Dauer gemeint ist. Jene Segenswünsche, welche für den greisen Deutschen Kaiser noch weiterhin alle körperliche und geistige Frische erbitten, schließen nicht aus, daß sich die Augen und Herzen des deutschen Volkes heute, wie schon seit langem, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in dem Sinne zuwenden, daß sie von den schon oft bewährten hohen Fürstentugenden des Prinzen alles Gute für die Zeit erwarten, da sein erlauchter Vater nicht mehr da sein wird.“

Am 19. Dezember 1886 ¹⁾ empfing Graf Herbert die von der bulgarischen Sobranje entsendeten Herren Grefow, Stoilow und Kaltschew.

In der ihnen gewährten Audienz betonten die letzteren, daß ihre Regierung wiederholt und in weitgehender Weise versucht habe, sich mit Rußland zu verständigen und Rußlands Willen so weit zu erfüllen, als es irgend mit der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Bulgariens vereinbar gewesen sei. Aber alle diese Versuche seien an der Hartnäckigkeit des Generals Kaulbars gescheitert; auch jetzt noch sei die bulgarische Regierung innerhalb dieser Grenzen bereit, Rußlands Wünsche zu erfüllen; die Wahl des Prinzen Waldemar habe das auch äußerlich bewiesen, und es sei zu jeder Zeit, wenn Rußland es wolle, dessen nochmalige Wahl ausführbar. Auch sei nicht daran zu denken, daß die Aufstellung der Kandidatur des Prinzen von Coburg, die ihren Ursprung nicht in einer bulgarischen Quelle habe, eine Kundgebung gegen Rußland beabsichtige; nur die Wahl des Prinzen von Mingrelieu, der weder durch Geburt noch durch Erziehung und Stellung die Bewahrung der bulgarischen

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Unabhängigkeit verbürge, sei unmöglich; sie würde einen wahren Selbstmord bedeuten. Die eigentliche Schwierigkeit der Lösung der bulgarischen Frage liege zur Zeit nicht bei den Bulgaren, sondern bei Rußland; sobald dieses eine Lösung unter Bewahrung der bulgarischen Unabhängigkeit wolle, sei eine Verständigung leicht ausführbar. — Graf Bismarck erwiderte, daß Deutschland nach wie vor an Bulgarien ein direktes Interesse nicht nehme und nicht nehmen könne, daß es sich nur um einen persönlichen Rat handle, den er den Bulgaren erteile. Bulgarien müsse sich in die Existenzbedingungen schicken, die mit seiner Konstituierung zusammenhängen; vor allem sei die Verständigung mit Rußland notwendig. Bulgarien würde gut thun, seine Kräfte auf die materielle Entwicklung des Landes zu konzentriren und politischen Zielen zu entfagen, zu deren Durchführung es nicht im stande ist. Könne man nicht erlangen, was man wolle, so müsse man eben wollen, was man erlangen kann. Hiergegen klagten wieder die Bulgaren, daß Rußland jede Verständigung hartnäckig abweise und damit zu erkennen gebe, wie es überhaupt ein annähernd selbstständiges Bulgarien nicht dulden wolle. Graf Herbert entließ die Deputirten mit dem wiederholten Hinweis, die Wege zu einer direkten Verständigung mit Rußland aufzusuchen.¹⁾

Als Crispi im Oktober 1887 bei Bismarck in Friedrichsruh war und hier vom Reichskanzler und dem Grafen Herbert mit größter Zuborkommenheit behandelt wurde, meinte der italienische Ministerpräsident bei Tische, es wäre wohl einzig in der Geschichte, daß Vater und Sohn an der Spitze der Diplomatie eines Staates ständen, wie dies bei Fürst Bismarck und dem Grafen Herbert der Fall sei. „Keineswegs,“ erwiderte Bismarck, „Excellenz wollen nur an den älteren und jüngeren Pitt denken.“ — „Ja, das war doch etwas anderes,“ meinte Crispi. — „Nun,“ sagte der Fürst, „eine Aehnlichkeit hatten

¹⁾ Hierher gehört noch folgender im englischen *Vlaubuch Türkei* Nr. 1 (1887) S. 128 veröffentlichte Bericht des englischen Botschafters in Berlin an den Grafen von Iddeleigh, in dem es wörtlich heißt: „Berlin, 3. September 1886. (In *Kohls Bismarck-Regesten* ist das Datum nicht erwähnt.) Ich habe die Ehre, zu berichten, daß ich den Inhalt des von Ew. Lordschafft an mich gerichteten gestrigen Telegramms, welches die Ansichten der Regierung Ihrer Majestät bezüglich der zur Herstellung von Ordnung und Einsetzung einer guten Regierung in Bulgarien zu ergreifenden geeignetsten Maßregeln darlegt, zur Kenntniß des Grafen Bismarck gebracht habe. Derselbe hat diese Mitteilung dem Reichskanzler vorgelegt. Graf Bismarck benachrichtigt mich heute nachmittag, daß der Reichskanzler Akt von der Courtoisie nehme, welche Ew. Lordschafft dadurch beweisen, daß Hochdieselben ihm diese vorläufige Mitteilung zukommen ließen; der Reichskanzler könne jedoch Ew. Lordschafft nicht dazu raten, weitere Versuche zu machen, um die offene und aufrichtige Unterstützung des Prinzen Alexander seitens der Großmächte zu erlangen, da er überzeugt sei, daß ein solcher Versuch keinen Erfolg haben würde. Fürst Bismarck ist der Ansicht, daß, wenn schon die Großmächte den Prinzen Alexander auf den bulgarischen Thron gesetzt haben, es ihnen doch keineswegs obliegt, vereinigt oder einzeln Schritte zu thun, um ihn auch dort zu erhalten. gez. G. Malet.“

sie doch in ihrem staatsmännischen Wirken mit uns. Sie mußten immer auf der Wacht gegen Frankreich sein.“

Um dieselbe Zeit zirkulirte in Berlin ein Scherzwort, das Bismarck einem Friedrichsruher Gaste gegenüber fallen ließ. Man war gerade im Begriff, bei der Mittagstafel die Suppe einzunehmen, als ein Telegramm aus Berlin überreicht wurde. Der Fürst erhob sich, nachdem er den schon zur Hand genommenen Löffel wieder zur Seite gelegt hatte, und entschuldigte sich seinen Gästen gegenüber damit, daß das Telegramm eine sofortige Beantwortung verlange. Als darauf einer der Gäste sich erlaubte, den Fürsten in scherzhafter Weise zu bitten, doch die Suppe nicht kalt werden zu lassen, entgegnete der Fürst mit komisch-ängstlicher Miene: „Um Gottes willen nicht — das Telegramm ist von Herbert, meinem Sohn, und wenn ich den warten lasse, schickt er mir sofort ein zweites, dringendes Telegramm; in seinen Arbeiten liebt er keine Verzögerung, und das ist gut so; wenn ich in meiner Jugend nur halb so fleißig gearbeitet hätte wie mein filius, dann wäre aus mir vielleicht noch etwas ganz anderes geworden.“

Im Winter 1886—1887 arbeitete Prinz Wilhelm im Auswärtigen Amt. Von Potsdam aus hat der Prinz bei seinen häufigen, fast täglichen Besuchen in Berlin es selten versäumt, in der Wilhelmstraße vorzufahren.

Am 11. März 1887 wurde dem Grafen Herbert der hohe russische Orden vom Weißen Adler verliehen. Diese Gnadenbezeigung des Zaren gerade vor der Geburtstagsfeier Seiner Majestät des Kaisers erschien als ein bemerkenswertes Zeichen über das Verhältnis Rußlands zu Deutschland.

Der allgemeine politische Horizont war in den letzten Lebensjahren des Kaisers Wilhelm I. ziemlich ungetrübt; um so mehr nahmen dafür die kolonialen Fragen, namentlich in Ostafrika¹⁾ und Samoa,²⁾ die Thätigkeit des Auswärtigen Amtes in Anspruch.

1) 13. Januar 1887. Schreiben „In Vertretung des Reichskanzlers“ an den Präsidenten des Reichstags von Wedell-Piesdorf, betreffend die Uebersendung des Uebereinkommens mit England wegen Sansibar und der Abgrenzung der Interessensphären in Ostafrika. Im Jahre 1887 beabsichtigte der bayerische Landwirt A. Künzel, mit selbstthätigen Landwirten im Suaheli-Sultanate Plantagenbau zu betreiben; er richtete deshalb in einem Schreiben vom 5. Juli 1887 an das Auswärtige Amt das Ersuchen, ihm für sein Unternehmen den Schutz des Reichs angezeihen lassen zu wollen. Darauf ging ihm unterm 6. Juli 1887 ein vom Staatssekretär Grafen Herbert von Bismarck unterzeichnetes Schreiben zu, worin ihm der erbetene Schutz zugesagt und zugleich mitgeteilt wurde, daß dem Generalkonsulate zu Sansibar die darauf bezügliche Benachrichtigung bereits zugegangen sei.

2) ? September 1887. Denkschrift des Grafen Herbert, betreffend die Schwierigkeiten des amerikanischen Vorschlags bei Einsetzung einer als Vertreter der in Samoa interessirten Mächte gebildeten Regierung auf den Schifferinseln.

8. November 1887. Erlaß an den Konsul in Apia, betreffend die Beobachtung strengster Neutralität. Weißbuch V Nr. 13.

Als der Kaiser Wilhelm I. zu Neujahr 1888 einen außerordentlichen Botschafter nach Rom entsandte, um dem Papste Leo XIII. Geschenke und ein eigenhändiges Glückwunschsreiben zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum zu überbringen, fiel die Wahl auf den Grafen Brühl. Derselbe hatte die Aufgabe, noch einige politische Fragen mit dem Papste zu besprechen, und er verhandelte darüber vor der Abreise mit dem Grafen Herbert Bismarck. Auf Wunsch des Grafen Brühl gestattete Fürst Bismarck, daß dessen Sohn, Offizier bei den Gardeducorps, die Römerreise mitmachte.

Graf Herbert, welcher jetzt auch zum Mitgliede des Bundesrats ernannt worden war, fand in dieser Periode zweimal Gelegenheit, vom Bundesrathstisch aus zu sprechen. Zum ersten Male handelte es sich um eine von dem Reichstagsabgeordneten Horwitz gewünschte Erklärung über die Wechselseitigkeit zwischen Deutschland und Rußland in Vollstreckung gerichtlicher Erkenntnisse. Solche plötzlichen Anfragen pflegt der betreffende Ressortchef meist dilatorisch zu behandeln, denn im Reichstag erlangt jede Aeußerung eine bedeutende Tragweite. Um so mehr fiel es auf, daß der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes unmittelbar, nachdem der Interpellant geendet, das Wort ergriff, um die Antwort auf die gestellte Frage zu geben. Die Antwort war streng juristisch, formgerecht und — im Gegensatz zu der sonst im Parlament nicht selten üblichen Länge — knapp, kurz und präzise. (Stenographischer Bericht der Reichstagsitzung v. 8. 1. 87 S. 313.)

Man beurtheilte damals das parlamentarische Auftreten des Grafen Bismarck verschieden; die einen wollten in diesen knappen Formen den Ausdruck einer gewissen Befangenheit erblicken, die anderen betrachteten gerade diese Form als wünschenswert zur Abkürzung parlamentarischer Weilläufigkeiten und deuteten an, daß diese Knappheit in der Ausdrucksweise vielleicht in den Verhandlungen der Parlamente eine große Zukunft habe und als das Kennzeichen energischer, zielbewußter Charaktere gelten werde, die durch diese Form ihrer Auslassungen unnötigen und zu weitgehenden parlamentarischen Erörterungen den Boden entziehen.

Im Winter 1887 hatte Graf Bismarck in der Budgetkommission des Reichstags empfohlen, auf dem Kolonialgebiet zunächst eine abwartende Stellung einzunehmen und nicht heute schon über die Erfolge dieser Politik ein abschließendes Urtheil zu fällen. In der Sitzung des Reichstags vom 16. Dezember 1887 führte er aus, daß der Artikel 69 der Reichsverfassung auf die Schutzgebiete keine Anwendung finde (Stenographische Berichte Seite 306 X).

Jeder in den Dienst des Auswärtigen Amtes Eingeweihte wußte damals, daß die hohe Vertrauensstellung, die Graf Bismarck bekleidete, dem Dienste ungemein zu statten kam. Graf Herbert ging jeden Morgen vor dem Frühstück zu dem Reichskanzler hinüber, um mit demselben die schwebenden Fragen zu besprechen. Wenn die Räte also in einer Sache eine Entscheidung des Fürsten

brauchten, so konnten sie sicher sein, sie nach Verlauf von ein paar Stunden in Händen zu haben.

Auch wenn der Fürst sich außerhalb Berlins aufhielt, war Graf Herbert häufig bei ihm, sowohl in Friedrichsruh¹⁾ als auch in Varzin²⁾ und Gastein;³⁾ insbesondere war er zugegen bei den in diese Zeit fallenden Kaiserbesuchen in Berlin⁴⁾ und den Begegnungen des Fürsten Bismarck mit auswärtigen Ministern (Kalnoth, Crispi).

Die Beherrschung der französischen und der englischen Sprache kam auch seinem Verkehr mit den auswärtigen Diplomaten zu gute. Wenn er die Feder zu einer Note ansetzte, so zeigte er seine gute Schulung sowohl in Bezug auf Inhalt als auch auf Form. Eines Tages hatte Geheimrat Kayser Auftrag erhalten, für die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einen Artikel zu schreiben. Als der Entwurf dem Grafen Herbert vorgelegt wurde, mußte er die Arbeit kassiren, da sie das punctum saliens nicht traf. Darauf ließ der Graf einen der anderen Räte kommen und bemerkte auf die Uhr sehend: „Es ist 2 $\frac{1}{2}$ Uhr. In einer Stunde muß der Artikel in der Redaktion liegen; wir haben also keine Zeit zu verlieren. Wollen wir uns zusammensetzen und die Sache schnell machen.“ Darauf nahmen die beiden Herren am Arbeitstisch Platz, und Graf Herbert diktirte den Artikel von Anfang bis zum Schluß, ohne zu stocken, und ohne daß nachträglich auch nur ein Wort geändert zu werden brauchte. Der Artikel stand abends in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ und verfehlte nicht, große Aufmerksamkeit zu erregen.

V. Unter Kaiser Friedrich. Ernennung zum Staatsminister.

Am 11. März 1888 begab sich Graf Herbert mit den Mitgliedern des Staatsministeriums nach Leipzig zum Empfang des Kaisers Friedrich; am 13. März dankte er dem Minister Crispi für die Teilnahme des italienischen Parlaments an dem Hingang des Kaisers Wilhelm, und am 24. nahm er an der Trauercour vor der Kaiserin Friedrich⁵⁾ teil; am 10. April und 7. Mai war er zum Vortrag bei dem Kronprinzen befohlen.

¹⁾ 31. Mai 1886, 15. September 1887, 18. September 1887 Abreise mit dem österreichischen Minister Grafen Kalnoth, 22. September 1887 wiederholte Reise nach Friedrichsruh, 1. bis 3. Oktober 1887 anwesend bei dem Besuche des Ministers Crispi, 16. und 17. Oktober, 2. bis 4. November 1887, 3. bis 6. Dezember 1887, 23. bis 30. Dezember 1887, 14. bis 16. Januar 1888 wiederholte Besuche in Friedrichsruh.

²⁾ 24. und 25. Oktober 1886.

³⁾ 6. August 1886, 9. August Audienz bei Kaiser Franz Joseph, anwesend bei dessen Galabiner, 16. August zu Tisch bei der Großherzogin von Weimar.

⁴⁾ 18. November 1887 Galabiner zu Ehren des Kaisers von Rußland in Berlin.

⁵⁾ Horst Kohl spricht in seinen Bismarck-Regesten irrtümlich von einer Trauercour vor dem Kaiser Friedrich.

Im März 1888 verlieh der Zar dem Grafen Herbert den Alexander-Newski-Orden.¹⁾

Von einer mit hohen russischen Kreisen in Berlin Fühlung unterhaltenden Seite wurde dem „Deutschen Tageblatt“ geschrieben: „Wenn etwas die besonders freundschaftlichen Beziehungen Rußlands und Deutschlands in diesem Augenblicke zu beleuchten vermag, so ist dies offenbar die Verleihung des hohen russischen Alexander-Newski-Ordens an den Staatssekretär des Auswärtigen, Grafen Herbert Bismarck, und die Art und Weise der Uebermittlung dieser hohen Ordensdekoration nach Berlin. In der Person des im russischen Amt thätigen Fürsten Obolenski wurde ein eigner Abgesandter zur Ueberbringung der betreffenden Dekoration gewählt, welcher, zufolge der Ueberschwemmung des Schienenweges der Ostbahn zwischen Marienburg und Elbing, einen Umweg machen und die Insterburg-Thorner Eisenbahn benutzen mußte, um Berlin zu erreichen. Hier heute morgen eingetroffen, konnte derselbe alsbald die hohe Auszeichnung für den Grafen Herbert Bismarck dem Kaiserlich russischen Botschafter übergeben, welcher dann auf dem Auswärtigen Amt im Laufe des heutigen Nachmittags persönlich dem Staatssekretär den ihm vom Kaiser Alexander III. verliehenen Orden überreichte. Diese neueste Dekorirung des Grafen Herbert Bismarck seitens des russischen Monarchen wird in diplomatischen Kreisen für um so bedeutungsvoller angesehen, als unser Staatssekretär des Auswärtigen erst im Sommer vorigen Jahres von russischer Seite durch einen hohen Orden ausgezeichnet worden war. Die damals erfolgte Auszeichnung war auch der Grund, weshalb dem Grafen Herbert Bismarck bei der Anwesenheit des Kaisers Alexander III. nicht schon wieder eine Ordensdekoration verliehen wurde, welche Anwesenheit bekanntlich am 18. November 1887 hieselbst stattfand. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in der jetzt erfolgten abermaligen Auszeichnung den Beweis dafür erblickt, daß in der schwebenden Frage, welche in erster Linie Rußland jetzt beschäftigt, das innigste Einvernehmen der beiden Nachbarreiche vorherrscht, ein Einvernehmen, welches die sichere Aussicht eröffnet, daß jene Frage — die bulgarische — nach den Wünschen Rußlands ihre Erledigung finden wird.“

Die Nummer des „Staatsanzeigers“ vom 26. April 1888 gab die Ernennung des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, Wirklichen Geheimen Rats Grafen von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister und Mitglied des Staatsministeriums amtlich bekannt.²⁾ Der Kaiser hatte, wie verlautete, diese Er-

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

²⁾ Vergl. die „Hamburger Nachrichten“ v. 26. 11. 95, N.-A. Das Schreiben, mittelst dessen Fürst Bismarck die Ernennung des Grafen Herbert zum Staatsminister dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses v. Köller mittheilte, datirt vom 26. April 1888 (Aktenstücke Nr. 165), nicht, wie Kohl in den Bismarck-Regesten irrtümlich bemerkt, vom 24. April 1888. Unter demselben Datum, 26. April, erfolgte auch die entsprechende Mitteilung an den Präsidenten des Herrenhauses, Herzog von Ratibor. Dieses Datum steht in Kohls Bismarck-Regesten auch falsch.

nennung dem Reichskanzler persönlich angekündigt, indem er den Empfindungen, welche ihn gegen den Reichskanzler befeelten, einen ungemein herzlichen Ausdruck gab.

Verschiedene Zeitungen waren durch diese Ernennung in Aufregung versetzt worden. Dieselben behaupteten, in so junglichem Alter wäre noch niemand in das Staatsministerium berufen worden. Hierauf antwortete das „Deutsche Tageblatt“ (Nr. 196 vom 27. April 1888): „Es spricht unseres Erachtens nicht gerade dafür, daß die betreffenden Blätter eine besondere Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen der vaterländischen Geschichte an den Tag legten. Sonst könnte es ihnen doch schwerlich unbekannt sein, daß zum Beispiel ein Vorfahr derselben Familie, welche jetzt durch die in Rede stehende Ministerernennung abermals ausgezeichnet ist, bereits im zweiunddreißigsten Lebensjahre zu solcher Würde emporstieg. Wir meinen den am 7. Juli 1750 geborenen Herrn Wilhelm August v. Bismarck, welcher als Referendar beim Kammergericht seine Laufbahn begann, später Legationsrat, dann Gesandter in Kopenhagen und im Jahre 1782, also im zweiunddreißigsten Lebensjahre, Geheimer Staats- und Kriegsminister wurde. Dieser Vorfahr der Familie v. Bismarck bildet übrigens keineswegs das einzige Beispiel verhältnismäßig jugendlicher Minister in Preußen. So wurde der 1714 geborene Graf Finkenstein im Jahre 1748, also vierunddreißig Jahre alt, zum Minister ernannt. Herr v. Jedlitz, geboren am 4. Januar 1731, wurde Ende 1770, neununddreißig Jahre alt, Justizminister und am 18. Januar 1771 zum Unterrichtsminister berufen, als solcher der Reformator des preußischen Schulwesens. Endlich sei noch des am 2. September 1725 geborenen Ministers Herzberg gedacht, welcher am 5. April 1763, achtunddreißig Jahre alt, zu dieser Würde berufen wurde.“

Vorstehende Beispiele dürften hoffentlich genügen, um gewisse Blätter über ihre Strupel wegen der ‚Jugendlichkeit‘ des Staatsministers Grafen Herbert v. Bismarck zu beruhigen. Im übrigen wird es jeder verständige Politiker und Vaterlandsfreund begreiflich finden, daß eine in der Schule eines Vaters, wie Fürst Bismarck ist, gereifte jugendliche Kraft, wie die des Grafen Herbert v. Bismarck-Schönhausen, durch die Gnade des Kaisers und Königs eher zum Staatsminister berufen wird als eine in der Schule Eugen Richters zur Mumie (wie die ‚Germania‘ seinerzeit sagte) herangebildete fortschrittliche Größe.“

VI. Unter Kaiser Wilhelm II.

(15. Juni 1888 bis 26. März 1890).

Die Leistungen eines Ministers des Außern treten aus naheliegenden Erwägungen äußerlich lange nicht so sehr zu Tage als die eines Kollegen in dem inneren Ressort. Die Wege sind oft ver schlungen, oft geheim, und oft fühlt der Staatsmann erst nach vielen Jahren den Moment gekommen, um eine

frühere Depesche oder eine diplomatische Unterredung aus alter Zeit zu veröffentlichen.

Man darf also von dem, was wir aus der Amtszeit des Grafen Herbert wissen, auch nicht entfernt einen Schluß darauf ziehen, was er in Wirklichkeit geleistet hat. Aber selbst der Stoff, der *publici juris* wurde, ist so angewachsen, daß wir uns begnügen müssen, den Leser nur in ganz großen Zügen auf die einzelnen Abschnitte seiner diplomatischen Wirksamkeit hinzuweisen.

Den breitesten Raum in unserer Skizze nehmen die kolonialen Fragen ein.

VII. Samoa

gehört zwar nicht zu unseren Kolonien; die Möglichkeit seiner Einbeziehung in diese war durch die Haltung des Reichstags im Jahre 1880 abgeschnitten worden. Die Wahrung des vorwiegenden deutschen Interesses auf jener Inselgruppe legte dem Auswärtigen Amt aber trotzdem in dem darauf folgenden Jahrzehnt viele Mühe und schwierige Arbeit auf.

Die Verwicklungen, welche auf den Samoa-Inseln im Dezember 1888 zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen deutschen Marinetruppen und aufständischen Eingeborenen geführt hatten, gaben Anlaß zur Vorlegung mehrerer Sammlungen von Aktenstücken an den Bundesrat und den Reichstag. Die Streitigkeiten der deutschen Vertreter mit den englischen und amerikanischen erschienen darin in einem Lichte, welches das Verfahren des deutschen Vertreters nicht überall rechtfertigte, und so war die Sammlung von Aktenstücken ein Beweis von der unparteiischen, unbefangenen und offenerherzigen Behandlung solcher Mißhelligkeiten durch die Reichsregierung, deren überseeische Politik sich auch in diesem Falle als eine höchst besonnene und friedliebende zeigte. Zu einem gesetzgeberischen Vorgehen war in diesen, der deutschen Schutzherrschaft nicht unterstellten Gebieten kein Anlaß. Auch zur parlamentarischen Erörterung kamen die Aktenstücke nicht.

Weil die auf Samoa bezügliche politische Korrespondenz zum großen Teil die Unterschrift des Grafen Herbert trug (ich verweise auf die Erlasse an den Konsul in Apia vom 24. November, 10., 14., 23., 26. Dezember 1888, 8. Januar 1889, Weißbuch V. 48 Nr. 27, 50 Nr. 29, 57 Nr. 32, 57 Nr. 33, 58 Nr. 34, 59 Nr. 37),¹⁾ so suchte die ihm systematisch feindliche freisinnige Presse hieraus Kapital zu schlagen. Demgegenüber bemerkten die „Hamburger Nachrichten“ Nr. 171 vom 21. Juli 1893: „Es ist eine Verdrehung der Thatsachen, wenn man an dem Unglück in Samoa, soweit es überhaupt vom menschlichen Verhalten und nicht von vis major herrührt, die Schuld in Berlin suchen wollte und insbesondere im Auswärtigen Amt. Wir sind mit den damaligen Vorgängen vertraut genug, um zu wissen, daß der Verlust einer Anzahl

¹⁾ Und die Reichstagsrede über das Konsulat in Apia vom 26. November 1889, Stenogr. Bericht S. 513 f.

braver Marinesoldaten' nicht Folge von Instruktionen war, die von Berlin gegeben waren, sondern lediglich das Ergebnis von Vorkommissionen an Ort und Stelle. Wenn das Konsulat sich innerhalb seiner völkerrechtlichen Befugnis gehalten hätte, so wäre Anlaß zu den damaligen bedauerlichen Ereignissen voraussichtlich nicht gegeben worden, und wenn das Eingreifen der Marine so rechtzeitig stattgefunden hätte, wie es möglich war, wenn das Schiffskommando die von ihm entsandten Streitkräfte und deren Schicksal keinen Moment aus dem Auge verloren hätte, so hätte unser Verlust die betrübende Höhe nicht erreicht. Sobald die ersten Schüsse unserer Marine den ausgeschifften Soldaten zu Hilfe kamen, war der Kampf entschieden und beendet, und diese Unterstützung hätte früher eintreten können, wenn das Kommando der Operation unserer Streitkräfte von dem Augenblick an, wo sie von Bord gingen, mit seinen Beobachtungen gefolgt wäre, soweit die Lokalität es zuließ, um zu sehen, was aus den Mannschaften wurde. Die in Samoa an Ort und Stelle geschehenen Irrungen, bei monatlanger Entfernung, dem damaligen Unterstaatssekretär in Berlin zur Last zu legen, ist eine Ungerechtigkeit, welche ihre Entschuldigung in der Unbekanntschaft mit den amtlichen Vorgängen nicht ausreichend findet; man muß das Uebelwollen des Parteihaffes zu Hilfe rufen, um sie zu erklären.“¹⁾

Es gab einen Augenblick, da die amerikanischen Gemüter in der Samoafrage fast ebenso erhitzt waren als jetzt wegen Cuba. Zur Beruhigung der öffentlichen Meinung jenseits des Ozeans gestattete Graf Herbert im Februar oder März 1889 einem Mitarbeiter des „New York Herald“ ein Interview, dessen Wiedergabe die „Kölnische Zeitung“ mit folgenden Bemerkungen einleitete:

„Die Äußerungen des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen erfordern nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch durch die ungewöhnliche Form, in der sie der Oeffentlichkeit vorgelegt werden, besondere Beachtung. In Deutschland waren sich alle urteilsfähigen Politiker von vornherein klar darüber, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten über die Regelung der Verhältnisse auf Samoa nicht zu einem Bruch zwischen den beiden befreundeten Staaten führen dürften; in

¹⁾ Daß Graf Herbert gerade in der Samoafrage wohl bewandert war, bestätigte gelegentlich der Mitinhaber der Hamburger Südseefirma Hertzheim, der, als die Samoawirren für den deutschen Handel zum erstenmal bedrohlich wurden, nach Berlin gereist war, um seine Anliegen dem Reichskanzler persönlich zu unterbreiten. Aber der Reichskanzler war augenblicklich nicht zu sprechen, und man verwies den Hamburger Handelsherrn, der es sehr eilig hatte, an den Grafen Herbert. Zu seiner Freude und seinem Erstaunen entdeckte er schon nach den ersten einleitenden Sätzen, daß der junge Graf über alle Verhältnisse in überraschend ausgezeichnete Weise unterrichtet war und selbst über die Ertragsfähigkeit der kleinsten Inseln im australischen Archipel sachkundige und genau zutreffende Kenntnisse hatte. „Es war mir,“ so äußerte sich der auf den Samoa-Inseln lange ansässige Herr, „als wenn ich mit jemand gesprochen hätte, der selbst drüben war.“

Amerika aber war ein Teil der Presse und der Volksvertretung, offenbar, weil man die leitenden Grundsätze der deutschen Politik verkannte, der Ansicht, Deutschland beabsichtige, sich durch eine Vergewaltigung der amerikanischen Interessen über die bestehenden Verpflichtungen hinwegzusetzen. Um diese falsche Auffassung zu widerlegen und böswilligen Verdächtigungen den Boden zu entziehen, unterbreitet Graf Herbert Bismarck seine maßgebenden Ansichten in dem größten und bedeutendsten amerikanischen Blatte, dem in New York, London und Paris erscheinenden 'New York Herald', dem amerikanischen Volke selbst, und es ist zu hoffen, daß diese freimütige Erklärung eine ebenso freimütige Aufnahme finden und die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten von dem Irrwege des Chauvinismus zu einer unbefangenen Beurteilung zurückführen werde." — Der Berichterstatter des „New York Herald“ schrieb:

„Seine Excellenz empfing mich heute vormittag in seinem Arbeitszimmer in der ehemaligen Wohnung des Fürsten Bismarck, die nunmehr ausschließlich für die Diensträume des Auswärtigen Amtes eingerichtet ist. Man durchschreitet einige sehr einfach eingerichtete Vorzimmer, in denen dicke Smyrnatteppiche jeden Schritt unhörbar machen, und deren einzigen Schmuck große Wandkarten bilden. Durch gepolsterte Doppelthüren tritt man dann in das geräumige Arbeitszimmer. Dasselbe liegt nach dem Hofe zu; ein mächtiger Walnußbaum breitet weithin seine jetzt kahlen Äste, während hinter einem rohen Bretterzaun die prächtigen alten Bäume aus dem Garten des Reichskanzlers den Hintergrund bilden. Zwischen den beiden Fenstern nach der Mitte des Zimmers zu steht ein breiter großer Schreibtisch, vollständig mit Akten, roten und blauen Mappen, mit Brieffschaften und Depeschen überdeckt; an der einen Längswand steht ein runder Tisch nebst einigen Sesseln vor einem altertümlichen Sofa, an der andern Wand springt eine breite Chaiselongue ins Zimmer hinein; sonst bilden nur Bücherschränke und Aktentische, einige wenige Stühle und eine große Wandkarte die Ausschmückung des Zimmers; auf dem Kamin steht eine große Photographie des Fürsten Reichskanzlers mit dessen eigenhändiger Unterschrift. In diesem Zimmer vereinigen sich die Fäden, mit denen die auswärtige Politik des Deutschen Reichs geleitet wird, und hier wird eine Arbeitslast bewältigt, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen weit übersteigen dürfte. Graf Herbert Bismarck-Schönhausen gilt für einen der unermüdetsten Beamten, und das will, zumal im arbeitsreichen Berlin, sehr viel sagen. Schon morgens in aller Frühe beginnt für ihn der Dienst, und selten hört für ihn das Tagewerk vor Mitternacht auf. Der Graf verschiebt nichts bis zum Morgen; was der Tag bringt, muß auch an dem Tage erledigt werden, und sollte er auch dazu die meisten Stunden der Nacht opfern müssen. Dazu lasten auf dem Grafen sehr zahlreiche Repräsentationsverpflichtungen, und da er ein liebenswürdiger Hausherr und ein sehr lebhafter und interessanter Gesellschafter ist, so gehören seine Einladungen zu den Auszeichnungen, die jedermann, der bei ihm eingeführt

zu sein die Ehre hat, die willkommensten sind. Seine parlamentarischen Abende, die er in seinem gemüthlichen Junggesellenheim veranstaltet, bilden besonders in diesem Winter die Krone der Berliner Feste. Die hervorragendsten Spitzen der Reichsbehörden und der preussischen Behörden, die angesehensten Vertreter des Heeres und der Flotte, die höchsten Hofbeamten geben sich bei ihm ein Stelldichein mit den Vertretern aller Parteien im Deutschen Reichstag und preussischen Landtag; an zahlreichen kleinen Tischen bilden sich Gruppen von Gesinnungsgenossen in lebendigem Austausch der politischen Fragen der Gegenwart. Die ausgesuchtesten Speisen, ein vorzüglicher Weinkeller, die auserlesensten Zigarren sorgen für das körperliche Wohlbehagen der Gäste. In der Regel dehnen sich diese Abendempfänge bis in den frühen Morgen hinein. Seine Excellenz hatte heute die Gewogenheit, mir auf meine Bitte die Auffassung der deutschen Regierung in der Samoafrage auseinanderzusetzen. Er sagte im wesentlichen folgendes:

Die öffentliche Meinung Deutschlands hat sich über die Samoafrage nicht sehr aufgeregt, wie ja auch die Haltung der deutschen Presse bewiesen hat. Die deutsche Regierung hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie auf Samoa nichts anderes wolle als Aufrechterhaltung der bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisse sowie die Sicherung von Ruhe, Frieden und Ordnung. Einige Kreise, die aus eigennützigen Beweggründen versuchten, Mißtrauen gegen diese offen zu Tage liegende Absicht der deutschen Regierung zu säen, werden damit bei vernünftigen Leuten sicherlich keinen Boden finden. Denn das ist einer der wesentlichsten Vorzüge der deutschen Politik, daß sie stets mit offenen Karten spielt, ihren Verpflichtungen ehrlich nachkommt und Winkelzüge vermeidet. Dieser Vorzug wird von der ganzen Welt anerkannt und wird nicht durch geheime Bühlereien wieder in Frage gestellt werden können. Man weiß in der Welt, daß das, was Deutschland als schwarz oder als weiß bezeichnet, in der That schwarz oder weiß ist. Auch in der Samoafrage spielt Deutschland mit offenen Karten. Im Sommer 1887 versuchte Deutschland, in einer Konferenz zu Washington gemeinsam mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Großbritannien eine Vereinbarung zu treffen, welche die gemeinsamen Interessen der drei Mächte und ihrer Unterthanen auf diesen Inseln sichern sollte. Aber diese Konferenz vertagte sich ohne ein endgiltiges Ergebnis. Zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bezw. England besteht über Samoa kein Vertrag; die bestehenden Verträge wurden zwischen den Vereinigten Staaten, Deutschland und England einerseits und den Samoanern andererseits abgeschlossen. Die Aufrechterhaltung dieser Verträge liegt selbstverständlich im gleichmäßigen Interesse aller Beteiligten. Das Schlimme ist nur, daß in Samoa die jedesmalige Regierung eine so wechselnde und unbeständige ist. Es machen sich hier seit langen Jahren dieselben Erscheinungen geltend, die seit Jahrhunderten auf den übrigen Südsee-Inseln stets beobachtet wurden. Den

wilden Eingeborenen fehlt der Begriff der staatlichen Autorität und des Gehorsams; stets liegen sie mit einander in Fehde; der Starke siegt, herrscht jedoch nur so lange, bis ein Stärkerer kommt, das heißt bis sich rasch eine Mehrheit von Eingeborenen zusammengethan hat, die sich von einem Landsmann, den sie als ihresgleichen ansehen, staatlich beherrschen zu lassen niemals gewohnt waren. Früher hatten diese gegenseitigen Fehden weniger Bedeutung, solange sie nur mit Lanzen und Pfeilen ausgekämpft wurden; je mehr aber diese Eingeborenen mit der Zivilisation in Verbindung kommen, je mehr sie mit Pulver und Gewehren, sogar mit Perkussionsgewehren ausgerüstet werden, um so blutiger werden diese Kämpfe, um so häufiger wechselt der jeweilige Sieger und Herrscher, um so mehr werden auch die Interessen der zivilisirten Bewohner der Inseln verletzt. So war auch die Lage auf Samoa. Malietoa ist seinerzeit durch Tamasese erjagt worden, und jetzt sucht ein früherer strenger Gegner Malietoas selbst, Mataafa, wiederum den Tamasese zu stürzen. Die Kämpfe, die sich daraus entwickelt haben, sind auch für die europäischen und amerikanischen Interessen auf den Inseln verhängnisvoll geworden. Ein vollständiges Bild kann man sich über dieselben noch nicht machen, da die ausführlichen brieflichen Berichte erst Mitte Februar hier eintreffen können; Telegramme liegen vor, aber dieselben sind chiffriert, leider auch teilweise verstümmelt angekommen, so daß sie kein zuverlässiges Bild gewähren.

Es sei selbstverständlich, daß die deutsche Regierung in diesen Kämpfen für die Interessen der deutschen Unterthanen, soweit sie durch die Kämpfe verletzt würden, einzutreten habe; dabei sei ebenso selbstverständlich auch das Interesse der anderen europäischen und amerikanischen Eingewanderten zu berücksichtigen. Die Interessen der deutschen Händler und Plantagenbesitzer überwögen dort bekanntlich weitaus die Interessen der Angehörigen anderer Nationen. Deutschland sei dort von den Rebellen angegriffen worden. Das Ziel der deutschen Repression könne und solle aber allein und ausschließlich die Herstellung der öffentlichen Ordnung, des Friedens und der Ruhe sein; deshalb habe der Graf denn auch die Regierung der Vereinigten Staaten, die ja auf der Inselgruppe sich den ganz vorzüglichen Hafen von Pango-Pango als Kohlenstation gesichert habe, aufgefordert, auch ihrerseits gemeinsam mit der deutschen und englischen Regierung an der Wiederherstellung dieser Ordnung mitzuwirken. Zu dem Ende habe Graf Herbert Bismarck noch dieser Tage eine Unterredung mit dem amerikanischen Geschäftsträger und dem großbritannischen Botschafter gehabt und habe diese gebeten, das Nötige zu veranlassen, daß die letzte Washingtoner Konferenz von 1887 wieder ihre Verhandlungen fortsetzen möge, um zu einer den Umständen auf der Inselgruppe und den gemeinsamen Interessen der drei Reiche gleich zuzugenden Verständigung zu gelangen. Die Inselgruppe selbst sei ja mit Bezug auf die drei Reiche so klein und die Interessen daran verhältnismäßig so unbedeutend, daß es ja gar nicht denkbar sei, daß wegen Meinungsverschiedenheiten

auch nur ein lebhafter Depeschenwechsel stattfinden würde. Ein mündlicher Gedankenaustrausch der gegenseitigen Bevollmächtigten würde gewiß die rascheste und erfreulichste Lösung auf dem feststehenden Boden der politischen Gleichberechtigung erzielen. Leider sei zurzeit Deutschland mit Mataafa in Kriegszustand versetzt worden. Soweit die vorliegenden, freilich der Ergänzung noch bedürftigen Berichte ergäben, sei eine Abtheilung deutscher Matrosen, als sie zum Schutze deutscher Ländereien habe landen wollen, von Mataafa und seinen Scharen meuchlings überfallen worden; diese Handlung verlange selbstverständlich volle Sühnung den Angreifern gegenüber. Sollte ein deutscher Beamter seine Weisungen überschritten und, worüber jedenfalls jede Gewißheit fehle, ohne Billigung und ohne Auftrag der deutschen Regierung gehandelt haben, so würde er seine Zurechtweisung finden. Aus allen bisherigen Verhandlungen gewinne er die Ueberzeugung, daß allerseits der Wunsch bestehe, diese Frage rasch und glücklich gelöst zu sehen. Ihm — dem Staatsminister selber — liege eine Anzahl von Zuschriften hochangesehener amerikanischer Bürger, Staatsmänner und Gelehrten vor, die für ihn keinen Zweifel darüber aufkommen ließen, daß auch in den Vereinigten Staaten wenigstens die einsichtigen Kreise diese Frage mit derselben Ruhe und Gelassenheit behandelten, die sie in Deutschland allseitig gefunden habe. Einer Aufregung sei sie überhaupt nicht wert.“

Der „New York Herald“ begleitete die Auslassungen des Grafen Bismarck mit nachstehenden Bemerkungen: „Die Thatfache, daß Graf Bismarck mit so großem Freimuth dem Vertreter des ‚Herald‘ die Wünsche Deutschlands erklärte, ist ein bemerkenswerther Beitrag zu einer friedlichen Verständigung. Die Vereinigten Staaten besitzen unzweifelhafte Rechte in Samoa. Die Anerkennung dieser Thatfache durch Graf Bismarck bedeutet ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Das ist ein wichtiger Beitrag zum Frieden der Welt.“

Die Samoakonferenz, welche Graf Herbert Bismarck dem Mitarbeiter des „New York Herald“ in Aussicht gestellt hatte, wurde nach Berlin berufen, nachdem die 1887er in Washington resultatlos verlaufen war. Freitag, den 26. April 1889 trafen die Mitglieder der Samoakonferenz in Berlin ein. Deutschland ward durch den Grafen Herbert und die Mitglieder des Auswärtigen Amtes v. Holstein und Dr. Krauel vertreten. Die Vertretung Englands übernahm der Botschafter Malet, die Vereinigten Staaten hatten die Herren Kasson, Phelps und Bates entsandt. Sonnabend, den 27. April, machten die amerikanischen Bevollmächtigten zur Samoakonferenz, die Herren Kasson, Phelps und Bates, auf dem Auswärtigen Amt dem Staatssekretär Grafen v. Bismarck ihren Antrittsbesuch.¹⁾ Bei dieser Gelegenheit erklärte Herr Bates, nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, er bedaure, daß ein seine Unterschrift tragender Artikel im letzten

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Hefte einer amerikanischen Monatschrift veröffentlicht und in der deutschen Presse vielfach bemerkt worden sei; er benütze gern diesen Anlaß, um hervorzuheben, daß jene literarische Kundgebung, die vielleicht infolge unvollkommener Uebersetzungen zu Mißdeutungen Veranlassung gegeben habe, von ihm zu einer Zeit geschrieben worden sei, als die deutschen Weißbücher noch nicht vorgelegen hätten, und als ihm der Gedanke fern gelegen habe, er könne, obgleich der jetzigen Regierungspartei nicht angehörig, zum Bevollmächtigten für die Samoakonferenz berufen werden; er habe, sobald er von seiner Bestallung Kenntnis erhalten, alle Schritte gethan, um das Erscheinen seiner Abhandlung zu inhibiren; zu seinem lebhaften Bedauern habe aber die betreffende Redaktion sich wegen technischer Schwierigkeiten außer stande erklärt, den schon stereotypirten Artikel zu unterdrücken. Herr Bates erklärte, daß er seine Abhandlung nur als unvollständig unterrichteter Privatmann geschrieben habe; nach dem Bekanntwerden der im Weißbuch veröffentlichten Depeschen, welche für die loyale Haltung der deutschen Regierung Zeugnis ablegten, sei der Artikel gegenstandslos geworden. Herr Bates fügte hinzu, er habe volle Achtung vor der deutschen Nation, welcher die Vereinigten Staaten viel zu verdanken hätten, und nichts habe ihm ferner gelegen, als Deutschland oder seine Regierung verletzen zu wollen. Er schloß mit dem Ausdruck des Wunsches, daß seine Erklärung zur öffentlichen Kenntnis kommen und dazu beitragen möge, die in der deutschen Presse gegen ihn zu Tage getretenen Verstimmungen vollkommen zu beseitigen.

Diese Erklärungen des Herrn Bates waren geeignet, ein günstiges Resultat der Konferenz erhoffen zu lassen, und lieferten einen neuen Beweis für die staatsmännische Weisheit unseres Reichskanzlers, der sich durch den Uebeeifer mancher Blätter nicht hat bestimmen lassen, diesen Delegirten infolge seiner feindseligen Auslassungen gegen Deutschland abzulehnen, was möglicherweise das Scheitern der Konferenz hätte herbeiführen können.

Montag, den 29. April, nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, wurde die Samoakonferenz im Auswärtigen Amt zu Berlin durch den Grafen Herbert eröffnet. Derselbe begrüßte die Delegirten im Namen des Kaisers mit einer Anrede in französischer Sprache und übernahm auf Antrag der amerikanischen Bevollmächtigten den Vorsitz, worauf die Vorlegung der Beglaubigungsschreiben erfolgte.

Die erste Sitzung der Konferenz dauerte von 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 $\frac{3}{4}$ Uhr.

Nach langen und eingehenden Verhandlungen¹⁾ wurde am 14. Juni 1889 die Generalakte der Samoakonferenz in Berlin unterzeichnet.

Wie gut sich bald darauf die Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Amerika gestalteten, ersieht man unter anderem aus dem

¹⁾ Graf Herbert war auch bei dem am 7. Mai 1889 stattgehabten Empfange der amerikanischen Delegirten beim Reichskanzler anwesend. Ueber ein Diner, das der Graf den Delegirten gab, vergl. das „Deutsche Tageblatt“ Nr. 210 vom 5. Mai 1889.

Toast, den Graf Herbert am 29. November 1889 bei Anlaß des Dankfestes der amerikanischen Kolonie von Berlin hielt; den Trinkspruch des Gesandten William Walter Phelps erwiderte der Graf in englischer Sprache mit folgenden Worten:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die außerordentliche Wärme, mit der Sie den Toast auf meinen allergnädigsten Kaiser empfangen haben. Ich bekenne gern, daß dieser stürmische Zuruf mir das Gefühl giebt, daß ich selbst kein ganz Fremder unter der Nation bin, welcher anzugehören Sie alle mit vollem Recht so stolz sind. Als der Kaiser vor nicht langer Zeit den Vorsitzenden dieser festlichen Versammlung, Mr. Phelps, in Audienz empfing, sprach er von den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen. Diese Beziehungen haben ihren Ursprung nicht allein in einer gewissen Blutsverwandtschaft, sondern auch in vielen Uebereinstimmungen des Charakters. Niemals zuvor habe ich so lebendig empfunden, daß diese Beziehungen in der That bestehen, als heute, wo ich mich von einer so großen Zahl Bürger Ihrer großen Union so freundlich verstanden sehe. Von dem dringenden Wunsche erfüllt, so herzlich zu danken, wie meine sprachliche Unbeholfenheit es zuläßt, erhebe ich mein Glas und trinke gleichzeitig auf das Fortbestehen und immer wachsende Wohlergehen der Vereinigten Staaten. Und da dieser Toast naturgemäß anknüpft an den Namen des ausgezeichneten Staatsmannes, der Ihr schönes Land hier so würdig vertritt, so trinke ich auf das Wohl des ehrenwerten Herrn William Walter Phelps.“

VIII. Deutsche Kolonialpolitik in Afrika.

Bis zum Inslebentreten der Kolonialabteilung wurden alle auf die deutschen Kolonien bezüglichen Fragen im Auswärtigen Amt und zwar unter der direkten Aufsicht des Grafen Herbert bearbeitet, an dessen Arbeitskraft hierdurch gewaltige Anforderungen gestellt wurden.

Einen annähernden Ueberblick dessen, was er hier gewollt, gewinnen wir aus den sogenannten „Weißbüchern“, die sich vorzugsweise auf die Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika und speziell an der östlichen Küste ¹⁾ beziehen. ²⁾

¹⁾ Erlasse des Grafen Herbert an die Botschafter in Paris und London d. d. 23. Oktober 1888, Weißbuch IV 54 f., Nr. 29 und 30; an den Geschäftsträger in Paris d. d. 10. November 1888, IV 61, Nr. 37; an den Gesandten in Brüssel d. d. 20. November 1888, IV 64, Nr. 41; an den Gesandten in Lissabon d. d. 27. November 1888, IV 78, Nr. 51; an die Vertreter des Deutschen Reichs bei den Mächten d. d. 4. Dezember 1888, IV 69, Nr. 44; an den Gesandten in Brüssel, die Botschafter in Paris und Wien und den Gesandten in Lissabon d. d. 7. Dezember 1888, IV 83, Nr. 57.

²⁾ Ein Erlaß an den Geschäftsträger in London d. d. 2. Oktober 1889, betreffend Beschwerde gegen die „Royal Niger Company“, Weißbuch VII 65, Nr. 3.

Auch die parlamentarische Vertretung der getroffenen Maßnahmen lag in dieser Periode, in welcher sich der Reichskanzler von den Reichstagsverhandlungen bereits mehr und mehr zurückzog, auf den Schultern des Grafen Bismarck. ¹⁾ Derselbe hat sich bei dieser Gelegenheit die parlamentarischen Sporen redlich verdient. Sein erstes größeres Debüt im Reichstag ²⁾ hatte derselbe aus Anlaß eines von dem Abgeordneten Dr. Windthorst am 27. November 1888 eingebrachten und am 14. Dezember zur Verhandlung gelangten Antrages, betreffend die Ergreifung wirksamer Maßregeln zur Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden in Afrika.

Ein Augenzeuge jener denkwürdigen Sitzung schildert den Hergang derselben wie folgt:

Es war ein interessantes Bild für den Zuschauer, den Staatssekretär an dem Platz dicht neben der Rednertribüne zu sehen, aufmerksam zuhörend und emsig seine Notizen schreibend, ab und zu ein flüchtiges Wort mit den Beamten seines Ressorts wechselnd. Aufmerksam musterte Graf Bismarck durch sein Glas, nachdem ein Redner geschlossen, die Bewegung im Hause, aus der sich dem parlamentarisch geübten Blicke erkennen läßt, welchen Eindruck der Redner gemacht. Für einen parlamentarischen Erfolg ist die richtige Beurteilung namentlich für einen Regierungsvertreter von der allergrößten Wichtigkeit.

¹⁾ Reichstagsreden des Grafen Bismarck in Sachen:

- a. der Beschwerde gegen die „Royal Niger Company“ vom 15. Januar 1889, Sten. Ber. Bd. II., S. 426;
- b. der deutschen Kolonialpolitik im allgemeinen vom 22. November 1889, Sten. Ber. S. 450, und 27. November 1889, Sten. Ber. S. 544;
- c. der Nigerschiffahrt vom 26. November 1889, Sten. Ber. S. 503 f.
- d. der Verstärkung der Schutztruppe in Westafrika vom 27. November 1889, Sten. Ber. S. 536;
- e. der Wislmann-Expedition vom 28. November 1889, Sten. Ber. S. 565;
- f. der Errichtung des Kolonialamts vom 22. November 1889, Sten. Ber. S. 449, 457;
- g. der Zulassung der katholischen Orden in Ostafrika vom 28. November 1889, Sten. Ber. S. 450, 454;
- h. der Unterdrückung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika vom 14. Dezember 1888, Sten. Ber. S. 310, und 26. Januar 1889, Sten. Ber. Bd. I., S. 603.

Schreiben an den Oberlandesgerichtsrat Dr. Struckmann vom 29. November 1889, „Deutsches Tageblatt“ Nr. 568 vom 4. Dezember 1889. — Schreiben an Dr. Fabri vom 6. Juni 1889, Dank für Uebersendung der Schrift „Fünf Jahre deutsche Kolonialpolitik“. — Schreiben an den Vorsitzenden der Kölner Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft d. d. 19. November 1889, „Deutsches Tageblatt“ Nr. 550 vom 23. November 1889. (Die beiden letzten Schreiben in Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt.)

²⁾ Ich spreche vom Plenum. Ueber bedeutame Erklärungen, welche Graf Bismarck kurz vorher in der Budgetkommission des Reichstags in Betreff Ostafrikas abgegeben hatte, vergl. das „Berliner Tageblatt“ vom 14. Dezember 1888.

Windthorst sprach, wie er als Referent bei solchen Dingen immer spricht, ruhig, vorsichtig, sachlich. Ihm folgte der Abgeordnete Woermann, kurz seine Zustimmung zu dem Antrage Windthorst äüßernd und dann sofort auf die Verhältnisse in Ostafrika eingehend. Der Antrag Windthorst bedeutete ihm eine Aufforderung der Regierung zum Einschreiten in Ostafrika. Der Abgeordnete v. Hellendorff folgte; er sprach mit Anerkennung von den deutschen Unternehmungen und forderte die Landblockade. Nun erwäge man einmal, wenn hinter dem Abgeordneten v. Hellendorff sofort der Abgeordnete Bamberger mit seiner kühlen Kritik gefolgt wäre? Wie erheblich würde das den Eindruck der ganzen Ausführungen zu Gunsten Ostafrikas abgeschwächt haben!

Hier geschieht den rechten Moment erfaßt und zur rechten Zeit eingegriffen zu haben, war ein Akt parlamentarischen Scharfsinns, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, und der Erfolg ein vollständiger.

Graf Bismarck hat eine für den Parlamentarier eigenartige Ausdrucksweise. In einem ganz kurzen Satz faßt er den Grundgedanken zusammen; dann folgen in längerer, bequemerer Ausdehnung die begründenden Ausführungen. Im Gegensatz zu der Redeweise des Fürsten Reichskanzlers, den das rastlose Zufließen neuer Gedanken nicht selten verführt, eine sogenannte Zueinanderfachtelung der Sätze vorzunehmen, wodurch dann leicht das ganze Konzept, wenigstens äußerlich, verdorben wird, spricht sein Sohn in lauter kurzen, einzelnen und lose aneinandergesetzten Sätzen. Daß dadurch jede Rede an Klarheit und leichter Faßlichkeit gewinnt, ist begreiflich. Ueber die Wahl einzelner Ausdrücke mag man streiten; es finden sich da nicht wenige, die in einer Privatunterhaltung nichts Bedenkliches haben würden, die aber, von der Rednertribüne des Parlaments herabgesprochen, doch ein gewisses Unbehagen erzeugen können. (Hierher gehört wohl die Qualifizierung der Sklavenhändler als arabisches Ungeziefer u. a.) Aber das sind Mängel, die eine längere Uebung leicht abschleift. Form und Inhalt der Rede zeugen von der Gabe des Redners, mit Geschick und mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit seine Sache zu verteidigen. In diesem Punkte ist das vom Vater überkommene Erbeil unverkennbar. —

Der Berliner Korrespondent der „Neuen Züricher Zeitung“ schrieb über das Auftreten des Grafen Bismarck:

„Nein, diese Aehnlichkeit! Das ist doch nun der alte Bismarck, wie er leibt und lebt, nur um vierzig Jahre jünger. Genau wie sein Vater steht Graf Herbert vor dem Reichstag, mit denselben Bewegungen des Kopfes und der Hand, demselben zuckenden Mienenspiel, der gleichen Nervosität und derselben mühsam sich losringenden Stimme. Es ist geradezu verblüffend, wie sich jede einzelne Bewegung des Körpers, ja jede Muskelzuckung vererbt. Er zupft genau wie der Reichskanzler am Rockragen, oder er fährt mit der Hand erregt in die Hintertaschen des Gehrockes, als ob dort etwa die besten Gedanken

verborgen säßen. Graf Herbert ist ein dunkelbrauner Krauskopf, ein hübscher Mensch, der, wenn auch heute natürlich noch etwas ungelent, sonst gar nicht den Eindruck der Schüchternheit macht, sondern ganz so aussieht, als wisse er wohl, was er will.“

Auch die französischen Journale konstatariten den großen persönlichen Erfolg des Grafen. Der „Temps“ sagte wörtlich: „C'est déjà beaucoup pour un fils et héritier que de ne pas fléchir sous le poids du nom qu'il porte.“

In Deutschland aber hatte man in sehr weiten Kreisen einen Eindruck empfunden, der darauf hinauskam: „Das ist nicht wie ein Span vom alten Block, das ist wie etwa der alte Block selbst.“

Von den Kolonialfragen abgesehen sprach Graf Bismarck im Reichstage nur selten, und niemals über die große auswärtige Politik.¹⁾ Dies Gebiet behielt sich der Fürst vor.

Im Sommer und Herbst 1888 begleitete Graf Bismarck den Kaiser Wilhelm II. bei seinen Reisen, die bekanntlich in Petersburg begannen und sodann Stockholm und Kopenhagen berührten (14. bis 31. Juli). Schon die Zusammensetzung der Reisebegleitung des Kaisers Wilhelm ergab, daß der Besuch in Petersburg mehr als eine bloße Höflichkeitsbezeugung sein sollte. Neben dem Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten befanden sich der Geheime Legationsrat v. Riederlen-Wächter, der Vorsteher des Geheimen Chiffriebureaus im Auswärtigen Amt, sowie die Korrespondenzsekretäre des Kaisers in der Umgebung Seiner Majestät.

Graf Herbert wurde von dem Kaiser von Rußland besonders ausgezeichnet. Bei dem Galadiner vom 22. Juli wurde derselbe an der Tafel der Höchsten Herrschaften plazirt.

Vom 26. September bis 21. Oktober 1888 begleitete darauf Graf Herbert den Kaiser noch auf seinen Reisen nach den süddeutschen Höfen, nach Wien und Rom.

Ueber die Audienz des Grafen Herbert Bismarck beim Papste Leo XIII. lag eine mit Vorbehalt aufzunehmende Andeutung in einem Privattelegramm der „Germania“ vor. Es lautete:

¹⁾ Am 6. Februar 1889 über die zoologische Station des Dr. Dohrn in Neapel, Sten. Ver. S. 818, am 22. November 1889 über das von dem Abgeordneten Richter befürchtete politische Hervortreten des Grafen Waldersee, Sten. Ver. S. 448, 22. und 26. November 1889 über die Neuregelung des deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrags und den Fall Wohlgemuth, Sten. Ver. S. 467 und 500. Ueber dieselbe Frage und besonders über den von dem Grafen Bismarck gebrauchten und von den Radikalen der Schweiz bemängelten Ausdruck einer „Bundesgenossenschaft Deutschlands mit der Schweiz im Kampf gegen die sozialistischen Bestrebungen und gegen die Verfolgungen der deutschen Sozialdemokraten in der Schweiz“ vergl. die „Westdeutsche Zeitung“ Nr. 285 vom 5. Dezember 1889, das „Berliner Tageblatt“ Nr. 609 vom 30. November 1889 und die „Ostpreussische Zeitung“ Nr. 286 vom 6. Dezember 1889.

„Graf Herbert Bismarcks Audienz dauerte anderthalb Stunden. Den vatikanischen Journalen ist untersagt, davon zu sprechen. Der Papst setzte die ganze Lage des Papsttums und der katholischen Kirche Preußens auseinander. Es verlautet aus sicherer Quelle, daß der Papst eine klare, feste Sprache führte wegen der Verdemütigung des Papsttums durch Italien vermöge des Dreibündnisses. Die Eindrücke sind überall verschieden; allgemeiner ist der ungünstige Eindruck.“

Nach dem „Monde“ überreichte der Papst dem Grafen Bismarck ein Exemplar der goldenen Jubiläumsmedaille. Von seiten des Königs von Italien wurde Graf Herbert durch Zueignung eines kostbaren Ehrenkruges ausgezeichnet.¹⁾

*

Die Reise, die Graf Herbert Bismarck am 21. März 1889 nach England antrat — tags vorher hatte er noch eine längere Konferenz mit dem Kaiser gehabt —, bildete aufs neue den Gegenstand eifrigster Kombinationen.

Der „Daily Telegraph“ schrieb:

„Die Ankunft des Grafen Herbert Bismarck in London steht wohl in Zusammenhang mit dem Besuch, den der Deutsche Kaiser im Laufe dieses Sommers der Königin zu machen beabsichtigt. Da der Besuch des Kaisers bei seiner königlichen Großmutter sowohl gefellig als diplomatisch Aufmerksamkeit erregen wird, so wäre es dem deutschen Kanzler besonders von Wert, daß derselbe entweder mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich geht oder aber den ausgesprochenen Charakter einer Familienzusammenkunft trage. Nach dieser Richtung hin die Wünsche der Königin und ihrer Ratgeber kennen zu lernen, ist der Zweck der Reise des Grafen Herbert Bismarck.“

An einer andern Stelle schreibt dasselbe Blatt aus Wien:

„Graf Herbert Bismarcks Reise nach London erregt in Wien erhebliches Aufsehen. Man ist im allgemeinen entschieden der Ansicht, dem Besuch politische Bedeutung beizulegen. Wenn Kaiser Wilhelm im Laufe des Sommers nach England geht, würde Fürst Bismarck ihn vielleicht begleiten wollen. Der Kanzler ist unzweifelhaft klar darüber, daß ein solcher Schritt in den höchsten Kreisen die größte Genugthuung verursachen würde. Ich weiß zufällig, daß Fürst Bismarck, als er die Königin bei ihrem Besuch in Potsdam sprach, von der Zusammenkunft höchst befriedigt war und seiner Umgebung die Hoffnung aussprach, es möchte sich Gelegenheit zu einer Wiederholung finden. Der Reichskanzler sagte wörtlich: ‚Ich war ganz erstaunt von der staatsmännischen Anschauungsweise der Königin.‘ Die Begegnung hat bessere Resultate zu Tage gefördert, als man gemeinhin glaubt.“

¹⁾ Eine Beschreibung findet sich im „Deutschen Tageblatt“ Nr. 199 vom 26. März 1889. Einen zweiten prächtigen Humpen, ein Seitenstück zu dem vorigen, erhielt Graf Bismarck von dem König Humbert im Mai 1889 aus Anlaß der Anwesenheit der königlich italienischen Gäste in Berlin (21. bis 26. Mai 1889).

Die Aufnahme, welche dem Staatssekretär Grafen Herbert Bismarck in den offiziellen Kreisen Englands zu teil wurde, war eine überaus entgegenkommende. Am 25. März folgte der Graf aus Epsom, dem Landsitz seines Freundes Lord Rosebery, einer Einladung des Premierministers Marquis von Salisbury zu einem Diner, an welchem auch Lord Hartington, der Führer der liberalen Unionisten, und der Staatssekretär von Irland, Balfour, teilnahmen. Tags darauf gab ihm zu Ehren Lord Charles Beresford ein Diner.

Die durch den Londoner Besuch des Grafen Bismarck vorbereitete englische Antrittsvisite des Kaisers Wilhelm II. fand Anfang August 1889 wiederum unter Beteiligung des Staatssekretärs des Neußern statt.

Am 17. Oktober 1889 begleitete Graf Herbert den Kaiser auf seiner Reise nach Monza, Athen und Konstantinopel.

Wie der aus Genua nach Rom zurückgekehrte italienische Ministerpräsident Crispi geäußert haben soll, hätten ihn die Mitteilungen, welche ihm Graf Herbert Bismarck über die europäische Lage gemacht, in dem Glauben bestärkt, daß der europäische Frieden für mehrere Jahre gesichert sei. Die deutsche Thronrede war bekanntlich bescheidener; sie beschränkte ihre Versicherung vorläufig nur auf ein Jahr.

In einer langen Unterredung, welche Graf Herbert mit dem Minister Trikupis in Athen hatte, betonte der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen nach den Informationen der „Kölnischen Zeitung“ mit aller Entschiedenheit, daß Griechenland, sofern es eine abenteuerliche Politik treibe, Deutschland unter seinen entschiedenen Gegnern finden werde. Im Verlaufe der Unterhaltung soll Herr Trikupis geäußert haben, es könnten Verhältnisse eintreten, unter denen Griechenland einen Krieg wegen Kreta führen müsse; es könne nicht ungezählte Tausende von Flüchtlingen bei sich ohne Gefahr beherbergen; Griechenland sei gerüstet und der Türkei gewachsen, und im übrigen würden, selbst bei einem schlimmen Ausgang für Griechenland, die christlichen Mächte nicht zugeben, daß ein Land, welches dem Islam entrissen worden ist, oder Teile desselben wieder unter die Herrschaft desselben zurückkehren. Graf Bismarck habe darauf geantwortet, Griechenland müsse bei einem unglücklichen Ausgang eines solchen Abenteuers sich darauf gefaßt machen, alle Folgen desselben zu tragen, denn es würde keiner der Mächte, welche vorher dringlichst abgeraten haben, in den Sinn kommen, den siegenden Teil zu hindern, sich gegen die Wiederkehr solcher Abenteuer zu schützen. Uebrigens unterschätze Griechenland ganz bedeutend die thatsächliche Kraft der Türkei. Diese entschiedene Sprache, an die sich die Griechen im Frühjahr 1897 hätten erinnern sollen, soll auf Herrn Trikupis einen sehr tiefen Eindruck gemacht haben.

In Konstantinopel haben die Versicherungen des Grafen Herbert in Betreff der von ihm in Athen gegebenen Ratschläge nicht verfehlt, Gefühle der lebhaftesten Befriedigung wachzurufen.

Nach der Pracht, welche bei dem ganz Europa fesselnden Besuche Kaiser Wilhelms in Konstantinopel entfaltet wurde, trat ein anderes Ereignis, das den Abschluß der Reise des Kaisers bildete, etwas in Schatten, und doch konnte das Verweilen des Grafen Herbert Bismarck in Pest, konnten seine Unterredungen nicht allein mit Kaiser Franz Joseph, sondern insbesondere mit Tisza wie mit dem ungarischen Eisenbahn- und Handelsminister zu wichtigen und weitreichenden Entschliefungen führen, welche die handelspolitische Gestalt Mittel- und Osteuropas beeinflussen. Denn nach einem Dezennium der von dem Fürsten Bismarck im Jahre 1879 inaugurierten Schutzzollpolitik näherte man sich wieder einem Jahrzehnt, in welchem der Gedanke der Handelsfreiheit sich abermals bis zu einem gewissen Grad Bahn brechen wollte. Marquis von Bacquehem, der österreichische Handelsminister, nannte das Jahr 1892 ein handelspolitisches Kometenjahr, weil nahezu die Handelsverträge aller europäischen Staaten in diesem Jahr abließen, und allseitig die Grundlagen für neue Verträge geschaffen werden mußten. Darüber, daß Graf Herbert in Budapest geradezu über die Angelegenheit einer Zollunion mit den ungarischen Ministern beratschlagt hat, fehlen sichere Nachrichten. Aber es müßte doch mit sonderbaren Dingen zugegangen sein, wenn er mit dem Eisenbahn- und Handelsminister über etwas anderes konferirte, als über die Frage des Importes ungarischer Produkte nach Deutschland, was ja für die Gebiete der Donauebene gerade eine Lebensfrage ist. Deshalb kann man getrost behaupten, daß die Reise des Grafen Herbert nach Pest an Wichtigkeit gewiß nicht zurücktrat hinter vielem, was kurz vorher in Konstantinopel prunkender und bestechender in die Außenwelt getreten war.

Zu der herzlichsten Aufnahme, welche Graf Bismarck bei seinem Besuch in Budapest gefunden, äußerte sich der „Pesti Naplo“, ein Organ der gemäßigten Opposition, unter anderem folgendermaßen:

„Der vornehme, junge Diplomat, der seinen Kaiser auf der Reise begleitet, wollte die Gelegenheit nicht verstreichen lassen, ohne die ungarische Hauptstadt wenigstens für kurze Zeit zu besuchen, die ihren hervorragenden Gast aufs wärmste begrüßt. Das Ungarn begegnet dem Namen Bismarck nur mit Ehrerbietung und Sympathie. Die öffentliche Meinung dieses Landes begeisterte sich Jahrzehnte hindurch für jene Ideen, die Fürst Bismarck verwirklichte. Die nationale Einigung Deutschlands hatte schon in den vierziger Jahren eifrige Anhänger in Ungarn, und das innige Verhältnis des neugeschaffenen Deutschen Reiches zu Oesterreich-Ungarn begegnet nirgends aufrichtigerer Anhänglichkeit als unter den Ungarn. Der Besuch des Grafen Bismarck ist ein Beweis dafür, daß man in Deutschland diese Gefühle der öffentlichen Meinung Ungarns kennt und würdigt.

Wir sind davon überzeugt, daß der Sohn des Fürsten Bismarck überall einen sehr sympathischen Empfang finden wird, auch deshalb, weil er der Sohn des Fürsten Bismarck, der Erbe seines Amtes und der Pfleger seiner politischen

Prinzipien ist. Graf Bismarck ist vielleicht der einzige Mann, der den Fürsten Bismarck vollkommen versteht, in alle seine Geheimnisse eingeweiht ist, seine Gedanken erlernt hat und dieselben zu erraten im Stande ist. Er ist der Vertreter des Fürsten Bismarck und der Minister des Kaisers Wilhelm.

Fürst Bismarck hat die Grundlagen des Deutschen Reiches geschaffen, er hat den Bau ausgeführt und unter Dach gebracht. Er hat das Reich mit Verbündeten umschant, den Lauf der deutschen Politik vorgezeichnet. Der Fürst hielt es noch für seine Pflicht, Deutschland und die Hohenzollernsche Dynastie über die Krise hindüzuführen, von welcher Deutschland nach dem Tode des Kaisers Wilhelm I., während der Krankheit und der kurzen Regierung Friedrichs III. und der Thronbesteigung Wilhelms II. im Innern und von außen her bedroht war. Nun dient der Sohn, Graf Herbert, dem Kaiser, der Sohn, den der Vater dienen gelehrt hat. Zu dem jungen Kaiser paßt der junge Minister des Außern sehr gut. Beide sind Soldaten und Diplomaten. Klarer Verstand, ruhige Auffassung zeichnet beide aus; der Minister hat sehr viel Kenntnisse, Erfahrungen und Fleiß; er erwarb diese Eigenschaften im Amt und unter der Leitung seines Vaters. Kaiser Wilhelm II. und Graf Bismarck sind schon jetzt die Leiter der Politik in Europa und werden es noch mehr in der Zukunft sein.

Wir bedauern, daß Kaiser Wilhelm diesmal nicht nach Ungarn gekommen ist, wir freuen uns aber, daß Graf Herbert Bismarck uns besucht hat; derselbe kennt die Sympathien seines Vaters und befolgte sie, indem er nach Ungarn kam.

Wir aber glauben, daß Graf Bismarck, der geistige Erbe des großen Kanzlers, auch in Bezug auf Ungarn der Depositär der politischen Vermächtnisse seines Vaters sein wird.“

Von Pest reiste Graf Herbert am 9. November morgens in Begleitung des Generalkonsuls v. Plessen nach Wien ab. Dort wurde derselbe vom deutschen Botschafter Prinzen Reuß, Botschaftsrat Grafen Monts, dem Militärattaché v. Deines und den übrigen Herren der Botschaft empfangen und nach dem Palais der Botschaft geleitet. Um 3 Uhr fuhr Graf Herbert Bismarck bei dem Ministerium des Auswärtigen vor, um dem Grafen Kalnothy einen längeren Besuch abzustatten. Hierauf machte Graf Bismarck auch bei dem ersten Sektionschef v. Szögyény einen Besuch. Abends fand auf der deutschen Botschaft zu Ehren des Grafen Bismarck ein Diner statt, welchem auch die beiden Obengenannten beiwohnten. Abends 9 Uhr (9. November) trat Graf Herbert die Rückreise nach Berlin an.

*

Da die abendlichen parlamentarischen Soiréen des Fürsten Bismarck demselben Mitte der achtziger Jahre sich nicht mehr als zuträglich erwiesen hatten, so nahm seit 1888 Graf Herbert dem Vater auch die Last der Geselligkeit nach Kräften ab. Seine Abendgesellschaften waren stets von Parlamentariern und Mitgliedern des Bundesrats zahlreich besucht und trugen das Gepräge lebhafter

Unterhaltung. In liebenswürdiger Weise machte der Gastgeber die Honneurs, unterstützt von einigen ihm näher stehenden höheren Beamten des Auswärtigen Amts.¹⁾

Am 3. Dezember 1889 hatte wiederum ein Korrespondent des „New York Herald“ bei dem parlamentarischen Abend beim Grafen Herbert Bismarck eine Unterredung mit dem letzteren.²⁾ Einem Berichte über diese Unterredung entnahm die „Kölnische Zeitung“ die folgenden wichtigen, Deutschlands koloniale Entwicklung betreffende Stellen:

„Der Graf erinnerte an seine jüngsten Mitteilungen im Deutschen Reichstage; weitere Beschlüsse über die zukünftige Entwicklung der Dinge in Ostafrika könnten erst gefaßt werden, wenn ausführlichere und eingehendere Berichte von den unbedingt zuverlässigen und vertrauenswürdigen Herren eingegangen seien, welche die deutsche Regierung nach Ostafrika gesandt habe, und welche das volle Vertrauen nicht nur der Regierung, sondern auch des deutschen Volkes in weitem Umfange genössen. Wenn es Bismarck gelingen würde, einen gleichen Erfolg bei Beruhigung des südlichen Gebietes demnächst zu erzielen, wie er es beim nördlichen erreicht habe, so würde er wohl gebeten werden, nach Berlin zu kommen, um für das weitere Vorgehen Rat zu erteilen und Vorschläge zu machen; das weitere Vorgehen würde dabei natürlich auch von den Beschlüssen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft abhängen. Dieses Unternehmen habe durch die letzten Erfolge eine frische Anregung bekommen. Endgiltige Beschlüsse werde die Regierung schwerlich vor drei Monaten fassen können; zunächst werde als kaufmännischer Vertreter der Gesellschaft demnächst Herr Bohnen sich wieder

¹⁾ Ich erwähne noch folgende Daten, wobei ich voraussetze, daß die mit einem * versehenen in Kohls Bismarck-Regesten übersehen sind.

* Ende Juni 1888 Besuch des Chefs der Admiralität v. Caprivi, um denselben im Auftrage des Fürsten Bismarck von der Absicht, ganz aus dem Dienst zu scheiden, zurückzubringen.

*3. September 1888 in Ostende zur Tafel bei dem König der Belgier.

*18. September 1888 Abreise nach Rußland zum Besuch des Botschafters Schumalow. 25. Februar 1889 Ernennung zum Oberstlieutenant.

*5. Februar 1890 Schreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten „In Vertretung Graf v. Bismarck“ an den Präsidenten des Herrenhauses Herzog v. Ratibor bei Uebersendung des Gesetzentwurfs, betreffend den Territorialesatz für die Abtretung braunschweigischer Hoheitsrechte über die Goslarische Stadtfort (Nr. 37 der Druckfachen des Herrenhauses).

Ueber die Reisen des Grafen Herbert zu dem Fürsten Bismarck, während sich derselbe außerhalb Berlins befand, sind folgende Daten zu geben.

15. September, 21. bis 23. Oktober, 5. bis 7. Dezember, 24. Dezember 1888, 1. bis 2. Januar, 22. bis 24. September, 10. bis 16. November, 30. November bis 2. Dezember, 24. bis 28. Dezember 1889, 16. bis 17. Januar 1890 in Friedrichsruh; 30. Mai 1889 in Schönhausen; 21. Juli 1889 in Varzin.

²⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

nach Sansibar begeben. Er werde dort mit dem deutschen Konsul, der mit dem englischen Konsul in den besten Beziehungen lebe, und mit Major Wismann Rat pflegen und darauf der Gesellschaft bestimmte Ratschläge unterbreiten; dann werde die Gesellschaft mit der Regierung verhandeln, und es sei zu hoffen, daß ein gutes Ergebnis vor dem Frühjahr erzielt werde.¹⁾ Die Regierung lasse nicht außer acht, daß das Hauptziel, das in Ostafrika erreicht werden müsse, die Unterdrückung des Sklavenhandels sei. Für dieses Ziel habe der Reichstag vornehmlich die Geldmittel bewilligt. Große Ergebnisse seien vom jetzigen Brüsseler Antisklavereikongreß zu erwarten. In dieser Frage folge die deutsche Regierung einfach der allgemeinen Stimmung des deutschen Volkes. Es habe ein gut Teil Arbeit gegeben, und diese Arbeit sei nicht immer angenehmer Natur gewesen; aber die öffentliche Meinung habe danach gedrängt, daß in praktischer Kolonialpolitik einmal ein Versuch unternommen werde. Wir seien in Kolonialdingen erst Anfänger, gewissermaßen erst im Kindergarten; vier oder fünf Jahre könnten in der Geschichte von kolonialen Unternehmungen noch keine große Rolle spielen.“

*

Bekanntlich ging der Entlassung des Fürsten Bismarck der Plan eines allmählichen Ausscheidens desselben aus seinen Ämtern voraus. In dieser Kombination bestand die Absicht, daß Fürst Bismarck Reichskanzler, Graf Herbert auswärtiger Minister bleiben, Herr v. Boetticher aber preussischer Ministerpräsident werden sollte. Diese Kombination wurde aber schon bald fallen gelassen. Am 22. März 1890 brachte die „Kölnische Zeitung“ zuerst die Nachricht, auch Graf Herbert habe dem Kaiser sein Gesuch um alsbaldige Entlassung unterbreitet. Durch den Allerhöchsten Erlaß vom 20. März 1890, welcher die Entlassung Bismarcks verfügte, wurde gleichzeitig „mit der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten einstweilen der Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Graf v. Bismarck-Schönhäusen“ beauftragt. Erst mittels Erlasses vom 26. März 1890 wurde Graf Bismarck, „seinem Antrage entsprechend“, aus dem Amte als Staatsminister und Mitglied des königlichen Staatsministeriums entlassen, sowie von der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unter Belassung seines bisherigen Ranges und Titels als Staatsminister entbunden.

Nach der „Kölnischen Zeitung“ hatte der Kaiser den wiederholten Versuch gemacht, den Grafen Herbert von seinem Rücktritte zurückzuhalten, und es hatte die Abschiedsaudienz bei Seiner Majestät dem Kaiser einen überaus herzlichen Charakter; „der Kaiser hängte dem Grafen die Kette des Hohenzollernschen

¹⁾ Ueber die Verhandlungen des Grafen Herbert mit dem Abgeordneten Döschhäuser wegen Ausarbeitung der Grundzüge zu einem Abkommen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sultan von Sansibar vergl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Bd. III. S. 218.

Hausordens persönlich um, küßte und umarmte ihn dabei wiederholt und sagte ihm, er habe gerade diesen Orden, den er nur sehr selten verleihe, gewählt, weil die Kette das Symbol der Vereinigung und Befestigung und nicht der Trennung sei. Er hoffe, daß der Graf seine Gesundheit, die unter der langjährigen Last der Amtsgeschäfte schwer gelitten, bald völlig wiederhergestellt haben werde, und er hoffe dann seine bewährten Kräfte, wie er das schon in der Entlassungsurkunde betont habe, wieder im Reichsdienste verwenden zu können. Der Kaiser wollte aber diese Abschiedsaudienz noch nicht zu einem förmlichen Abschied werden lassen, er lud sich vielmehr auf einen der ersten Tage nach der Karwoche zu Tisch beim Grafen Bismarck ein.“

Am 5. April gab der aus Friedrichsrub zurückgekehrte Graf seinen Mitarbeitern im Auswärtigen Amt ein Abschiedsmahl. Graf Herbert Bismarck toastete in längerer Rede auf seine Gäste und pflichttreuen Mitarbeiter, denen er auch noch an dieser Stelle seinen tiefgefühlten Dank für ihre Unterstützung in seinem Amte sagte. Graf Berchem forderte die Tafelrunde auf, auf das Wohl des scheidenden Vorgesetzten und liebenswürdigen Gastgebers, dem wohl alle ein „Auf Wiedersehen“ von ganzem Herzen zuriefen, das Glas zu leeren. Den Beschluß der Tischreden machte ein höchst geistreich in Versen improvisirter Trinkspruch des Legationsrats v. Wildenbruch auf Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck, welchen der Redner unter gespanntester Aufmerksamkeit der Zuhörer in beredten Worten feierte.

In das ausgebrachte dreimalige Hoch auf den Fürsten und Vater des Gastgebers sowie auf die ganze Fürstliche Familie stimmte die Tafelrunde begeistert ein. Die Tafelrunde bestand aus fünfundvierzig Personen.

Am 8. April gab alsdann Graf Herbert auf Veranlassung Seiner Majestät des Kaisers in seiner bisherigen Amtswohnung in der Königgräzer Straße ein Diner zu sechzehn gedecken. Tischreden wurden nicht gehalten; das Diner hatte einen mehr familiären Charakter; waren doch unter den Geladenen vornehmlich Freunde und alte Kriegskameraden des Gastgebers, von welchen wir noch den Oberstlieutenant v. Bissing, Kommandeur des Regiments Gardes du Corps, den Regierungsrat Freiherrn v. Brandenstein aus Potsdam und den Chef des Zivilkabinetts, Excellenz Dr. v. Lucanus, nennen. Seine Majestät der Kaiser war frohgelaut, unterhielt sich mit wohl jedem einzelnen und trank wiederholt seinem Gastgeber zu.

Nach dem Diner begab man sich in die Nebenräume und verbrachte dort mehrere Stunden in angeregtestem Geplauder.

Am 10. April begab sich der Kaiser kurz nach neun Uhr durch das Gartenportal noch einmal in die bisherige Amtswohnung des Grafen Herbert und stattete demselben einen viertelstündigen letzten Besuch ab. An demselben Tage kehrte Graf Herbert mit dem fahrplanmäßigen Schnellzuge fünf Uhr vierzig Minuten vom Lehrter Bahnhof nach Friedrichsrub zurück. Etwa fünfundzwanzig

Herrn des Auswärtigen Amtes gaben ihrem scheidenden ehemaligen Chef das Geleit. Der Graf verabschiedete sich von jedem einzelnen aufs herzlichste durch Händedruck. Graf Bismarck nahm zunächst seinen Wohnsitz in Friedrichsruh an der Seite seines Vaters.

Die „Kölnische Zeitung“ gab dem Grafen folgenden Nachruf:

„Er war in den mannigfachsten diplomatischen Stellungen thätig gewesen, der vertrauteste Schüler seines Vaters, der seine Fähigkeiten rasch erkannte und sie wiederholt in schwierigen Aufgaben erprobte. Gerade die ersten Jahre seiner Thätigkeit als Unterstaatssekretär und Staatssekretär fielen in eine überaus unruhige und bewegte Zeit. Daß es unserer Diplomatie gelungen ist, nicht nur den europäischen Frieden zu wahren, sondern auch den Friedensbund immer mehr zu kräftigen und zu festigen, dafür gebührt neben dem Fürsten Bismarck an erster Stelle dem Grafen Herbert Bismarck das Verdienst. Eine besonders schwierige Aufgabe aber war die glückliche Lösung einer neu begonnenen Kolonialpolitik, eine Aufgabe, die um so schwerer war, als einerseits die Wünsche und Erwartungen der deutschen Kolonialfreunde weit größer waren als die für ihre Erfüllung zur Verfügung stehenden Geldmittel, und als andererseits gerade von englischen Kolonialfreunden Habgierigkeit und Mißgunst in der widerlichsten Weise gegen die jungen deutschen Unternehmungen entfaltet wurde. Bei der politischen Behandlung aller dieser Fragen war es aber für die deutsche Diplomatie notwendig, den Haupt Gesichtspunkt nie aus dem Auge zu lassen, nämlich die Erhaltung und Stärkung des europäischen Friedens, demgegenüber der Gewinn oder Verzicht auf koloniale Gebietsteile allerdings von geringerer Bedeutung war. Wir haben zuweilen die Meinung ausgesprochen, daß man den Engländern etwas schärfer hätte entgegenreten können; aber im ganzen wird man dem scheidenden Staatsminister die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er in diesen schwierigen Verhältnissen mit richtigem Takt und weisem Maß einen zuverlässigen und förderlichen Mittelweg eingeschlagen hat. Sein Hauptverdienst ist dabei der Abschluß der Kolonialehe mit England, die uns zahllose Reibungen und Streitigkeiten ferngehalten hat. Auch bei den Parteien des Reichstages erfreute sich Graf Bismarck großer Beliebtheit und großen Ansehens. Bei unserm Kaiser stand Graf Herbert in besonderer Gunst.“

Graf Herbert Bismarck zeichnete sich durch ganz besonderen Fleiß aus; am frühen Morgen und in der spätesten Nacht war er am Arbeitstisch im Auswärtigen Amt zu finden, und so gewaltig sich auch die Geschäfte des Amtes ausgedehnt hatten, nie ließ er zu, daß ein Arbeitsrest zum andern Tage hinübergenommen wurde.“

Die „Ostpreussische Zeitung“ Nr. 78 vom 2. April 1890 bemerkte:

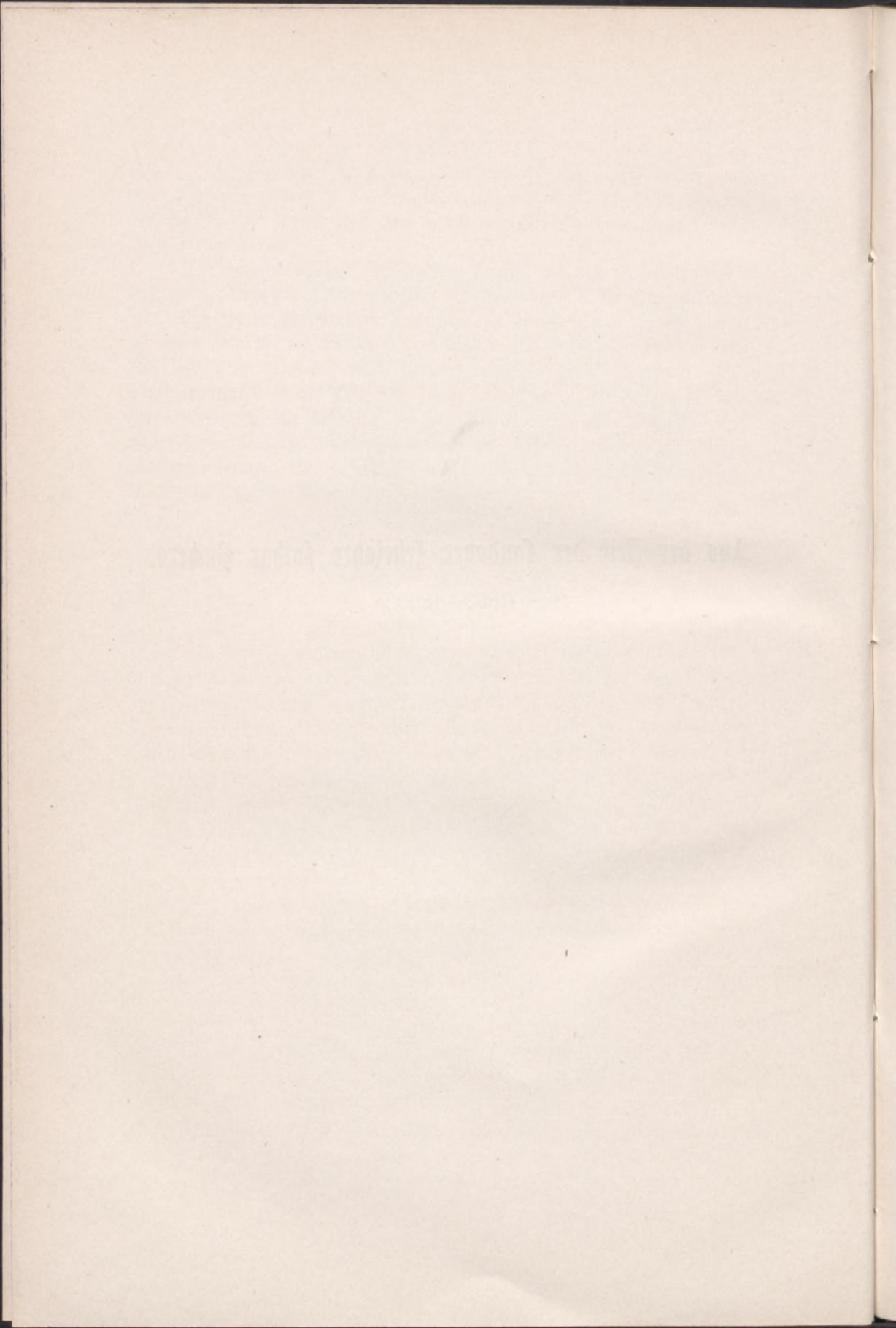
„Nun ist auch Graf Herbert Bismarck aus dem Amte geschieden, ein Diplomat mit einer so reichen Vergangenheit, wie nicht oft die Weltgeschichte in einem verhältnismäßig so jugendlichen Alter ihn aufzuweisen hat, ein Diplomat

von so außerordentlichen frühzeitigen Erfahrungen, wie sie zu sammeln nur unter der Leitung eines so hervorragenden Staatsmannes, wie Fürst Bismarck, und bei so engen Beziehungen, wie sie nur zwischen Vater und Sohn bestehen können, möglich war.“

Die „National-Zeitung“ hob treffend hervor, bei dem von rückhaltlosem Vertrauen getragenen Zusammenwirken des Kanzlers und des Staatssekretärs war es für jeden Fernstehenden unmöglich, zu ermessen, wo die Wirksamkeit des einen aufhörte und die des andern begann. Es ist deshalb schwierig, beim Ausscheiden des Grafen Herbert Bismarck demselben gerecht zu werden. Allgemein anerkannt ist der Eifer und Fleiß, womit er der Erledigung der Geschäfte obgelegen. Im Reichstag, wo sein Auftreten und seine Redeweise, man möchte sagen, auch die Art des Gedankenganges, außerordentlich an den Fürsten Bismarck erinnerte, war er bemüht, durch Entgegenkommen die Zustimmung der Parteien zu den Vorschlägen des Auswärtigen Amtes zu erlangen.

Aus der Zeit der Londoner Lehrjahre Lothar Buchers.

(1850—1860.)



Aus der Zeit der Londoner Lehrjahre Lothar Buchers.

(1850—1860.)

Wie Bruno Bucher in den „Grenzböten“ mittheilte, hat sein Bruder Lothar Denkwürdigkeiten nicht hinterlassen: „Seine Memoiren bis 1864 stehen in den Zeitungen und Büchern.“ Manches von dem, was hier steht, ist in meinem Werke: „Ein Achtundvierziger“¹⁾ zusammengetragen. Es ist aber immerhin nur ein kleiner Bruchtheil, und ich fühlte, als ich diese Nachlese in Angriff nahm, die Lust, mich noch einmal in die Artikel zu vertiefen, welche Bucher während der Jahre 1850—1860 von London und Paris aus an die „Nationalzeitung“ geschickt hat. Ich habe das wiederholte Durchblättern der dicken Folianten nicht bereut. Buchers Artikel sind noch heute nicht nur lesbar, sondern fesselnd, zum Theil nicht antiquirt, ja geradezu modern, weil er mit seinem Geiste weit in die Zukunft hineingesehen hat. Und wenn auch einmal die Sache nicht mehr interessiert, so fesselt die einzige Art, wie Bucher sie darzustellen wußte.

Hier mögen nur einige Thesen folgen, die ich seiner Korrespondenz entnommen habe.

Englische Verhältnisse.

Charakteristik der die Sonntagsheiligung Betreibenden: Die Herren kasteien sonntäglich ihr Fleisch in einem sammetnen Kirchstuhl mit Pelzmuffen und Wärmflaschen und lassen sich mit zerknirschem Herzen von der Sündhaftigkeit des Wohllebens und der Seligkeit der Armut erzählen. Sie dulden kein Feuer auf ihrem Herde, sondern schicken den Braten und die Pastete zum Bäcker, dessen Geselle schon die ganze Nacht vor dem Ofen geknecht hat. Der arme Teufel wird zwar dadurch gezwungen, den Sonntag zu entheiligen, aber für das kleine Fegfeuer, das er hier auszustehen hat, ist ihm ja auch das Himmelreich gewiß, und die Heiligen können ihr Sonntagsmahl mit dem Bewußtsein

¹⁾ Lothar Buchers Leben und Werke, Berlin Karl Heymanns Verlag.

würzen, jemand selig gemacht zu haben. Während der durch diesen süßen Gedanken angenehm beförderten Verdauung lieben sie keine Störung und finden daher das Geschrei der Orangenverkäufer „Zwei einen Penny“ höchst verdammlich.

*

Am Sonnabend wurde über die Leiche einer Strohhutnäherin, Susanne Ansell, 59 Jahre alt, Totenschau gehalten. Das Verdikt lautete: gestorben an einer Krankheit des Herzens und der Lungen, welche durch den Mangel an Nahrungsmitteln befördert ist: also auf deutsch verhungert. Die Verstorbene hatte erklärt, ehe sie in ein Armenhaus ginge, wolle sie in der Gasse sterben. Carlyles bitteres Wort ist bekannt, man habe die Armenhäuser so eingerichtet, als ob man durch die Schrecken derselben die Armen zwingen wolle — reiche Leute zu werden. (16. 7. 50.)¹⁾

*

Ein Parlament, das alle Gewalt in sich konzentriert hat, verliert sie regelmäßig an einen einzelnen, der den Mut hat, zuzugreifen. Wenn diese Shopkeeperei noch so ein Menschenalter fortgeht und nicht ein Nationalunglück als Erfrischung dazwischenfällt, so wird ein englisches Volk herauskommen, das nicht die Hand rührt, wenn ein Karl oder Cromwell die Gesellschaft aus Westminster herauswirft. (18. 11. 53.)

*

Es giebt kein Land, in dem die Wahrheit so verhüllt ist, wie England. Wir haben viel deutsche Bücher über England, aber fast alle nach einem sehr kurzen Aufenthalt geschrieben. Leute, die lange in England gelebt haben, schreiben selten über die Zustände und thun vielleicht weise daran. Man würde sie Nicolais schelten. (11. 1. 54.)

*

Man ist in England gegen die Vertreter der fremden Presse äußerst spröde und zwar, wie mir jemand lächelnd sagte, der es wohl wissen kann, weil es doch viel besser ist, wenn die englischen Zustände mit englischen Augen angesehen und beschrieben werden. (20. 3. 54.)

*

Spöttische Kritik des englischen Parlamentarismus: Palmerston verweigerte rundweg, über die Stellung Oesterreichs irgend etwas zu sagen; das Unterhaus (diese konstitutionelle Elementarschule der jüngeren Aristokratie) bedankte sich dafür durch ein lebhaftes Bravo und machte sich mit Genuß an die Will zur Verschärfung der Sabbathfeier, insbesondere an die Frage, ob ein Barbier

¹⁾ Die zuletzt aufgeführten Zahlen bedeuten die Nummer der „Nationalzeitung“, in welcher die betreffende Korrespondenz Buchers enthalten ist.

am Sonntagmorgen bis 10 Uhr oder nur 9 Uhr seine Kunden bedienen dürfe. Ich hoffe, daß man vor der dritten Lesung auch noch die seit Jahrhunderten verhandelte Frage lösen wird, was mit einer Henne anzufangen, die während der Predigt ein Ei gelegt. Ich würde für Todesstrafe stimmen mit holländischer Sauce. (4. 5. 55.)

*

In diesem Augenblick geht die Flottenschau vor sich. Für den Engländer ist es natürlich, daß er sich mit Stolz und Freude in der blanken Waffe spiegelt. Ebenso natürlich aber ist für das Ausland die Frage, was die Bestimmung dieser Waffe ist und einmal werden kann. Eine Wehr gegen das Unrecht, was sie sein sollte? oder ein Richtschwert, wie die „Times“ behauptet, mit der Voraussetzung, daß irgend jemand England zum Universalcharfrichter gemacht habe? oder ein Dolch in der Hand des Meuchelmörders? oder ein Beil in der Faust eines Wahnsinnigen? Alles hängt davon ab, wer die auswärtige Politik Englands macht, und die Frage, die noch vor wenigen Jahren kaum als eine Frage anerkannt wurde, dürfte heute auch von den Zuvorsichtlichsten nur mit Zögern beantwortet werden. Nach der Lehre der Führer des Unterhauses ist es nicht die Krone, nicht das Parlament, nicht das Volk, sondern Lord Palmerston, und da der edle Lord schwerlich die Gefälligkeit haben wird, seine Memoiren herauszugeben oder alle seine Geheimnisse zu erzählen, so ist das Studium seiner Laufbahn die wichtigste Aufgabe für jeden Publizisten. (24. 4. 56.)

Französische Verhältnisse.

Die Franzosen sind fortwährend beschäftigt, zu reproduziren. Im Jahre 1789 kleideten sie sich in das Kostüm Ludwigs XIV. und holten die alten Generalstaaten wieder hervor. 1792 machten sie — dies ist freilich eine spezifisch englische Auffassung, gegen die sich viel sagen läßt — die große englische Rebellion nach; im folgenden Jahre borgten sie sich Anzug und Sprache von dem alten römischen Senate. 1804 nahm Napoleon die Moden Franz' I. an, borgte sich ein Scepter von Karl dem Großen und einen Wahlspruch von Childebert. Die Lilien waren ihm nicht alt genug, und man stückte den Sammet mit Bienen nach der Sitte der Merowinger. Heute, am Tage der „Kronung ohne Krone“, ¹⁾ kehrt Paris zu den Zeiten des Kaiserreichs zurück: rote Lanzenreiter, Konsulargarde, Sergeanten, Chasseurs, Grenadiere paradiren durch die Straßen in der Uniform, die sie vor 40 Jahren getragen. In der That fehlt an der ganzen Komödie nichts — als der Hamlet. (1. 1. 52.)

¹⁾ Te deum für den Präsidenten L. Napoleon.

Handel und Verkehr. Cobden.

Staatseisenbahnen sind ein Uebel. Eine einzige Privateisenbahngesellschaft für das ganze Land ist ein größeres Uebel. (19. 8. 52.)

*

Es ist merkwürdig, wie lange der Handel trotz seiner gepriesenen Fieberhaftigkeit in dem allerschläfrigsten Schlendrian fortgeht, bis die Not ihr einen Faustschlag giebt. Es war einmal so Mode, Hanf und Flachs aus Rußland zu beziehen; also bezog man Hanf und Flachs aus Rußland und ließ in Indien und Jamaica die vortrefflichen Fasern des Pisang vermodern, der jährlich zur Zeit der Ernte umgehauen wird und verkauft. Der Krieg und die Papiernot hat die beteiligten Fabrikanten endlich auf den Trab gebracht. (1. 7. 54.)

*

Cobden kennt keinen andern Maßstab als den kaufmännischen, genauer gesprochen den främerhaften. Er reduzirt alle Größen auf Thaler, Silbergroschen, Pfennige. Die Größen, die sich nicht so reduziren lassen, sind für ihn nicht vorhanden. Es ist ganz in der Ordnung, daß er, wie er diesmal ausdrücklich gethan hat, den Satz aufstellt: der Schwächere solle sich nicht gegen den Stärkeren wehren. Thäte er weiter nichts, so wäre nicht viel mit ihm zu hadern. Personen, die auf ganz entgegengesetzten Standpunkten stehen, werden einander durch ein Disputatorium nicht bekehren. „Die Kategorie der Gründe ist endlich.“ Die Weltanschauung eines Menschen ist nicht das Produkt des Raisonnements allein, sondern noch vieler anderer Prozesse und Einflüsse. Es ist also kein Gedanke daran, die Cobdeniten durch Raisonnement zu überzeugen. Man muß das den Ereignissen überlassen. (14. 10. 53.)

*

Unter der Oberfläche der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der Presse zeigt, giebt es Unterströme, das ist richtig. Seit acht Tagen habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten. Der nächste unter der Oberfläche ist der freihändlerische, in dem ausschließlichen und darum verwerflichen Sinne des Wortes. Man kann ihn ganz lustig murmeln hören. Der innerste Gedanke dieser Partei oder vielmehr dieser Masse von Menschen ist der: mag uns der Russe oder der Teufel regieren, wenn wir nur schwächern können. Neußerlich hängt man aber eine christliche Phrase vor — es ist Gottes Wille — oder eine weltgeistpolitische, wenn man will, eine türkische — es ist der Gang der Geschichte. (27. 7. 53.)

Kronbevormundung.

Die „Quarterly Review“ enthält einen Satz, der offenbar ein Plagiat aus den Blättern der deutschen Autoritätspartei ist: wenn, wie es leider den Anschein habe, auch die Krone einer so destruktiven Maßregel geneigt sei, „so müsse die Krone vor sich selbst geschützt werden“. Diese zärtliche Fürsorge, daß die Krone sich auch ja nicht Schaden thue, ist zu albern oder zu unverschämt — wie man will —, um selbst dem Hirn des spleenbeseffenen Engländer's naturwüchsig entsprossen zu sein. Die Pflanze ist importirt und wird in dem scharfen Zugwind der öffentlichen Meinung und in der freien Presse nicht gedeihen. Die Krone weiß hier selbst, wem sie Schaden thut, wenn sie die junkerlichen Wahlflecken ausrotten hilft. Der deutsche Erfinder dieser Kronbevormundungstheorie möge aber sein geistiges Eigentum gegen den Herausgeber der „Quarterly Review“ vindiziren. Jede englische Jury wird mit Freuden ein Verdikt für ihn geben.

(14. 10. 51.)

Genossenschaftswesen.

Besprechung der „Friendly Societies“: Die statistischen Notizen beweisen, wie sehr die Demokratie recht hat, in der Assoziation ein besseres Heilmittel für die kranke Zeit zu finden als in dem akuten oder chronischen Belagerungszustande, an den sich manche Konstitutionen schon so gewöhnt haben, daß sie ihn gar nicht mehr entbehren können, wie manche Kranke sich nur durch steigende Dosen eines Giftes am Leben erhalten. Das Leben ist freilich auch danach!

(28. 9. 50.)

Humoristisches.

Unsere Zeitungen sind sehr arm an Thatfachen. Die zu Thran zerkochte Seeschlange muß schon wieder herhalten. Diesmal hat sie einige Klaster ihres Schwanzes auf das Ufer gestreckt und freundlichst so lange still gehalten, bis ein Irländer sie mit der Art mitten durchgehauen hat. Die Gräten sind von Elfenbein, die Schuppen von Perlmutter und der Thran wie Spermaceti. Das eine Auge hat noch geblutet von dem Schusse, den sie vor vier Wochen erhalten hat. Ein anderer Berichtstatter spricht von dem außerordentlich wohlwollenden Ausdruck ihres Blickes.

(1. 10. 50.)

*

Beschreibung der glücklich erfolgten Stapelfahrt des „Royal Albert“ in Woolwich: Alles jubelte, schwenkte die Hüte, wehte mit den Tüchern. Ich hätte die Demonstration gern mitgemacht, einmal weil es so hübsch ist, Demonstrationen zu machen, und zweitens weil ich etwas von menschlichem Stolze

empfund, daß wir Ameisen der Natur schon alle die Geheimnisse abgefragt haben, die in dem Bau stecken. Aber ich konnte bei meinen beschränkten Verhältnissen nicht; jemand hinter mir, der dasselbe Bedürfnis empfand, wahrscheinlich nicht aus Stolz, ein Mensch, sondern aus Stolz, ein Engländer oder eine Engländerin zu sein, setzte ein schreiendes baby provisorisch auf meinen Nacken, um den Arm frei zu bekommen. Ich mußte mich also begnügen, mein Taschentuch inwendig zu schwenken. (20. 3. 54.)

*

Der verstorbene Herzog von Cambridge — der „gute Herzog“ nannte man ihn, weil man in fünfzig Jahren keine bestimmte Eigenschaft an ihm entdeckt hatte — soll in seinem Leben einen einzigen Witz gemacht haben. Seine Gutheit bestand nämlich darin, daß er stets bereit war, für theologische oder menschenfreundliche Zwecke im Präsidentenstuhle zu diniren. Während seines langen Lebens hat er gegen Sklaverei und für Bekehrung der Juden, gegen späte Geschäftsstunden in den Kramläden und für Bekleidung der niederen Geistlichkeit mit dem abgelegten Zeuge der höheren, hat er gegen Keuchhusten, Klumpfüße und andere Uebel sehr gut dinirt. Diese geschichtlichen Thatfachen sind nötig, um die tiefe Bedeutung zu verstehen, mit der er einmal einem prämiirten Mastochsen „A revoir!“ zurief. (6. 6. 55.)

Verschiedenes.

Die Zeitgenossen übersehen oft die Wichtigkeit ausgestreuter Gedankenkeime. Wer aber in der Geschichte der hundert Jahre von 1650 bis 1750 beobachtet hat, welchen ungeheuren Einfluß der meistens durch Flüchtlinge bewirkte Verkehr zwischen England, Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Holland auf die Entwicklung dieser Länder geübt hat, wird es für kein gleichgiltiges Ereignis halten, daß der Stifter der Hallischen Jahrbücher einem gebildeten englischen Publikum deutschen Radikalismus dozirt. Ruge ist damit wieder auf seinem rechten Felde, und es gibt für einen deutschen Gelehrten vielleicht keine wohlthätigere Schule, als zu Engländern sprechen, die alles deutlich und in der gewöhnlichen Sprache haben wollen. (17. 6. 53.)

*

Schlimmer noch als die Techniker sind manche Gelehrte, die übrigens ihre Körnchen ganz hübsch aus der Tagespresse aufzupicken und sehr schnell für selbstgeschaffenes Eigentum zu halten wissen. Sie haben ein immer passendes Dilemma, eine immer offene Schere, mit der sie dem Journalisten den Hals abschneiden. Hat er nicht nachgelesen: „o, über den Gegenstand existirt ja eine Monographie von dem und dem, Anno so und so, in 4^o.“ Hat er nachgelesen: „o, das ist

ja aus dem und dem Buche genommen.“ Darauf habe ich gar nichts zu bemerken.
(Nat.=Ztg. 1855 Nr. 271.)

*

Wenn consensus omnium populorum ein Beweis ist, so giebt es Hexerei. Eben ist man zu unbekanntem Völkern in Zentralafrika vorgebrungen, und siehe da, sie hexen. Diese Völker werden überhaupt sehr störend für civilization und andere Schubkastenbegriffe. Alle Einsichtsvollen sind darüber einig, daß die Stellung der Frau in der Gesellschaft einer der sichersten Maßstäbe für civilization sei, und unter den Gründen, welche die ministerielle Presse nachträglich für die Verbrennung Kantons ausfindig gemacht, habe ich auch den gesehen, daß die Chinesen die Frauen zwingen, die Füße in kleine kupferne Schuhe zu zwingen, was allerdings gerade in England als eine große Unnatur erscheinen muß. Und nun entdeckt man in Zentralafrika ein Volk, bei dem die Frauen die Männer wählen und in jeder Beziehung nicht nur den Pantoffel, sondern das legitime Scepter führen wie an König René's Hofe. Diese Nation steht also obenan in der Scala of civilization. Hexen thut sie aber auch.

(17. 4. 57.)

*

Die Erinnerung wird durch Gegensätze lebhafter bewegt als durch Aehnlichkeiten. Wenn es einem schlecht geht, denkt er an die Zeit, da es ihm gut gegangen. Wenn man cold mutton zu Mittag isst, ein bei Londoner Hausmannskost nicht ungewöhnlicher Vorfall, so wird die Schüssel gewürzt durch den Nachgeschmack dieses oder jenes guten Diners. Eine Rede von Sidney Herbert erinnert mich nicht an Gladstone, sondern an Demosthenes und ein Leitartikel der „Times“ nicht an Meschines, sondern an Tacitus. Und an recht heißen Sommertagen beunruhigt mich wohl die Erscheinung des russischen Fuhrmanns, der, auf seiner Ladung sitzend, kristallne Blöcke in den Eiskeller fährt.

(22. 12. 55.)

*

Ich sehe zuweilen mit stiller Bewunderung den Habitués der Lesekabinette zu, die täglich zur bestimmten Stunde nach vollbrachter Arbeit ihren Platz einnehmen, die „Times“ und ein halbes Duzend anderer Blätter von Anfang bis zu Ende hinter einander weg durchlesen und über das Gelesene weder während des Lesens einen Augenblick nachdenken — denn sie müssen ja in der gesetzten Zeit mit dem Pensum fertig werden — noch nachher — denn über den Rest des Tages ist ja schon anders verfügt. Ein solcher Kopf muß inwendig aussehen wie geronnene Milch. Und doch besteht zwischen den zwei heterogensten Dingen ein innerer Zusammenhang. Sie sind Produkte desselben Kulturzustandes. Wenn nichts anderes, so wird die Behandlungsweise an ihnen dieselbe sein, und wenn Schreiber und Leser gar nichts Gleiches, Verwandtes,

Zusammengehöriges an ihnen wahrnimmt, so wird diese negative Erscheinung den Stoff zu sehr positiven Betrachtungen liefern können. Es muß sich immer ein Agens finden lassen, das Geronnene zu kristallisiren.

(„Nat.-Ztg.“ 1860 Nr. 177.)

*

Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden uns die gepriesene Geschicklichkeit im Uebersetzen thut; jeder fremde Peststoff wird der Sprache eingepfzt.

(4. 3. 60.)

*

Nicht Reden, nicht Schreien, nicht Leidenschaft, nicht Uebereinstimmung mit großen Massen, sondern Wissen ist Macht.

(20. 3. 56.)

*

Die Ethnographie ist noch in ihrer Kindheit und wird in England nicht vorwärts kommen, weil der Erzbischof von Canterbury und die fünfzigsterlei Pastoren, die England hat, durchaus behaupten, daß alle Menschen von einem Paare abstammen.

(10. 6. 62.)

*

Wir vergessen in unserer abstrakten Sprechweise nur zu oft, daß das Volk aus einzelnen besteht, und daß vieles, was sich für wesentlich und ewig ausgiebt, nur die zu einer Wolke angefallene Ausdüstung ist. Wenn die einzelnen sich ändern, so ändert sich das Volk.

(12. 10. 59.)

*

Es ist beim Eintritt in ein fremdes Land wie beim Umzug in eine neue Wohnung; man hat zunächst nur ein Auge für das, was man anderswo vermißt. Diese ersten Eindrücke sind auch berechtigt und bleiben sogar berechtigt, wenn man sich nur hütet, voreilig zu generalisiren. Mit späteren Eindrücken verglichen, sind sie ein schätzbares, ja ein unentbehrliches Material für ein richtiges Urtheil.

(6. 6. 55.)

*

Was vermögen ein paar Zeilen, wenn sie auch wahr sind, gegen ein Buch, wenn es nur dick ist?

(Bilder aus der Fremde I, Nr. 8.)

*

Die ganze Gehirnsekretion, also die ganze Weltgeschichte beruht auf dem Küchenzettel.

(10. 6. 62.)

*

Man kann sich nicht bei jedem Gedanken versichern, ob er nicht schon irgendwo und schon besser ausgesprochen ist, und es giebt Gedanken, denen es gar nichts schadet, wenn sie zweimal gesagt werden.

*

Niederschlagend ist es, daß fortwährend so viel Gewonnenes verloren geht, so viel Arbeit verschwendet werden muß, daß die Kultur kein besseres Inventarium führt, daß die ganze Menschheit, die einander folgenden Geschlechter wie die einzelnen, immer von vorn zu leben, zu erfahren anfängt, in der Industrie wie in anderen Dingen. Aufgezeichnet wird alles, Bibliotheken giebt es genug: der Fehler muß wohl an der Methode liegen.

(„Nat.=Ztg.“ 1855, Nr. 261.)

*

Gleichnisse beweisen nichts, sind aber zuweilen das Mittel, in den kleinsten Raum die meisten Gedanken zusammenzupressen. (28. 5. 58.)

Wenn diese Auszüge den Geist, den scharfen Sinn und die feine Beobachtungsgabe verraten, welche Buchers Korrespondenzen auszeichneten, so möge der Leser aus den nachfolgenden, bisher unveröffentlichten Briefen an seine Eltern noch ersehen, welch ein trefflicher Sohn er war.

6 Brompton Grove S.W., 22. Dezember. 1)

Lieber Vater!

Ich bin im Begriff, eine interessante Reise anzutreten, die etwa vier Wochen dauern wird und nach deren Beendigung ich endlich meine Korrespondenz wieder in Gang bringen werde. Ueber Ziel und Zweck der Reise kann ich heute nichts sagen, als daß einem schwerlich zweimal im Leben eine solche Gelegenheit kommt. Ruhigere Feiertage für Dich, als ich haben werde!

Lothar.

*

London, 20. Dezember 54.

Lieber Vater!

Hoffentlich hast Du inzwischen ein Exemplar des Buches erhalten, das mich den ganzen Sommer beschäftigt hat. 2) Ich habe eben einen Plumpudding auf die Eisenbahn gebracht. Er muß, in dem Tuche, in heißes Wasser gehängt und eine Stunde gekocht werden. Die Sauce dazu ist mit Arrowroot, 3) Cognac und Zucker zu machen. Ich wollte noch einige Sachen beilegen, wußte aber keine Wahl zu treffen und lege daher lieber etwas Geld bei. In den Weihnachtstagen werde ich Muße haben und ausführlich schreiben.

Lothar.

1) Die Jahreszahl läßt sich nicht feststellen, ebensowenig Ziel und Zweck der in dem Briefe erwähnten Reise.

2) Gemeint ist „Der Parlamentarismus, wie er ist“, welcher um diese Zeit bei Franz Duncker in Berlin erschien.

3) Botanisch die Pfeilwurzel, dann das aus derselben bereitete Stärkemehl.

London, 8. Januar 1856.

1 Molesworth Place, Kentish Town Road.

Lieber Vater!

Ich setze voraus, daß eine kleine Kiste mit französischen Früchten, von hier abgesandt, Euch eher als die Zeitung benachrichtigt hat, daß ich wieder hier bin.¹⁾ Da die Ausfuhr aller Geware aus Frankreich untersagt ist, so konnte ich sie nicht direkt von Paris schicken, sondern mußte sie erst mit meinem Gepäck nach England schmuggeln. Wenn sie Euch so willkommen gewesen sind wie die beiden Spickgänse meinen Pariser Hausgenossen, mit denen ich sie teilte, so kann ich mit meiner Wahl sehr zufrieden sein. Man lud in Paris einen Tag um den andern Bekannte zu Mittag ein, um sie mit dieser ganz unbekanntem Delikatess bekannt zu machen.²⁾ Nur kostete es mich im Anfange viel Mühe, meine Wirtin davon abzubringen, daß die Gans gekocht und mit einer Sauce doch noch viel schöner schmecken müßte. Ich danke herzlich dafür, aber wiederhole meine dringende Bitte, doch nicht solche Ausgaben zu machen; ich bedarf keiner äußeren Erinnerung, um mit meinen Gedanken in der Heimat zu sein.

Gott sei Dank, daß Du Deine Krankheit überstanden. Ich habe unaufhörlich mit Besorgnis an das pommersche Klima gedacht und mich doch wieder damit beruhigt, daß es bei aller Veränderlichkeit und bei alle den kleinen Leiden, die es mit sich bringt, doch im ganzen viel gesunder ist als das Klima von Gegenden, in denen man sich behaglicher fühlt. Nach den Zeitungen habt Ihr jetzt Schnee und Frost; das läßt mich hoffen, daß Du gesund Deinen Geburtstag begehen wirst. Ich beklage mich nur deshalb über meine Verbannung, daß sie es mir verwehrt, Dir selbst meinen innigen Glückwunsch zu bringen. In den verflossenen zwei Jahren hat sich viel geändert; die nächsten zwei werden noch größere Veränderungen bringen und vielleicht die Möglichkeit, Euch zu sehen.

In Paris habe ich nicht mehr die Gelegenheit gefunden, auf Privatwegen zu schreiben; hier muß sie sich ehestens einstellen. Es ist so widerwärtig zu wissen, daß die Briefe, die mit der Post gehen, gelesen und in manchen Fällen sogar kopirt werden. Es ist eine gerechte Vergeltung, daß den Lesern kürzlich mit ihren Briefen dasselbe widerfahren ist.

Ich bin hier in alle meine alten Verhältnisse eingetreten bis auf die Wohnung, die mein Wirt mir offen gehalten hatte, und ich habe bei der Rückkehr

¹⁾ Bucher hatte sich als Spezialberichterstatter der „Nationalzeitung“ für die zweite Weltausstellung in Paris daselbst vom 31. Mai bis Dezember 1855 aufgehalten. Vgl. „Ein Achtundvierziger“, Bd. I S. 3—25.

²⁾ Unter den Liebesgaben, die Bucher während des deutsch-französischen Krieges in Versailles zugesandt erhielt, spielte die „pommersche Gänsebrust“ wieder eine Rolle. Er teilte sie großmütig mit der Tischgesellschaft.

nach England erst gefühlt, daß es doch schon halb und halb mein Vaterland geworden ist.

Mit herzlichen Grüßen für die Mutter und die Brüder und mit der Versicherung, daß ich am 12. viel bei Euch sein werde,

Dein

gehorsamer Sohn

Lothar.

*

London, 26. Februar 1856.

1 Molesworth Place, Kentish Town Road.

Liebe Mutter!

Ich wünschte, daß Du beim Empfange dieses Briefes denselben schönen Sonnenschein haben möchtest, den wir heute hier, zum erstenmal nach einem ungewöhnlich harten Winter, genießen. Ich ging heute früh durch den Garten meiner Wirkleute und sah mich nach einer der Blumen um, die man sogar in Pommern gegen den ersten März zu haben pflegt; aber ich fand nichts als die Knospen, die der Flieder von neuem treibt, nachdem er zwei- oder dreimal erfroren ist.

Gern hätte ich Dir mit meinem Glückwunsch einige Flaschen Wein geschickt, die Dir wohl gut sein würden, aber das Porto ist so unverhältnismäßig hoch, und in England hat man nicht einmal Weine, die Dir zusagen würden. Verwende doch die Einlage¹⁾ zu dem Zweck.

Von meinem Thun habe ich wenig zu sagen. Neben meiner alten Beschäftigung habe ich noch Gelegenheit, englisch zu schreiben; die Tage und Wochen vergehen dabei mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Das Arbeiten für deutsche Blätter wird mir wieder etwas angenehmer, weil es sich jetzt zeigt, daß ich doch in manchen Punkten recht gehabt, derentwegen ich heftig angegriffen wurde. Meine hiesigen Bekannten habe ich während des Winters fast gar nicht gesehen, ausgenommen einige, die ganz in meiner Nähe wohnen. Wenn meine Beschäftigung mich nicht glücklicherweise zwänge, täglich nach der Stadt zu gehen, so würde ich bald ebenso eingezogen leben, wie Du zu thun pflegtest. Uebrigens befinde ich mich ganz wohl dabei.

Noch einmal meinen herzlichen Glückwunsch²⁾ von Deinem getreuen Sohne

Lothar.

*

¹⁾ Die Einlage bildeten 10 Thaler in Papiergeld, deren Nummern in dem Briefe notirt waren.

²⁾ Scil. zum Geburtstag der Mutter.

Folkestone, 26. September.¹⁾
Dover Street at Mrs. Byron's.

Lieber Vater!

Ihr habt hoffentlich vor vierzehn Tagen das Packet erhalten. Die andere Gelegenheit, durch die ich einen längst geschriebenen Brief absenden wollte, hat sich wider Erwarten verzögert. Ich schreibe daher, um zu sagen, für wen die Sachen bestimmt sind. Ihr werdet das freilich wohl selbst herausgefunden haben.

Die Feder ist für Dich und wird Dich des Federanschneidens überheben, wenn Du Dich nur einmal daran gewöhnt hast. Sie ist unverwüßlich und bildet sich nach der Hand. Wenn Dir das Gehäuse nicht zusagt, kannst Du die goldne Feder herausnehmen und in einen Gänsekiel stecken. Das kleine Petschaft oben läßt sich abschrauben.

Die Strümpfe und die Nadeln sind für die Mutter. Die kleinen Halsbänder für Sophie.²⁾ Mit den Taschentüchern, die für Arthur sind, ist ein Unglück passiert. Ich gab sie meiner Wirtin, um sie säumen zu lassen. Sie denkt es recht gut zu machen und läßt gleich meinen Namen hineinstecken. Das L wird sich ja wohl durch ein M ersetzen lassen. Das Buch ist zur allgemeinen Unterhaltung.

Ich besinne mich eben, daß dieser Brief vielleicht von Polizeiaugen gelesen wird, und daß es, um Euch nicht einer Haussuchung auszusetzen, nötig ist, den Titel zu nennen: London labour and the London poor, also nichts Hochverrätherisches.

Ich lebe seit dem Anfang September hier in Folkestone und bade. Seit Nest habe ich nie so spät im Jahre gebadet. In England ist es aber ganz gewöhnlich, erst im Herbst ans Meer zu gehen. Das Ufer ist reizend und die Landschaft umher voll der reichsten Abwechslung; das Leben gar nicht teuer, wenn man versteht, sich einzurichten. Ich habe dies nachgerade in England gelernt. Eben sprach ich jemand am Strande, der in das erste beste Hotel gegangen war und für die doppelten Kosten nicht die Bequemlichkeiten hat, wie ich sie in einem Privathause genieße.

Ich denke, am 5. Oktober nach London zurückzukehren und zwar in meine alte Wohnung.

Im Oktober werdet Ihr von meiner Zeitungsredaktion eine Zahlung erhalten. Ueber das englische Badeleben werdet Ihr wohl gelegentlich etwas lesen.³⁾ Ich grüße alle alten Bekannten.

Lothar.

*

¹⁾ Die Jahreszahl 1856 läßt sich aus dem Zusammenhange schließen.

²⁾ Die Frau von Bruno Bucher.

³⁾ Näheres darüber, speziell eine Beschreibung von Folkestone, findet man in den „Bildern aus der Fremde“, herausgegeben von L. Bucher, I. Band, S. 30 ff.

London, 17. Oktober.¹⁾

Liebe Eltern!

Eben habe ich Eure Briefe vom 4. und das Silberzeug erhalten. Mir bleiben nur wenige Minuten bis zum Postschluß. Weshalb habt Ihr Euch von den Sachen getrennt und sie mir Vagabunden aufzuheben gegeben? Gebrauchen kann ich sie ja doch nicht. Es ist übrigens jetzt mehr Hoffnung als je, daß ich sie Euch werde zurückbringen können. Ich will von Deutschland nichts als noch einmal einen Besuch machen. Nach allem, was ich sehe und höre, weiß ich nicht, ob ich mich unter irgend welchen Umständen dort auf die Dauer wieder gefallen würde. Das ganze Volk scheint im Verfaulen zu sein. Ich wurzle mich hier immer fester.

Mein Freund hat einen Irrtum begangen, wenn er von sechs Bänden²⁾ spricht; es waren nur drei. Die goldene Feder steckt in der silbernen Bleifeder. Die letztere hat zwei Auszüge. Ich hoffe, Ihr werdet das Vermißte jetzt finden.

Schickt mir ja keinen Honigtuchen. Die englische Post nimmt keine Pakete an, sondern giebt sie an die Dampfschiffahrtsgesellschaften, und sie gehen dann den gewöhnlichen Weg durch das Zollhaus, der etwa 5 Gulden kostet. Ihr werdet diese Einrichtung sehr unvernünftig finden; John Bull hat das kürzlich auch entdeckt.

Die Zahlung, die ich erwähnte, wird sich etwas verzögern; ich habe noch nicht Zeit gehabt abzuschließen. Kaum von Folkestone zurückgekehrt, erhielt ich eine Einladung, halb als Mensch, halb als Korrespondent, 150 englische Meilen weg. Ich habe Gründe, den Ort jetzt nicht zu nennen. Die Reise war sehr angenehm und lehrreich, hat mich aber für den Augenblick in meinen Geschäften zurückgebracht.

Königin-Mutter hat mich sehr erheitert.

Lebt wohl!

Lothar.

*

Sudbrook Park, near Richmond, Surrey, den 28. Mai 1857.

Liebe Eltern!

Wieder sind beinahe drei Monate seit meinem letzten Briefe verflossen, und es ist mir, als wären es drei Tage. Wie ist es Euch unterdessen ergangen? Wie habt Ihr das Frühjahr überstanden? Wir haben hier bis spät in den Mai

¹⁾ 1856 (aus dem Zusammenhang ersichtlich).

²⁾ Vermutlich des oben S. 154 Note 3 erwähnten Werkes.

die häßlichen Ostwinde gehabt, und ich vermute, bei Euch auch, denn sie kamen uns ja aus der Ostsee zu.

Ich bin diesmal aufmerksamer als gewöhnlich auf das Wetter gewesen, weil ich seit Ende März auf dem Lande lebe. Ich habe ausgeführt und beinahe beendigt, was ich seit Jahren vorgehabt habe, die Wasserkur zu brauchen. Die mancherlei Aufregungen der letzten Jahre und die erste Zeit meines hiesigen Aufenthalts, die ich in der Mitte der Stadt und sonst unter ungünstigen Verhältnissen verbrachte, waren nicht ohne Wirkung geblieben. Ich hatte kein spezielles Leiden, aber meine Nerven waren nicht mehr wie früher. Dazu stellte sich vor zwei Jahren ein Rheumatismus im Arme ein, der durch die Medizin nicht gründlich vertrieben ward, und mein gegenwärtiger Arzt will aus der Gestalt meiner Knöchel herauslesen, daß ich die Anlage zur gout (Podagra und Chiragra) geerbt habe, soviel ich ihm auch versichere, daß ich von dieser aristokratischen Krankheit nie etwas in unserer Familie gehört habe. Ich fing die Kur im vorigen Jahre an und trieb sie vorläufig neben meiner gewöhnlichen Lebensweise, so gut es gehen wollte. Mit dem Frühjahr fühlte ich die Wirkung beginnen und begab mich deshalb hierher unter die Aufsicht eines Arztes, der ordentlich Medizin studirt und praktisirt hatte, aber, weil er sich selbst die gout nicht kuriren konnte, nach Gräfenberg ging. Er kehrte geheilt zurück, 1842, und legte diese Anstalt an.

Seine Behandlungsweise hat nichts von den Gräfenberger Gewaltmaßregeln, hat unter meinen Augen ganz außerordentliche Resultate erreicht und wird auch mich in einigen Wochen als einen neuen Menschen entlassen. Außer dem Ziehen im Arm bin ich los erstens den Flanell, zweitens die Brille und drittens den Tabak. Den letzteren werde ich unter keinen Umständen wieder aufnehmen. Von geistigen Getränken brauchte ich nicht erst befreit zu werden; ich hatte sie seit zehn Jahren immer weniger und weniger genossen, und die persönliche Bekanntschaft mit den gegenwärtig in England anwesenden Führern der Bewegung für das Maine Liquor Law hat mich bestimmt, in meinen Schreibereien für die Sache zu arbeiten, vorsichtig vor der Hand, und ohne mich als teetotaller ¹⁾ zu bekennen.

Das Haus und der Park bilden eine Enclave in dem bekannten und mit Recht gerühmten Richmond-Park. Ich werde gelegentlich die reizende Umgebung beschreiben. Die Kosten, an sich bedeutend, werden mir dadurch erleichtert, daß ich in der Familie des Arztes deutschen Unterricht gebe, wozu ich zuvörderst selbst erst habe die deutsche Grammatik lernen müssen, denn sonderbarerweise habe ich von Herrn Manke (3. Klasse der Elementarschule) bis zu Otto Mauritius Müllers aus dem Lateinischen übersehtem Deutsch nie einen vollständigen Kursus der Grammatik gehabt. Meine anderen Geschäfte neben der Kur zu besorgen,

¹⁾ Das heißt ein sich der Spirituosen ganz Enthaltender.

hat ein wenig schwer gehalten, und um diese Zeit, 9 Uhr abends, wo in London oft erst die rechte Arbeit anfing, bin ich so müde, wie ich seit meiner Kindheit nicht gewesen.

Ich habe meine alte Wohnung in London beibehalten und hoffe, bald von dort anzuzeigen, daß ich wieder eingezogen bin.

Ich schreibe diesen Brief in dem Gesellschaftszimmer, einem Saal wie eine Kirche so groß; um mich her sitzt die Gesellschaft in den mannigfachsten Beschäftigungen und in Attitüden, wie man sie nur in England sieht.

Eine Dame am Klavier, die alles mögliche gespielt, ist endlich so artig, auch einiges Deutsche vorzutragen. Es macht mich wieder etwas munter, stört mir aber ganz das Konzept; ich schließe also mit den innigsten Wünschen für Euch alle.

Lothar.

*

Pelham House, Ventnor, Isle of Wight, am 21. Juli 1858.

Lieber Vater!

Da Dein Büsching¹⁾ über meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort schwerlich viel zu sagen hat, so schicke ich Dir die vorstehende Bigarette eines Punktes der nächsten Nachbarschaft und denke noch einen oder den andern folgen zu lassen, ehe ich nach London zurückkehre. Von Ventnor²⁾ selbst habe ich noch kein Bild finden können, das einen einigermaßen richtigen Eindruck gäbe. Einem Londoner Freunde habe ich aber geschrieben, Ventnor sei Folkestone in der 2., 3. oder ich weiß nicht wievielften Potenz; vielleicht Erinnerst Du Dich der Schilderungen von Folkestone, die ich vor zwei Jahren gegeben.³⁾ Mein Haus liegt nicht weiter von der Flutmarke als die Schule in Lohrenbohr; meine Fenster gehen auf das Meer, das von keiner Düne verdeckt ist, und ich höre hier an meinem Tische das Rasseln der Kolliefel, welche die Ebbe hin und her rollt. Aber statt der wilden Apfelbäume, verkrüppelten Eschen und Pfaffenhütchen (die übrigens auch in ihrer Art sehr schön und lebenswürdig sind) wachsen hier Fuchsen, Rhododendren und Myrten bis hart an das Wasser.

Entschuldige dieses Gefasel; das erste Bad, das ich heute genommen, wirkt immer wie eine halbe Flasche Champagner. Ein Dampfbad giebt nur eine sehr entfernte Vorstellung davon.

¹⁾ Ueber die von Büsching abweichende Methode der Geographie des Vaters von L. Bucher s. „Ein Achtundvierziger“ Bd. I. S. 3, Note *).

²⁾ Eine Beschreibung von Ventnor findet sich in den „Bildern aus der Fremde“ Bd. I. S. 96.

³⁾ Vgl. darüber „Ein Achtundvierziger“, Bd. II. S. 92.

Ich werde hier bis Mitte August bleiben.

Hat Arthur, den ich herzlich grüße, nicht daran gedacht, in ein anderes deutsches Land zu gehen? England wäre nach meiner tiefen Ueberzeugung nicht für ihn. Die Natur bietet hier unendliche Genüsse, aber das Leben ist ein ruhelofer Kampf und verlangt Augen hinten und vorn.

Der Mond macht sich bemerklich, adieu!

Lothar.

Ich habe vor etwa acht Tagen einen Brief von Dir erhalten.

Eine Lebensbeschreibung Bismarcks von Rudolf Lindau
aus dem Jahre 1878.

Die Erbschaftssteuer des Reichs von 1808

aus dem Jahre 1812

Eine Lebensbeschreibung Bismarcks von Rudolf Lindau aus dem Jahre 1878.

Im ersten Bande Seite 101—140 des Bismarck-Portefeuilles habe ich eine Charakteristik Bismarcks mitgeteilt, welche aus der Feder von Rudolf Lindau stammt und im August 1878, also kurz nach Beendigung des Berliner Kongresses, anonym in einer englischen Zeitschrift (Blackwords Magazine) erschienen war. In dieser Skizze hatte sich Rudolf Lindau auch die Aufgabe gestellt, dem englischen Leserpublikum die wichtigsten Daten in des deutschen Kanzlers Leben zusammenzustellen. In der eingangs erwähnten Portefeuille-Publikation habe ich von der Aufnahme dieses Teiles absehen zu können geglaubt, da das deutsche Publikum mit dem äußeren Lebensgang seines ersten, großen Kanzlers bereits vertraut ist. Da nunmehr jedoch die Aussicht besteht, das Bismarck-Portefeuille hinlänglich durch Herstellung einer Uebersetzung in eine fremde Sprache auch dem Auslande zugänglich zu machen, so gewinnt gerade der biographische Teil erhöhte Wichtigkeit. Außerdem ist Rudolf Lindau ein so formgewandter Erzähler, daß man aus seinem Munde auch Bekanntes mit Genuß wieder hört. Weiß doch ein geistvoller Biograph seinem Helden immer neue anziehende Seiten abzugewinnen.

*

Eduard Leopold Otto v. Bismarck wurde geboren zu Schönhausen am 1. April 1815. Sein Vater, der ein sehr gutmütiger, jovialer Mann gewesen zu sein scheint, rückte in eine Berliner Zeitung eine Anzeige über die Geburt seines Sohnes ein mit der Bemerkung für seine Freunde „unter Verbittung des Glückwunsches“.

Schönhausen war von dem französischen Kriegsvolk während der Invasion sehr übel behandelt worden. Fürchterliche Geschichten über die Grausamkeit des Feindes wurden unter den Landleuten erzählt, und es kann kein Zweifel bestehen, daß des jungen Bismarcks erste Eindrücke bezüglich der Franzosen alles andere als angenehmer Art waren. Das erklärt, warum er nicht sehr geneigt war, anzuhören, als im Jahre 1871 Klagen bezüglich des Verhaltens der deutschen Soldaten in Frankreich an ihn gelangten. Er hatte seine eigenen Gründe, anzunehmen, daß seine eigenen Landsleute im Vergleich mit den siegreichen Franzosen in Deutschland sich human aufgeführt hatten.

Sechs Jahre alt wurde der junge Bismarck nach Berlin in die Schule geschickt. Er zeichnete sich hier in keiner Weise aus, aber es gelang ihm, irgend-

wie und ohne viele Mühe, in guter Zeit alle Klassen des Gymnasiums zu absolviren. Mit siebzehn Jahren — noch in jungem Alter — erlangte er das Zeugnis der Reife für die Universität. Sein Lieblingslehrgegenstand auf der Schule war Geschichte gewesen.

Von Berlin ging Bismarck 1832 nach Göttingen, wo er drei Semester blieb, und wo er bei seinen Nachfolgern in der „Georgia Augusta“ als ein gewandter Reiter, Fechter und Schwimmer und vor allem als sehr fröhlicher Genosse in Andenken steht. In einem Bilde aus jener Zeit ist er als groß und schlank, mit großen, „Kanonen“ genannten Reiterstiefeln dargestellt; er hat eine lange Peise in der Hand, an seiner Seite steht eine enorm große Bulldogge. Seine Vorliebe für diese etwas gefährliche Tierart ist unverändert geblieben, und er hat immer gehabt und besitzt noch jetzt wenigstens einen Hund dieser Rasse. Sein Kollegienbesuch in Göttingen ließ alles zu wünschen übrig — thatsächlich erschien er kaum in einem.

Bismarck brachte seine akademischen Studien in Berlin zum Abschluß und begann 1835 im Alter von zwanzig Jahren seine amtliche Laufbahn als Auskulturator am Stadtgericht in dieser Stadt. Er brachte später einige Zeit in Aachen, Potsdam und Greifswald zu und diente als Soldat im preußischen Heere von 1838 bis 1839; bald nachher verließ er aber den Staatsdienst gänzlich, um gemeinsam mit seinem älteren Bruder Bernhard die Besitzungen seines Vaters, welche sich zu der Zeit in sehr schlechtem Zustande befanden, zu übernehmen.

Der alte Herr v. Bismarck starb 1845. Sein Sohn Otto, welcher zuletzt in Pommern, auf einer Besitzung Namens Kniephof gelebt hatte, nahm nun Besitz von Schönhausen. Er fügte den Namen dieses Ortes, wo seine Familie seit Jahrhunderten gelebt hatte, seinem eigenen Namen hinzu und wurde von da ab als Bismarck-Schönhausen bekannt.

Im Jahre 1847, im Alter von zweiunddreißig Jahren, begann er seine parlamentarische Laufbahn im ersten preußischen Landtag als einer der Vertreter der märkischen Ritterschaft. Diese Versammlung währte nur kurze Zeit, Bismarck fand indes Gelegenheit, seine politischen Ansichten, welche diejenigen eines festen Torys waren, bekannt werden zu lassen.

Nach der Revolution — 18. März 1848 — erschien Bismarck wieder im Landtage in Berlin. Er widersprach mit aller seiner Kraft aber ohne Erfolg dem von den Liberalen vorgeschlagenen Wahlgesetz, welches er als „das Jena des preußischen Adels“ bezeichnete; er war einer der Begründer und der leitende Geist der „Kreuzzeitung“, des Organs der konservativen oder, richtiger zu sagen, der reaktionären Partei in Preußen. Damals — wo die Revolution auf der Höhe ihrer Macht war und unwiderstehlich schien — hat Bismarck Worte gebraucht, welche historisch geworden und ihm oft vorgehalten worden sind: „Alle großen Städte müssen vom Angesicht der Erde weggewischt werden, denn sie sind die Pflanzschulen der Revolution.“

Nach der Auflösung der ersten Nationalversammlung im Herbst 1848, in welcher Bismarck keinen Sitz hatte erlangen können, wurde er im Jahre 1849 als Mitglied für West-Havelland (Brandenburg) in die zweite preußische Kammer gewählt. Sein Ruf als ein tüchtiger Widersacher der Demokratie war schon wohlbegründet, und er befestigte ihn durch seine Haltung in der Kammer. Er erklärte kühn, daß die Männer von 48 — „die Märzhelden“, wie sie genannt wurden — lediglich Aufrihrer wären, und erregte dadurch einen Sturm des Unwillens, der durch die ganze liberale Presse Deutschlands ging und Herrn v. Bismarck zum unpopulärsten Führer der konservativen Partei machte. Während der nächsten beiden Jahre nahm er eine hervorragende Rolle bei allen politischen Schlachten ein, welche in Deutschland ausgefochten wurden. „Stolz darauf, ein preußischer Edelmann zu sein“, wie er bei verschiedenen Gelegenheiten erklärte, widersezte er sich allen auf die Errichtung eines deutschen Kaiserreichs abzielenden Maßregeln, in welchem die Macht Preußens versunken sein würde. Selbst das Angebot der Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. machte Bismarck nicht schwanken. Er war wohl willens, wie er zwanzig Jahre später bewies, daß sein Souverän Kaiser von Deutschland würde, aber nur unter der Bedingung, daß seine Macht die höchste wäre. Ehe er den König von Preußen Vasall des Präsidenten des Parlaments werden lassen wollte, wollte er lieber — um seine eigenen Worte zu gebrauchen —, daß Preußen als Preußen verbleibe.

Friedrich Wilhelm IV. erkannte seine Verpflichtungen gegen Bismarck für die Verteidigung der Vorrechte der preußischen Krone an, indem er ihn im Jahre 1851 zum Minister bei dem Bundestag in Frankfurt ernannte, wo er bis 1859 verblieb. Die Briefe, welche er in jener Zeit schrieb, zeigen sehr geringen Respekt gegen seine Kollegen, welche ihn durch ihre Langsamkeit und ihre Vorliebe für leere Formen geärgert und zugleich belustigt zu haben scheinen. — Die acht Jahre, welche er in ihrer Gesellschaft zubrachte, waren ihm indes außerordentlich dienlich. Er hatte Gelegenheit, alle damals Europa bewegenden politischen Fragen in ihren kleinsten Einzelheiten zu studiren und insbesondere zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen, wie sie damals bestanden, nicht so weiter dauern konnten — wo Oesterreich bei jeder Gelegenheit eine Art von Obergewalt beanspruchte, welcher Preußen sich nicht länger unterwerfen konnte.

„Unsere Beziehungen müssen sich unabwendbar ändern,“ sagte er zum Grafen Karolyi, dem österreichischen Botschafter in Berlin, „sie müssen besser oder schlechter werden. Die Regierung Seiner Majestät des Königs von Preußen würde aufrichtig die erste Alternative vorziehen; wenn aber das österreichische Kabinet es ablehnt, uns auf halbem Wege entgegenzukommen, so wird es notwendig werden, uns auf die zweite vorzubereiten.“

Als Bismarck dies im Jahre 1862 sagte, war er Minister der aus-

wärtigen Angelegenheiten in Berlin, aber die von ihm ausgesprochene Ansicht gründete sich auf das, was er als Vertreter Preußens beim Bundestag gesehen und empfunden hatte.

Von Frankfurt ging Bismarck 1859 als preußischer Gesandter nach St. Petersburg. Dort fand er die wärmste Aufnahme. Fürst Gortschakoff, welcher in Frankfurt von 1850—1854 gewesen war, stand auf sehr freundlichem Fuße mit ihm. Sie sympathisirten in vielen Punkten. Die Russen hatten die Haltung Oesterreichs während des Krimkrieges bitter empfunden, und „Oesterreichs Undankbarkeit“ war noch sprichwörtlich in St. Petersburg. Bismarck sprach offen seine Meinung aus, daß Preußen einen großen Mißgriff beginge, wenn es Oesterreichs Verbündeter gegen Frankreich und Italien würde. Nachdem dies nicht nur bei Hofe sondern auch beim Publikum bekannt geworden, wurde er sogleich populär. Das gute Einvernehmen zwischen der preußischen und der russischen Regierung, welches Preußen 1870 so große Dienste leistete, während es gegenwärtig so vorteilhaft für Rußland ist, kann zweifellos in seinem Ursprunge auf die Familienbände, welche die Kaiser Wilhelm und Alexander vereinigten, zurückgeführt werden, ist aber besonders gestärkt worden durch jene freundliche Politik Preußens gegen Rußland, welche Bismarck unverändert empfahl.

Er verließ St. Petersburg Anfang 1862, und im Mai desselben Jahres wurde er zum Gesandten in Paris ernannt. Er blieb nur wenige Monate in Frankreich, und da es Sommerzeit war und Paris leer, so brachte er den größeren Teil seiner Zeit fern von seinem amtlichen Wohnsitz zu. Wir hören von seinem Aufenthalte in Trouville, Chambord, Biarritz, Lachon, Montpellier, Toulouse &c. Er durchreiste einen guten Teil Frankreichs, und seine beobachtenden Augen sahen einen guten Teil des französischen Volkes. Seine Beziehungen zur Regierung waren ausgezeichnet; er war beliebt bei Hofe und besonders ausgezeichnet durch den Kaiser Napoleon III.

Dann kam, was in Preußen „der Konflikt“ genannt worden ist. Wilhelm I., welcher im Januar 1861 König von Preußen geworden war, konnte sich mit den Volksvertretern nicht verständigen. Er brauchte Geld zur Reorganisation des Heeres, und sie wollten das von seinen Ministern verlangte Budget nicht bewilligen. Das Herrenhaus stand auf seiten des Königs gegen das Abgeordnetenhaus, aber der König bedurfte eines Mannes von mehr als gewöhnlicher Energie als Präsidenten des Kabinetts zur Ausföchtung der parlamentarischen Kämpfe. Weder Prinz Hohenzollern-Sigmaringen noch Prinz Hohenlohe-Ingelfingen hatten sich als hinlänglich erwiesen. Wilhelm I. sah nur einen Mann, welcher bereit und geeignet war, die Stelle des Premiers in einem Kabinet wirksam auszufüllen, welches fest entschlossen war, den königlichen Willen bis zum äußersten aufrecht zu erhalten — und dieser Mann war Bismarck. Im September 1862 übernahm er die Präsidentschaft des Kabinetts.

Der neue Ministerpräsident rechtfertigte die Wahl des Königs vollkommen. Er stürzte sich kühn ins Gefecht, und da er sah, daß es unmöglich war, die Mehrheit der Kammer für die Militärfrage zu gewinnen, und daß eine Auflösung und Neuwahlen ihn nicht näher zum Ziele brachten, so unternahm er es, das Land ohne ein vom Parlament bewilligtes gesetzmäßiges Budget zu regieren. Gleich dem König war er überzeugt, daß Preußen ein starkes Heer haben mußte — in diesem Punkte wollte er nicht nachgeben, und während der Verteidigung dieser Position war es, wo er die Worte gebrauchte, welche seitdem so oft angeführt worden: „Die großen Weltfragen,“ sagte er, „werden nicht durch Reden oder durch Beschlüsse einer parlamentarischen Mehrheit, sondern durch Blut und Eisen entschieden.“

Es ist nur richtig, hier hervorzuheben, daß Bismarcks Widerstand gegen die Kammer sich auf seine Auslegung eines speziellen Paragraphen der preussischen Verfassung gründete, und daß einige Jahre später das Parlament durch Annahme einer Indemnitätsvorlage für alles Verzeihung bewilligte, was unter seiner Verwaltung während des Konflikts für unkonstitutionell erklärt worden war.

Die inneren Schwierigkeiten, mit welchen Bismarck zu kämpfen hatte, hielten ihn nicht ab, seine volle Aufmerksamkeit den auswärtigen Angelegenheiten zu schenken. Preußen konnte nur so groß gemacht werden, wie er es wollte — so groß, wie es seiner Meinung nach sein mußte —, wenn es thätig Anteil an allen wichtigen Fragen der europäischen Politik nahm. Dabei war ein großes Risiko zu laufen, aber Bismarck schreckte vor Wagnissen nicht zurück. Er fühlte fast unbegrenztes Vertrauen zur Tüchtigkeit der preussischen Soldaten, und er war ganz bereit, ihnen eine Gelegenheit zu geben, ihre Ueberlegenheit zu beweisen. Es war unvermeidlich, daß sie früher oder später ihre Stärke gegen einen oder andern der Nachbarn Preußens zu versuchen haben würden. Daher Bismarcks Haltung gegen auswärtige Kabinette. Zur nämlichen Zeit, wo er von Störungen im Innern vollständig überwältigt schien, stand er mit der Hand am Griff des Schwerts, bereit, es zu ziehen, wenn irgend jemand auf die Notwendigkeit einer Aenderung in Preußens auswärtiger Politik anspielen sollte.

Während des polnischen Aufstandes unterzeichnete er eine Konvention mit Rußland. Dies erregte große Unzufriedenheit nicht allein in Berlin, wo die liberale Partei die Regierung mit großer Heftigkeit angriff, sondern auch in London und Paris. Es waren Gerüchte von einer bewaffneten Intervention Frankreichs, Englands und Oesterreichs zu Gunsten Polens im Gange: Bismarck nahm keine Notiz davon, und sie gingen vorüber, ohne ihm irgendwie Schaden gethan zu haben, bald nachdem der Aufstand von der russischen Regierung niedergeworfen worden war.

Die nächsten acht Jahre, von 1863 bis 1871, waren die ereignisreichsten in Bismarcks Leben. Sie werden durch die drei Kriege gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich bezeichnet. Von da ab gehören seine Handlungen

der Geschichte an; aus diesem Grunde können und brauchen wir dabei nicht verweilen. Wir können nicht unternehmen, eine zeitgenössische Geschichte Europas zu schreiben.

In diesen acht Jahren, welche Oesterreich — so lange die leitende Macht in Deutschland — hinter Preußen zurücktreten sahen, welche Zeugen des Falles der napoleonischen Dynastie, der Errichtung einer Republik in Frankreich und eines neuen Kaisertums in Deutschland waren, sind Bismarcks Wille und Macht die größten treibenden Kräfte auf dem Kontinent gewesen. Er hat erreicht, was er sein ganzes Leben hindurch erstrebt hat: Deutschland ist die größte militärische Macht in Europa geworden; das Haupt des Hauses Hohenzollern steht an der Spitze dieser Macht, und Bismarck selbst ist der machtvollste Mann in seinem eigenen Lande.

Fürst Bismarcks Triumph war vollkommen. Jeder Deutsche weiß, daß es Bismarck war, der, an der Seite des Königs stehend, denselben veranlaßt hatte, nicht zu zaudern, sondern kühn die Stärke Preußens gegen Oesterreich und Frankreich zu versuchen. Jeder Deutsche ist stolz auf den erreichten Erfolg und stolz, in gewissem Grade dabei mitgewirkt zu haben; denn es gab kaum einen Menschen, welcher — wenn er nicht selbst im Felde gewesen — nicht einige seiner nächsten Verwandten in den Kämpfen bei Königgrätz oder Sedan gehabt hätte. „Er wußte besser als wir, was wir wert waren,“ sagt man, wenn von Bismarck gesprochen wird; sie waren ihm dankbar, daß er eine so hohe Meinung von ihnen gehabt, und stolz darauf, sie verdient zu haben.

Nichtsdestoweniger konnte der Kanzler nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Ein Mann in seiner Stellung und mit seinem Charakter kann nicht leben, ohne sich Feinde zu machen. Sie entstanden auf allen Seiten: Feudale, Partikularisten, römische Katholiken, Sozialisten. Einige warfen ihm vor, die Partei hintenangesetzt zu haben, welche ihn während seines Kampfes mit der Revolution unterstützt habe; andere klagten ihn an, ganz Deutschland — womöglich die ganze Welt — „verpreußen“ zu wollen. Die römischen Katholiken sprachen von ihm als von einer Inkarnation des Antichrist; die Sozialisten erklärten ihn für einen Feind der Humanität. Er trat seinen Angreifern entgegen, wo immer er ihnen begegnete: er wendete sich von einem zum andern, niemals müde, zu kämpfen.

Und noch wütet die Schlacht. Bismarcks Gegner scheinen an Kraft zu gewinnen. Während er dem Kongreß von Berlin präsidiert hat, ist Deutschland durch die kommenden Wahlen aufgeregt worden. Es ist sehr möglich, daß das neue Parlament sich den politischen Maßnahmen widersetzt, welche der Kanzler für notwendig erachtet hat, als Schutzmittel gegen die Ausbreitung des Sozialismus zu empfehlen.

Bismarck und Hannibal Fischer.

Bismarck und Hannibal Fischer.

Wir wissen bereits aus dem fünften Bande des von Horst Kohl herausgegebenen Bismarck-Jahrbuch,¹⁾ daß der früher oldenburgische Geheime Staatsrat Dr. Hannibal Fischer mit Bismarck unter anderem auch aus Anlaß des ihm erteilten Kommissoriums zur Auflösung der deutschen Flotte in schriftlichem Verkehr stand. Wir sind in der Lage, die dort mitgeteilte Korrespondenz durch Mitteilung folgender, bisher ungedruckter Erlasse und Briefe zu ergänzen:

I.

Schreiben v. Bismarcks im Namen des Bundestagsausschusses für Militärangelegenheiten an den Bundeskommissarius, Geheimen Staatsrat Dr. Fischer in Bremerhaven, betreffend Entschliefungen auf verschiedene Anfragen des letzteren.

Frankfurt a. M., 25. Januar 1853.

Auf den Bericht vom 16. dieses Monats wird Ihnen das Nachstehende eröffnet:

- ad 1 u. 2. Die gemeldete Uebergabe der Kanonenboote und Desarmirung der Dampfer „Hansa“ und „Erzherzog Johann“ dient zur diesseitigen Kenntnis, und wird auf den Bericht hierüber weitere Verfügung ergehen.
- ad 3. Die Versicherung der Schiffe hat auf zwei Monate, d. i. bis zum 25. März cr., für die „Hansa“ mit 250 000 Thlr., für den „Erzherzog Johann“ mit 150 000 Thlr. zu erfolgen. Wollten diese Ansätze wegen scheinbarer Ersparnis noch tiefer gegriffen werden, so könnte dies nur nachteilig auf den zu erzielenden Kaufpreis respektive auf die Angebote einwirken.

¹⁾ Kohl bringt in dem Bismarck-Jahrbuch, Bd. V., S. 158—175, sechs Briefe des Staatsrats Hannibal Fischer an Bismarck d. d. 17. Juni 1847, 24. Febr. 1852, 20. März 1852, 23. Okt. 1852, 7. April 1853 u. 20. Juni 1853.

- ad 4. Der Termin zur Veräußerung der beiden Schiffe, welcher auf den 16. März cr. festgesetzt worden ist, gestattet auch eine transatlantische Konkurrenz.

Es wird daher erwartet, daß Sie die desfalls erforderlichen Anordnungen, namentlich die Bekanntmachung in amerikanischen Blättern rechtzeitig bewirkt haben, eventuell bleibt dieselbe, wenigstens für Nordamerika, noch nachzuholen.

- ad 5. ist das Oberkommando angewiesen worden, die sofortige Abgabe der Verzeichnisse des vorhandenen Arsenalmaterials an Sie anzuordnen, wobei Sie in gleichzeitiger Erledigung des Berichtes vom 26. Dezember pr. ermächtigt werden, von diesen Materialien zc., soweit sie nicht zu den beiden Schiffen gehören, bei sich darbietender günstiger Gelegenheit, die neuen Gegenstände an Waffen, Kanonen zc. jedoch nicht unter 65 % und gebrauchte Gegenstände nicht unter 50 % des ursprünglichen Kostenpreises aus freier Hand zu verkaufen oder, wo es sich empfehlen sollte, den Submissionsweg einzuschlagen und hierbei zunächst das Ballasteisen, für welches Sie laut Bericht vom 19. dieses Monats noch günstigere Preise werden erreichen können, sowie die Pulverborräte und die außerhalb Bremerhaven lagernden Kohlen zu berücksichtigen. Verkäufe, bei denen Sie Preise in den vorbezeichneten Grenzen erreichen können, sind Sie daher befugt, ohne weitere Anfrage abzuschließen und den Zuschlag zu geben und haben Sie darüber nur nachträglich anher zu berichten.

Auf die vorhandenen englischen 68 pfdge. Bombenkanonen, auf 10 St. Lütticher eiserne 32 pfdge. Kanonen mit Zubehör, auf 2400 St. 32 pfdge. exzentrische Granaten und 2400 St. 32 pfdge. Vollkugeln, auf 45 pfdge. englische Bomben, 54 pfdge. Hohlkugeln, 62 pfdge. Vollkugeln, ca. 800 Zentner 68 pfdge. Kartätschenkugeln und 32 pfdge. Kartätschenkugeln mit Zubehör, auf 3750 St. 25 pfdge. Bomben, nach preussischen Modellen gegossen, sind bereits Angebote einiger hohen deutschen Regierungen erfolgt, weshalb diese Gegenstände bis auf weiteres nicht zu veräußern sind.

Die für die beiden Dampfer als erforderlich zu erachtenden Materialien zc. sind auf das Minimum zu beschränken, und ist geeigneten Falles bei vorkommenden günstigen Angeboten das nicht unbedingt Nötige zu verkaufen.

- ad 6. Ein Wechsel in der Person des Aufsehers des Dockes erscheint nicht mehr erforderlich, da das Dock ohnehin bald übergeben werden dürfte. Eine Kostenersparung würde durch den Wechsel ebenfalls nicht erzielt werden, da zwar nicht angezeigt ist, für welchen Lohn der Aufseher

Bisfer die Beaufsichtigung des Docks übernehmen würde, jedenfalls aber, nachdem er bisher 40 Thlr. pro Monat bezogen hat, ein viel geringerer Lohn, als der Schiffsführer Gehalt bezieht (29¹/₆ Thlr. und 8 Thlr. Servis), schwer zu bedingen sein möchte und eventuell durch die Kosten der kommissionellen Uebergabe des Docks an den 2c. Bisfer vollkommen aufgewogen würde.

Bei dieser Gelegenheit werden Sie angewiesen, auch die von der Großherzoglich oldenburgischen Regierung nicht gewünschten, im Dock zu Brake lagernden Materialien schon jetzt so bald als möglich zu versteigern, damit, nachdem die Verhandlungen wegen Uebergabe des Docks zu Ende geführt sind, der letzteren nichts mehr entgegenstehe.

ad 7. Ueber das Resultat der Verhandlungen wegen Veräußerung des zu Lübeck befindlichen Kanonenbootes wird weiterer Bericht erwartet.

Im Namen des Bundestagsausschusses für Militärangelegenheiten:
v. Bismarck.

II.

Privatschreiben des Geheimen Staatsrats Dr. Fischer an den Königlich preussischen Gesandten v. Bismarck-Schönhausen, betreffend den Verlauf des Flottenauflösungsgeschäfts.

Geeftemünde, 14. Januar 1853.

Eurer Excellenz

in dem hochgeneigten Handschreiben vom 5. d. M.¹⁾ zu erkennen gegebene Ansicht, daß auf dem seitherigen Wege der Geschäftsbehandlung die hiesigen Marineangelegenheiten sich noch ein Jahr lang fortspinnen können, muß ich namentlich in Bezug auf das Rechnungswesen vollkommen teilen. Die Remedur glaube ich aber mit kurzen Worten bezeichnen zu können. Man schicke nur die Aerzte fort, dann wird die Krankheit von selbst weichen.

Eure Excellenz wünschen, daß ich ein Bild des jetzigen Geschäftsganges entwerfe; dazu mangelt mir aber jede Einsicht in das Gewebe dieser Administration. Ich sehe nur eine wahre Ameisengeschäftigkeit einer Menge Leute in den beiden Bureaus. Allein womit sich diese Leute beschäftigen, steht meinem Blicke um so ferner, als man hier mit der eifersüchtigsten Strenge die Ressortgrenzen bewacht und mir daher nicht einen Fuß breit Einschreitung in die Marine-Administrativgeschäfte gestattet.

¹⁾ Dasselbe ist leider nicht erhalten.

Zur Beurteilung der Zweckmäßigkeit dieser Isolirung erlaube ich mir einen Rückblick auf meine Anträge bei dem Beginne meiner hiesigen Thätigkeit. Ich hatte den mir gewordenen hohen Auftrag im allgemeinen dahin aufgefaßt, daß es meine Obliegenheit sein solle, das Flottenauflösungsgeschäft in allen seinen Zweigen in möglichst kurzer Zeit auf eine die materiellen Interessen der Verwaltung ausschließlich berücksichtigende Weise zum Zielpunkte meiner Thätigkeit zu machen. Wie wenig man über den Umfang und die Richtung meines Kommissoriums bei der Militärabteilung für die Marine klar war, ergab ja selbst der Umstand, daß man mich daselbst aufforderte, mein Kommissorium selbst zu formuliren. Ich konnte dasselbe nur in ganz allgemeinen Grenzen halten, in der Voraussetzung, daß bei näherer Kenntnißnahme des Geschäftsgangs an Ort und Stelle sich hinreichend Gelegenheit darbieten würde, dieses Kommissorium nach Bedürfnis zu erweitern. In diesem Hinblick bezeichnete ich in einem unter dem 29. Mai v. J. erstatteten Berichte zwei Richtpunkte meiner Thätigkeit, die Entlassung des Personals und die Vereinfachung und Abkürzung des Rechnungswesens. Durch eine hohe Verfügung vom 12. Juni war die von mir beantragte Kompetenzerweiterung für unnötig erachtet und meine Thätigkeit einzig auf das ganz spezielle Veräußerungsgeschäft beschränkt. In einem von des Herrn Grafen von Thun Excellenz mir zugekommenen vertraulichen Handschreiben konnte ich bei aller Freundlichkeit des Ausdrucks recht gut die mir gegebene Lehre zwischen den Zeilen lesen: was deines Amtes nicht ist, da lasse deinen Vorwitz! Demzufolge widmete ich meine Zeit ausschließlich dem mir zugewiesenen Verkaufsgeschäfte. Eurex Excellenz darf ich versichern, daß ich mich diesem geist- und kraftlosen Geschäfte mit einem recht drückenden Gefühle hingegeben habe. Es stieg mir immer die Schamröthe ins Gesicht, wenn ich bei der Liquidation meiner Diäten daran dachte, wie wenig eine so erbärmliche, für einen Handlungscommis weit besser als für einen Staatsmann passende Dienstleistung im Verhältnisse zu einer so splendiden Remuneration stehe. Dabei konnte mich nur eines beruhigen: die Ueberzeugung meines Gewissens, wie leicht es manchem andern in meiner Stellung sein würde, merkantilischen Vorteilen sich hinzugeben und eine solche Sinecure auf eine Reihe von Jahren sich zu sichern. Man mochte auch hierorts auf diese Reflexion manche Hoffnung gebaut haben, und ich gestehe, daß ich mich trotz der in meinem Gemüthe liegenden Arglosigkeit dem Mißtrauen nicht entziehen konnte, daß es vielleicht in Frankfurt in den geschäftsleitenden unteren Regionen Leute geben dürfte, die mein Streben, diese kostspielige Marine so rasch als möglich und jeden Preises dem Bunde vom Halse zu schaffen, gar nicht sonderlich dankenswerth finden dürften.

Bei meiner neulichen Anwesenheit in Frankfurt mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß meine in dem hohen Erlaß vom 12. Juni zurückgewiesene Ansicht: „es könne recht wohl von den Vorschriften zur Klarstellung der Geld-

und Materialverwendung abgesehen werden“, selbst bei mehreren Gesandten durchaus keinen Anklang fand. Wie ich höre, so ist es jetzt die unklare Materialrechnung der — Eekernförder! welche alle Federn in Bewegung setzt. Ein den Bund interessirendes Komptabilitätsresultat wird darin gar nicht gesucht, sondern einzig die Beordnung der Rubriken in dem vorschriftsmäßigen Rechnungsstil ist der Zielpunkt dieser unermüdblichen Thätigkeit! Frage ich: welche bewaffnete Einschreitung dieses müßige Rechnungsgeschäft erfordere, um damit die Forterhaltung eines an vierzig Mann betragenden Marinejoldaten-Detachements zu rechtfertigen, so wundert man sich über meine Gehässigkeit gegen die Militärplazmen, welche den Spaziergängern am Bremer Hafen sogar die Sonntagsfreude entziehen will, durch den Anblick eines sauber montirten, vor der Geschüzniederlage Wache stehenden Nordlandsrecken noch an die schöne Vergangenheit erinnert zu werden.

Wünschen demnach Eure Excellenz Vorschläge, wie diesem unnützen und kostspieligen Geschäftstreiben ein rasches Ziel zu setzen sei, so erlaube ich mir folgende Anträge:

1. Es muß vor allem das in der hohen Verfügung vom 7. Januar beschlossene System der Entkleidung des militärischen Charakters der Administration konsequent durchgeführt werden. Dahin zähle ich die unverzügliche Dienstentlassung des Admirals Brommy, der offenbar in Ermanglung jeder Beschäftigung und Gelegenheit zur Autoritätsübung auf jeden Schritt mir flörend entgegentritt. Die Beilagen liefern einen neuen Beweis dieser Thatsache. Brommy hatte mir zu dem in der Verfügung vom 7. Januar anzustellenden Zivilkapitän einen Günstling, den Lieutenant Reichert, empfohlen, gerade den Mann, den ich am allerungeeignetsten finden mußte. Sobald er bemerkte, daß ich einen andern, den Fährndrich Abbelohde, zu dieser Stelle ins Auge gefaßt habe, dachte er mir die Gelegenheit zu entziehen, mit diesem Manne mich zu besprechen. Dieser Intrigue zu entgehen, blieb mir nichts übrig, als eine Reise zu dem Fährndrich zu machen, der anständig eine solche zu mir hätte machen können.

Der Mann hatte die Abneigung des Admirals kaum vernommen, als ihm der Esprit de corps in die Stirne fuhr und er mir die Annahme dieser Zivilkapitänstelle rund abschlug.

Welche Verzögerung er in das Abgabegeschäft der Kanonenboote zu legen gewußt hat, habe ich bereits berichtet. Schon unter dem 17. Dezember habe ich ihn aufgefordert, eine zweckmäßige Ausscheidung der verschiedenen Teile des Marinezubehörs zum Zwecke eines Versteigerungskataloges vorbereiten zu lassen. Ich habe bis diese Stunde keine Antwort! Nichtsdestoweniger lähmt seine disziplinarische Autorität nicht selten meine Wirksamkeit, weil die meine ganze Stellung begreiflicher Weise mit ungünstigen Blicken betrachtenden Marineoffizialen mit wenigen Ausnahmen ohnehin einen sehr geringen Eifer bezeigen, mich durch Rat und That zu unterstützen.

Die Uebergabe der beiden übrigen Schiffe ist auf den 20. Januar bestimmt. Es würde ganz geeignet sein, wenn mit diesem Akt auch die Thätigkeit des Admirals ihre Beendigung fände.

2. Sämtliche restirenden Geschäfte werden sich sodann reduzieren

a) auf die Ueberwachung des noch vorhandenen Marinematerials bis zu dessen Versteigerung,

b) auf die Abschlüsse der Geldrechnungen und Auszahlungen der rückstehenden Forderungen, namentlich der Kautionskapitale, endlich

c) der Verrechnung der Versteigerungsgelder.

Alle diese Erledigungen würden einer Ziviladministrationskommission zu unterwerfen sein, welche unter Leitung des Bundeskommissars solche nach dem Bedürfnis theils kollegialisch, theils bureaumäßig zu Ende brächte. Zur Materialoberaufsicht würde ich den Seezeugmeister Weber und zu dem Kassenabschlusse den Intendanten Bernau, unter Assistenzen eines demselben konvenirenden Gehilfen, und zur Verrechnung der Versteigerungseinnahme irgend einen der habiliten unter den Zahlmeistern mir vorzuschlagen erlauben. Würde von Seiten des Bundestagsausschusses mein bereits früher beantragtes Prinzip Beifall finden, lediglich die Geldfrage: wieviel die Bundeskasse noch an Gewähr der Rechnungsführer zu erwarten habe? ins reine zu setzen, was bei einer sachgemäßen Prüfung der Journaleinträge sich in vierzehn Tagen vollständig erledigen läßt, so könnte die Entlassung des Intendanten Bernau in der kürzesten Frist erfolgen, und da die Versteigerungsfrist mit dem letzten März abläuft, so würde auch diese Administrativkommission ihr Geschäft bis Mitte April zu Ende bringen können. Mögliche Geschäftsreste würden dann auf keinen Fall der Verbeibehaltung einer Lokalbehörde bedürfen, sondern von der Militärkommission in Frankfurt unmittelbar abgethan werden können.

Alles dieses bedingt jedoch eine energische Ueberwachung der Geschäftsthätigkeit eines jeden einzelnen in seiner Branche unter möglichster Dispensation von geschäftsverzögernden Formalien. Am meisten liegt hierbei in der Hand des Seezeugmeisters, eines sehr habilen Mannes, dessen Thätigkeit freilich nichts mehr beflügeln würde, als wenn ihm die Hoffnung einer angemessenen Anstellung auf den Fall einer beifälligen Dienstleistung in Aussicht gestellt würde. Er ist ein außerordentlich vielseitiger Geschäftsmann, der mit der Fähigkeit, sich leicht in alle Verhältnisse zu finden, die sehr schätzbare Eigenschaft eines unermüdblichen Fleißes verbindet. Sollte denn bei dem Bundesfestungsbau sich nicht irgend eine schickliche Verwendung für ihn finden? Weber und Lieutenant Pougin sind bis jetzt diejenigen gewesen, die mich in meiner Wirksamkeit ehrlich und mit gewissenhaftem Rat unterstützt haben.

Es versteht sich von selbst, daß in Bezug auf meine Person Ehre und Pflichtgefühl mir gebieten müssen, jeder Aufforderung zur vermehrten Thätigkeit mit der größten Bereitwilligkeit zu entsprechen, dafern das Vertrauen einer

hohen Behörde mich zur Leitung dieser Abwickelungskommission zu beauftragen sich veranlaßt sehen sollte. Ist mir doch in der Abkürzung dieses kostspieligen Verwaltungsgeschäftes das einzige Mittel gegeben, mich beruhigen zu können, mein erhaltenes Geld nicht mit Sünden verdient zu haben. Es ist meine Sache nicht, die Odiosa meiner Stellung herauszuheben und in Ermangelung von Großthaten mich mit Großleiden zu brüsten. Hätte ich vergessen können, daß die stolze Herrscherin der Zeit, die öffentliche Meinung, ein solches Geschäft nicht mit Ehrenbechern zu honoriren pflegt, so hätten mich Kladderadatsch und Konforten mit ihren Geistespenden täglich daran erinnert. Konsequent meinen Subordinationsbegriffen habe ich mich nach dem Verlangen des Herrn Grafen Thun in die mir vorgeschriebene demütige Passivität pflichtmäßig gefügt. Wollen Eure Excellenz günstigere Erfolge meiner Thätigkeit erzielen, so versetzen Sie mich nur in die Lage, mit der Kraft auftreten zu können, welche ein energischer Geschäftsbetrieb erfordert. In der Verkaufssache der beiden übrigen Schiffe fürchte ich fortwährend, keine großen Vorbeeren pflücken zu können und am wenigsten in Ansehung des „Erzherzog Johann“ einen günstigen Erfolg prognostizieren zu können. Wegen dieses Schiffes ist doch nicht ein einziges Angebot, ja nicht einmal eine Nachfrage geschehen. Einige hiesige Speculanten, Schiffsbauer, hatten die Idee, das Schiff nach England zu bringen, dort die Maschinen zu verkaufen und den Körper in ein Segelschiff umzuwandeln. Man soll ihnen aber kaum etwas mehr als den Eisenpreis geboten haben. Ich habe mich jetzt nach England gewendet, um durch die Vermittelung des Herrn de Bud nur wenigstens eine Konkurrenz hervorzurufen und nicht die Bremer Kaufliebhaber in die günstige Situation zu versetzen, so ganz allein auf dem Markte zu stehen. Mein einziger Haltpunkt ist die möglichste Verbreitung der Meinung, daß der Bundestag am Ende doch, wenn zu geringe Gebote erfolgten, sich entschließen würde, die Schiffe an Oesterreich abzugeben, und daß ich den Leuten zu verstehen gebe, einzig der Umstand, daß dem Bundestage Geld lieber als Papier sei, könne ihnen zu statten kommen, dafern sie nur einigermaßen Preise offerirten, welche nicht geradezu wie die vorliegenden den Bundestag dem allgemeinen Spott aussetzen müßten.

Die von Eurer Excellenz berührte Rückzahlung der Zahlmeisterkautionen scheint mir das geringste Bedenken darzubieten, denn man hat diesen Leuten selten mehr bares Geld verabsolgt, als das monatliche Bedürfnis erforderte. Doch kenne ich für den Moment die Sache zu wenig, weil mir jede Gelegenheit entzogen war, in das Innere der Verwaltung einen Blick zu werfen.

Am wenigsten möchte ich es räthlich finden, von Frankfurt aus die ohnehin allhier abundirenden Schreibereikräfte noch zu vermehren. Auch hiebei muß ich meine oben ausgedrückte Besorgnis wiederholen, daß ich von den Frankfurter Offizialen einen großen Accelerationstrieb kaum erwarte.

Der mir gemachten Aufgabe, die beiden großen Schiffe um den Tarwert

zu affekuriren, werde ich pflichtmäßig entsprechen, obgleich offenbar durch den überschätzten Wert einige hundert Thaler zum Fenster hinausgeworfen werden, wenn nicht mein bundeskommissariatistisches Gebet:

„O heiliger Florian,

Verschone mein Haus und zünde die Flotte an!“

Erhörung finden sollte. Die Zeichnung der Affekuranz kann nicht vollständig in Bremen wegen der Größe der Summe bewirkt werden. Ich werde mich daher auch nach Hamburg wenden müssen. Ueber alle diese Gegenstände wird zu seiner Zeit offizieller Bericht erstattet werden.

Mit den Gefinnungen unveränderlicher Verehrung verharrend

Eurer Excellenz
gehörigster
Fischer.

III.

Schreiben des im Präsidium substituirkten Königlich preussischen Bundestagsgesandten v. Bismarck an den Kommissarius, Geheimen Staatsrat Dr. Fischer in Bremerhaven, betreffend Entscheidungen auf die vorgeschriebene achttägige Berichterstattung des letzteren.

Frankfurt a. M., 31. August 1852.

Auf Ihren periodischen Bericht vom 16. d. Mts., welcher, statt der in den Verfügungen vom 12. Juni und 16. Juli cr. vorgeschriebenen achttägigen Berichterstattung, den Zeitraum vom 1. bis 15. August umfaßt, wird Ihnen hiermit eröffnet, daß

1. das Oberkommando der Marine heute aufgefordert ist, über den Zustand des Materials, welches zum Schleusenbau des Trockendocks beschafft wurde, und von welchem sich nach Ihrem Berichte eine Quantität Bauholz, anscheinend durch zweckwidrige Haufensichtung, gänzlich verstockt und unbrauchbar erwiesen hat, zu berichten.

2. In Bezug auf den Wert dieses Materials ist die Intendantur angewiesen, Ihnen die Einsicht in die bei derselben befindlichen, von der Großherzoglich oldenburgischen Regierung selbst aufgestellten Liquidationen und Beläge zu gestatten, woraus die Beschaffungskosten dieses Materials und somit dessen ursprünglicher Wert genau ersichtlich sind.

Es wird daher einer Abschätzung durch Sachverständige um so weniger bedürfen, als dieselbe mehr Zeit und Kosten erfordert und dessenungeachtet nur annähernd den wirklichen Wert ermitteln kann.

3. Auf eine Versendung der „Hansa“ nach Amerika kann nicht eingegangen werden, weshalb die Mitteilungen über die Möglichkeit des Verkaufs dieses Schiffes in einem amerikanischen Hafen zu keinem Resultate führen.

4. Die vorhandenen Arsenalgegenstände, deren Verkauf erst wird erfolgen können, wenn die Schiffe selbst veräußert sind, werden, soweit sie nicht vom „Christian VIII.“ zc. herrühren, keinen Zweifel über ihren Wert zulassen, da die diesfalligen Beläge sich bei der Marine-Intendantur befinden und zu Ihrer Einsicht bereit sind. Diejenigen Gegenstände, deren Ankauf von den Marinebehörden nicht erfolgt ist, werden dagegen durch eine vom Oberkommando im Einvernehmen mit den anderen Marine-Localbehörden zu bildende gemischte Kommission nach Analogie der für selbstbeschaffte ähnliche Gegenstände bezahlten Preise abzuschätzen sein.

5. Da nunmehr der ursprünglich bestimmte Termin von 6 Wochen zur Veräußerung der Schiffe abgelaufen ist, ohne daß weitere Angebote erfolgt wären, so empfiehlt es sich, vor weiterer Entscheidung die Antwort der Kaiserlich brasilianischen Regierung, welche bis Mitte September cr. in England sein kann, abzuwarten, und ist deshalb und in Berücksichtigung der von dem Schiffsmakler Schon ausgesprochenen Ansicht ein Termin zur Veräußerung der Schiffe bis auf weiteres nicht anzusetzen.

In Bezug auf die Kanonenboote werden Sie jedoch, falls die in Ihrem Berichte vom 20. Juli cr. gemeldeten Verhandlungen mit mehreren Regierungen kein befriedigendes Resultat ergeben haben, schon jetzt ermächtigt, den Versuch einer öffentlichen Versteigerung zu machen.

6. Ihre Motive für die in den Schiffsbeschreibungen enthaltenen Schätzungspreise werden in einer besonderen Verfügung behandelt werden.

Der im Präsidium substituirte Königlich preussische
Bundestagsgesandte
v. Bismarck.

IV.

Schreiben des im Präsidium substituirten Königlich preussischen Bundestagsgesandten v. Bismarck an den Bundeskommissarius, Geheimen Staatsrat Dr. Fischer zu Bremerhaven, betreffend die geringere Taxirung des Wertes der deutschen Schiffe. ¹⁾

Frankfurt a. M., den 31. August 1852.

Auf die Ihnen durch Verfügung vom 6. d. Mts. aufgegebenen, von Ihnen in den periodischen Geschäftsbericht vom 16. d. Mts. aufgenommene Angabe der Motive, welche Sie veranlaßt haben, die Schiffe der deutschen Flotte mit einem geringeren Tagwert bekannt zu machen, wird Ihnen eröffnet, daß diese Motive nicht überall als zutreffend haben erkannt werden können.

¹⁾ In Kohns Bismarck-Regesten nachzutragen.

Nachdem Ihnen bei Aushändigung Ihres Kommissoriums ein Exemplar der von der diesseitigen technischen Abteilung angefertigten, dem Bundesprotokolle beigefügten und somit allen deutschen Regierungen mitgetheilten approximativen Schiffstaxe übergeben worden ist, hätte Ihnen ein Zweifel über die Gültigkeit dieser Schiffstaxe selbst dann nicht aufsteigen sollen, als Ihnen vom Oberkommando der Marine andere Taxwerte der Schiffe angegeben wurden, und falls sich Ihnen bei der Verschiedenheit der Taxe Bedenken aufdrängten, ob die Taxe der unteren Behörde etwa die richtigere sei, gegenüber der Ihnen von der höchsten Behörde offiziell mitgetheilten, so hätte Ihnen der zwischen dem Empfang Ihres Kommissoriums und der öffentlichen Bekanntmachung liegende Zeitraum von 10 Wochen hinlänglich Zeit zum Vortrage dieser Bedenken und zur Entgegennahme einer Aufklärung gestattet; auch hätte die Erwägung allein, daß die Ihnen diesseits zugestellte Taxation den Regierungen der deutschen Bundesstaaten mittelst des eingangs erwähnten Protokolls bekannt sein müsse, Sie abhalten sollen, Veränderung geschweige denn eine Verminderung daran vorzunehmen; denn Sie werden sich den Eindruck nicht verhehlen können, den der Vergleich dieser beiden Wertangaben, zwischen welchen nur die Frist weniger Monate liegt, machen muß. — Wenn Ihnen die in der Erfahrung begründete und bei der diesseitigen Taxation angenommene Abnützungsrate von $\frac{1}{15}$ pro anno zu hoch erschienen hat, da nach Ihrer Ansicht alsdann nach 15 Jahren das Fahrzeug keinen Wert mehr haben würde (was ohne Zweifel der Fall wäre, wenn auf dessen Unterhaltung nichts verwendet würde), so hätte erwartet werden müssen, daß nach dieser Theorie die Abnützungsrate kleiner und somit der Wert der Schiffe nach Ihrer Schätzung größer ausfallen werde; es muß daher um so mehr befremden, daß Sie im Gegentheil die Schiffe zusammen um 302980 Rheinisch Ort. oder 530215 Gulden Rheinisch geringer geschätzt haben, wozu Sie sich, auf Ihre eigene Verantwortung, nach dem Ihnen erteilten Kommissorium um so weniger hätten befugt halten sollen, als Sie nicht einmal ermächtigt waren, bei einem den diesseitigen Taxwert erreichenden Angebot ohne vorherige Genehmigung den Zuschlag zu erteilen.

Das Oberkommando der Marine ist übrigens heute aufgefordert, sich über die Ihnen mitgetheilten Taxpreise zu rechtfertigen.

Der im Präsidium substituirte Königlich preußische
Bundestagsgesandte
v. Bismarck.

Bismarck im Antiquariat.

Handwritten text, possibly a signature or name, centered on the page.

Bismarck im Antiquariat.

An erster Stelle lasse ich zwei Briefe folgen, die in Berlin schon vor vielen Jahren zur Auktion gelangten, und welche lauten:

An den Better Gustav.¹⁾

Berlin, 21. Januar 1852.

(Bismarck hätte seine Tante und verehrten Bettern gern wiedergesehen:) Aber ich habe nicht über eine freie Stunde hinter einander disponiren können, seit ich hier bin. Morgen abend muß ich aufbrechen und den Tag Deiner Hochzeit zu einer sehr unbehaglichen Bundesitzung in Frankfurt verwenden. Ich kann Dir daher nur schriftlich meinen herzlichsten Glückwunsch und meinen Dank für die Herstellung einer neuen, ausgezeichnet liebenswürdigen Cousine aussprechen u. u. Gottes Segen wolle mit Deiner Ehe sein.

Dein treuer Better

v. Bismarck.

*

An den Freiherrn v. Rothschild.²⁾

Carlsbad, 9. Juli 1863.

Mit verbindlichstem Dank beehre ich mich Ew. Hochwohlgeboren die Anlagen zurückzustellen, von denen Seine Majestät der König mit Interesse Kenntnis genommen hat.

Mit ausgezeichnete Hochachtung bin ich
Eurer Hochwohlgeboren

ergebenster

v. Bismarck.

*

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten erwähnt, dagegen sind die übrigen dort nachzutragen. Die drei zuletzt aufgeführten sind erst nach dem Erscheinen der genannten Regesten bekannt geworden.

²⁾ Mit Kuvert, auf welchem die eigenhändig geschriebenen Worte: „Er. Hochwohlgeboren dem Herrn Freiherrn v. Rothschild mit verbindlichstem Danke v. Bismarck.“ Mit Siegel.

An den Gutsbesitzer Theodor v. Bismarck-Bohlen auf
Karlsburg in Pommern.

Berlin, 23. Mai 1864.

Lieber Theodor!

Der König geht mit dem Gedanken um, dem Feldmarschall Wrangel bei seinem bevorstehenden Ausscheiden aus dem Dienste eine Dotation zu gewähren und zu diesem Behufe, in Ausführung eines schon vom hochseligen König angeregten Gedankens, Wrangelsburg anzukaufen, falls diese seinerzeit zur Versteigerung gelangte Besizung zu annehmbaren Bedingungen zu haben ist.

Seine Majestät hat mich heute schriftlich beauftragt, zunächst bei Dir, als nahem Nachbarn und Sachkundigen, Erkundigungen darüber einzuziehen, ob Wrangelsburg gegenwärtig käuflich ist, für welchen Preis, und wie sich letzterer zum landesüblichen Werte der Besizung verhält.

Du hast also wohl die Freundlichkeit, mir in dieser Beziehung mitzuteilen, was Dir zugänglich ist. Da durch das Verlautbaren der eigentlichen Absicht das Geschäft, wenn es überhaupt zu machen ist, erheblich verteuert werden würde, so empfiehlt es sich vielleicht, wenn Du anscheinend im eigenen oder im Interesse eines andern möglichen Käufers die nötigen Ermittlungen anstellst.

Verzeih, daß ich Dich im Allerhöchsten Dienst mit diesen Dingen behellige, es läßt sich nicht anders machen.

Uns geht es mit Gottes Hilfe wohl; nur fühle ich mich von der ununterbrochenen Anstrengung allgemein körperlich matt und sehne mich nach einer ausruhenden Pause, ohne daß ich die Möglichkeit voraussehe, den dazu nötigen Stillstand in die Tretmühle zu bringen.

Meine Frau grüßt herzlich.

Dein treuer Vetter

v. Bismarck.¹⁾

*

An die Prinzess Karl von Preußen.

Spätherbst 1864, Sonnabend.

Durchlauchtigste Prinzessin!

Ich bin nach dem Zustand meiner Gesundheit leider nicht in der Möglichkeit, mein Zimmer zu verlassen und mich auch nur so weit anzuziehen, daß ich es könnte. Jeder Versuch dazu, den dienstliches Gefühl mich hat unternehmen lassen, ist von großem Nachteil für mein Befinden gewesen, und kann ich einen solchen nicht wiederholen, bevor eine Besserung nicht eingetreten ist. Ich bin daher zu meinem Schmerze außer stande, den gnädigen Befehlen Eurer

¹⁾ Der Ankauf von Wrangelsburg für den Feldmarschall scheiterte an den zu hohen Forderungen des Eigentümers des Wrangelschen Stammgutes.

Königlichen Hoheit für morgen Folge zu leisten, indem ich nicht einmal den täglichen Anforderungen des Allerhöchsten Dienstes zu entsprechen vermag.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigster Diener

v. Bismarck.

*

An Herrn Gustav v. Puttkamer.¹⁾

Berlin, 11. November 1871.

Lieber Gustav,

ich habe die Papiere, welche auf Lehngüter Bezug haben, Receß-, Pachtverträge u. s. w., nach Möglichkeit hervorgesucht, aber in der Eile nicht die Zeit gehabt, sie zu verpacken und Dir zuzuschicken. Ich habe sie auf das Sofa in der Vorderstube des alten Herrn gelegt und Willrot beauftragt, sie zu Deiner Verfügung zu stellen. Brauchst Du weiteres, so laß nachsuchen; ich bin ermüdet von der Papiermasse, die alle Spinden füllt. Sobald Du von rechtskundiger Hand einen Entwurf über die Auseinandersetzung hast machen lassen, wird Drews hier bereit sein, mit Deinem Beauftragten in Verbindung zu treten, eventuell ich mit Bernhard, der leider noch immer über seine Leber klagt.

Ich habe leider jetzt wenig Zeit, mich in meinen Privatangelegenheiten selbst zu beschäftigen. Die amtliche Qual ist groß und mir um so schwerer, als ich wegen Johanna's Gesundheit in Sorgen bin.²⁾ Ich hoffte, sie doch etwas kräftiger wiederzufinden; sie war aber matter wie bei meiner Abreise. Sie mag nicht essen und kann nicht schlafen.

Ich schreibe hauptsächlich, um zu fragen, ob Du willst, daß ich wegen der auf den Lehngütern für mich stehenden Kapitalien, die ich wegen meiner Salitzer Schulden und anderer Lauenburger Verbindlichkeiten cediren muß, die Unkündbarkeit auf einige Jahre, etwa bis 1880, stipuliren soll. Es war mir das, nachdem ich es in Rücksicht auf den alten Herrn verlangt hatte, zugesagt, und ich kann es noch fordern, sobald es Dir conuenirt.

Empfiehle mich der verehrten Cousine.

Dein treuer Better

v. Bismarck.

*

¹⁾ In Band I des Bismarck-Portefeuilles heißt es irrtümlich: Gustav zu Putlitz.

²⁾ „Johanna“ ist bekanntlich die Gemahlin des Fürsten, der „alte Herr“ war sein Schwiegervater, Herr v. Puttkamer; der Brief ist nach dem Tode des alten Herrn geschrieben und sollte die Erbteilung zwischen Bismarck und den Mitgliedern der Familie v. Puttkamer einleiten. Daß der Staatsmann dabei alle Rücksichten üben wollte, ist unverkennbar. Die „auf den Lehngütern stehenden Kapitalien“ waren seine Mitgift, die er nun erst flüssig machte, um seine Lauenburger Güter möglichst schuldenfrei zu gestalten.

Schließlich sei eine Frage beantwortet, die sich manchem Leser aufgedrängt haben wird: Wie kommen derlei Briefe in den Autographenhandel? „Bezüglich dieser Briefe,“ so schreibt das „Neue Wiener Tageblatt“ vom 30. September 1894, „wissen wir zufällig die Antwort. Den Brief an die Prinzessin Karl nahm eine Hofdame an sich und schenkte ihn einem Autographensammler, der ihn nach Jahren bei einem Antiquar loszuschlug. Der Brief an Gustav v. Puttkamer wurde von diesem an seinen Rechtsfreund gegeben und kam zu den Akten. Vermutlich durch einen Schreiber dieses Anwalts wurde der Brief an einen Wiener Antiquar verkauft, von diesem an einen Berliner Sammler, der ihn gegen andere Autographen vertauschte. Der Brief an Graf Bismarck-Vohlen kam nach dessen Tode mit seiner Bibliothek an ein Berliner Antiquariat, dann an einen Sammler, von diesem sehr bald an einen andern Sammler und schließlich zur Auktion. Hoffentlich sind die Leser dieser Mitteilungen die letzten, die diesen raschen Kreislauf und damit die Möglichkeit dieser Veröffentlichung schelten.“

Personen-Register.

- Abeken, Wirkl. Geh. Legationsrat** 21, 24.
Adolf Friedrich, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz 33, 34, 35.
Aegidi, Professor 97.
Albert, Kronprinz von Sachsen 48.
Alexander II., Kaiser von Rußland 48, 164.
Alexander III., Kaiser von Rußland 118, 119, 131.
Alexander, Prinz von Battenberg 115.
Andrae, A. (Roman), Abgeordneter u. Rittergutsbesitzer 67—70.
Andrassy, Graf, österr. Minister des Ausw. 38, 102.
Arnim, Graf Harry, Botschafter in Paris 57.
Arnim-Wilhelmsthal, v., Oberst 85.
Auerswald, v., Oberst 95, 96, 97.
Augusta, Prinzessin von Preußen 69.
 —, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen 34.
Bacquehem, Marquis v., österr. Handelsminister 134.
Balfour, engl. Staatssekretär von Irland 133.
Bamberger, Ludwig, Abg. u. 21, 22, 24, 25, 38, 130.
Bancroft, amerik. Gesandter in Berlin 30.
Bates, amerik. Bevollm. zur Samoakonferenz 126, 127.
Bazaine, franz. Marschall 93.
Benedetti, Graf, franz. Botschafter in Berlin 25.
Berghem, Graf, Unterstaatssekretär 138.
Beresford, Lord Charles 133.
Bernau, Marine-Intendant 174.
Bertram, Professor 91.
Beust, Graf, österr. Reichskanzler 38.
Bismarck-Vohlen, Graf Karl, Prem.-Lieut. u. Adjutant 24, 27, 28, 32, 35, 42, 98.
Bismarck-Vohlen, Theodor v., Gutsbesitzer 182, 184.
Bismarck-Schönhauseu, Frau Fürstin v. 67, 89, 92, 99, 100, 183.
Bismarck-Schönhauseu, Graf Herbert, zuletzt Staatsminister und Staatssekretär des Ausw. Amts 60, 61, 62, 89—140.
Bismarck-Schönhauseu, Graf Wilhelm, jetzt Oberpräsident 90, 91, 92, 95, 96, 98.
Bismarck-Schönhauseu, Gräfin Marie 100.
Bissing v., Oberstleutnant 138.
Blankenburg-Zimmerhauseu, v., Abg. und Rittergutsbesitzer 67, 70.
Blum, Robert, Politiker 24.
Boediker, Kaiserl. Geh. Regierungsrat 14.
Boetticher, Dr. v., Staatsminister und Staatssekretär des Innern 62, 63, 103, 137.
Bonin, v., Wirkl. Geh. Rat u. Abg. 14.
Bonnell, Gymnasialdirektor 90, 91.
Brandenstein, Febr. v., Regierungsrat 138.
Brandt, v., Major 38.
Braun-Wiesbaden, Karl, Abg. 102, 103.
Braune, Pastor 91.
Brommy, Admiral 173.
Brühl, Graf 117.
Brühl, Graf, Sek.-Lieut. 96.
Buch, Leopold v., Geologe 80.
Bucher, Lothar, Wirkl. Legationsrat 19, 85, 91, 92, 143—158.
Buddenweg, Abg. 80.
Bülow, B. v., Staatsminister und Staatssekretär des Auswärtigen Amts 56, 57, 113.
Bülow, O. v., Gesandter in Bern 64.
Bülow-Gudow, v., Erblandmarschall 106.
Busch, Dr., Wirkl. Geh. Legationsrat 23, 32.
 —, Unterstaatssekretär 103, 107, 109.
Busch, Moriz, Schriftsteller 19, 43.
Canrobert, franz. Marschall 23.
Caprivi, v., Chef der Kaiserl. Admiralität 136.
Chryander, Dr., Privatsekretär des Fürsten Bismarck 68.
Conrad, Dr., Schriftsteller 61.
Conway, amerik. Kriegsberichterstatler 26.
Crispi, ital. Ministerpräsident 115, 118, 133.

Dachröden, v., Sek.-Lieut. u. Regimentsadjutant 93.
Deines, v., Major u. Militärattaché 135.
Derby, Graf, engl. Staatssekretär der Kolonien 104.
Derenthall, v., Generalkonsul in Kairo 60.
Dernburg, Friedrich, Redakteur 38.
Dernburg, Heinrich, Universitätsprofessor 78.
Diés, Oberstabsarzt 98, 99.
Dönhoff, Graf 33.
Dohrn, Dr., Chef der zool. Station in Neapel 131.

Gärt, Sek.-Lieut. der Reg. 97.
Ernst August, König von Hannover 74.
Eulenburg, Graf, Gerichtsassessor 58.

Fabri, Dr. 129.
Faily, de, franz. General 23.
Fischer, Dr. Hannibal, oldenb. Geh. Staatsrat 169—178.
Flourens, franz. Minister des Aeußern 63.
Formes, Archibald, Schriftsteller 34.
Forsyth, amerik. General 32.
Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich 105, 118, 134.
Franz, Karl Emil, Schriftsteller 77.
Frerichs, Prof. Dr., Wirkl. Geh. Ober-Medizinalrat 14.
Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen 118, 135.
Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 54.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 93.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 68, 69, 163.
Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen 68.
— —, Kronprinz des Deutschen Reichs u. von Preußen 38, 99, 100, 114; s. auch Friedrich III.
Fuchs, Bürgermeister 15, 16, 60, 61.
Fürbringer, Oberbürgermeister 62.

Georg V., König von Hannover 53, 74.
Gerlach, v., Präsident u. Abg. 68, 90.
Giers, v., russ. Minister des Ausw. 104, 105.
Gortschakoff, Fürst, russ. Reichskanzler 164.
Gößner, Prediger 89, 90.
Granville, Lord, engl. Minister des Ausw. 103, 107, 108.
Grefow, Mitgl. der bulg. Sobranje 114.
Gröben, v. d., Major 96.
Grosse, Bürgermeister 57.
Günther, Landrat 85.

Halstead, amerik. Kriegsberichterstatler 26.
Hammacher, Dr., Abg. 102.
Hartington, Lord, engl. Staatsmann 133.
Hartmann, Julius v., General 20.
Hatzfeldt-Wildenburg, Graf, Wirkl. Legationsrat 43.

Hatzfeldt-Wildenburg, Staatssekretär des Ausw. Amts z. 109, 111, 113.
Hausmann, Universitätsprofessor 80.
Haymerle, Baron, österr. Minister des Ausw. 102.
Heeren, Universitätsprofessor 78.
Hellendorff, v., Abg. 130.
Hentzel v. Donnerstern, Graf Guido, deutscher Präfekt in Mex 28.
Hertenstein, Schweiz. Bundespräsident 63, 64.
Hofmann, Karl, Hochstapler 56, 57.
Hohenlohe = Ingelfingen, Prinz Adolf zu, Ministerpräsident 164.
Hohenlohe = Schillingsfürst, Fürst, Botschafter in Paris 113.
Hohenzollern = Sigmaringen, Fürst, Ministerpräsident 164.
Holstein, v., Geh. Legationsrat 126.
Horn, v., bayer. Oberst 39, 41.
Horwitz, Abg. 117.
Humbert, König von Italien 132.

Jahn, Schiffsmakler 177.
Jddesleigh, Graf, engl. Staatsmann 115.
Jhering, Professor Dr. v. 73 ff.

Kahle, Pedell 81.
Kalmoch, Graf, österr. Minister des Ausw. 105, 118, 135.
Kaltshem, Mitgl. der bulgar. Sobranje 114.
Kamig, Graf, Oberst 99.
Karl, Geh. Finanzrat 80.
Karl, Prinz von Preußen 33.
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar 33.
Karolyi, Graf, österr. Botschafter in Berlin 163.
Kasson, amerik. Bevollm. zur Samoakonferenz 126.
Kaulbars, Baron v., russ. General 114.
Kayser, Dr., Geh. Legationsrat 118.
Keil, Oberprimaner 12, 13.
Keudell, v., Wirkl. Geh. Legationsrat 21, 22, 38, 47, 53.
Kiderlen-Wächter, v., Geh. Legationsrat 131.
Kleist-Regow, Hans v., Landrat 90.
— —, Oberpräsident 70.
Köller, v., Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses 119.
König, Geh. Legationsrat 12.
Krauel, Dr., Geh. Legationsrat 126.
Künzel, Landwirt 116.

Lang, Heinrich, Schlachtenmaler 39, 40, 41.
Lasker, Abg. 24.
Lehndorff, Graf, Major und Flügeladjutant 27, 28.
Lehndorff, Graf, Gardebrigade 93, 98.
Leo XIII., Papst 117, 131, 132.
Lindau, Dr. Rudolf, Wirkl. Legationsrat 162.

Lofon, Kaufmann 62.
Lucanus, Dr. v., Wirkl. Geh. Rat, Chef des
Zivilkabinetts 138.
Ludwig XIV., König von Frankreich 100.
Lueder, Dr., Universitätsprofessor 15.
Luitpold, Prinz von Bayern 41.
Luz, bayer. General 41.

Mac Mahon, franz. Marschall 23, 42, 48.
Madai, v., Polizeipräsident von Berlin 56, 57.
Malet, engl. Botschafter in Berlin 115, 126.
Malietoa, König von Samoa 107, 125.
Manteuffel, Frhr. Edwin v., General der
Kavallerie 21.
Marie, Prinzessin Karl von Preußen 182,
184.
Maffow, v., Abg. u. Rittergutsbesitzer 85,
86.
Matthes, Dr., Leibarzt 22, 29, 33.
Meding, Oskar, Schriftsteller 46.
Mende, engl. Unterstaatssekretär 107.
Moltke, Frhr. v., General der Infant., Chef
des Generalstabes der Armee 21, 23, 24,
27, 29, 33, 34, 37, 38.
Monts, Graf, Legationsrat 135.
Münster, Graf, Botschafter in London 58,
103, 104.
— Botschafter in Paris 63.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen 42.
Napoleon III., Kaiser der Franzosen 26, 49,
50, 164.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 48.
Nikolaus, Großfürst-Thronfolger von Ruß-
land 105.

Nbolenski, Fürst, russ. Diplomat 119.
Nechelhäuser, Abg. 137.
Nerzen, v., mecklenb.-schwer. Staatsminister
54.

Petersen, Dr., Bürgermeister 58.
Phelps, amerik. Bev. zur Samoakonferenz 126.
—, amerik. Gesandter in Berlin 128.
Platen, v., ehem. hannov. Gesandter 55, 56.
Plessen, v., Generalkonsul in Budapest 135.
Pobbielski, v., Generalleutnant 21.
Pougin, Schiffslieutenant 174.
Putbus, Fürst zu 49.
Puttkamer, Gustav v., Rittergutsbesitzer 181,
183, 184.

Ranke, Dr. v., Historiograph 79.
Ranzau, Graf zu, Wirkl. Legationsrat 61.
Ratibor, Herzog von, Präsi. des preuß. Herren-
hauses 119, 136.
Redern, Graf, Prem.-Lieut. u. Adjutant 27,
28.
Reichert, Schiffslieutenant 173.
Reuß, Prinz, Botschafter in Wien 135.

Richter, Eugen, Abg. 120, 131.
Ritter, einj.-freiw. Gardebrägoner 96.
Roos, v., General der Inf. u. Kriegsminister
21, 23, 24, 33, 100.
Rosenberg, Lord, engl. Staatsmann 104, 109,
113, 133.
Rothschild, Frhr. v. 181.
Rottenburg, Dr. v., Geh. Ober-Regierungs-
rat 62.
— Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat 64,
103.
Russell, William, engl. Kriegskorrespondent
22, 43.

Salisbury, Marquis v., engl. Premierminister
133.
Savigny, v., Universitätsprofessor 78.
Savigny, v., Wirkl. Geh. Rat 54, 55.
Scheffler, Oberst 44.
Schneider, Louis, Geh. Hofrat 20, 42, 46,
47.
Schöler, v., Generalleutnant 44.
Scholz, Staatssekretär des Reichsschatzamts
103.
Schulenburg, Graf v. d., Prem.-Lieut. u.
Brigade-Adjutant 94, 95.
Schulz, Franz, Bonbonfabrikant 12.
Schuwalow, Graf Paul, russ. Botschafter in
Berlin 136.
Sheridan, amerik. General 20, 30, 31, 33,
34, 35, 41, 42, 47.
Simson, Dr., Abg. 12.
Sophie, Großherzogin von Sachsen-Weimar
118.
Souchon, Konsistorialrat 90, 91.
Stahl, Abg. 67, 68.
Stapelsfeld, Gastwirt 109.
Steinmeg, v., General der Inf. 48.
Stieber, Geh. Regierungsrat 19, 25, 27, 28,
31, 38, 42.
Stiefel, cand. med. 16.
Stoilow, Mitgl. der bulgar. Sobranje 114.
Stolberg-Rohla, Graf zu, Sek.-Lieut. 95.
Struckmann, Dr., Oberlandesgerichtsrat 129.
Szerdahelyi, v., Sek.-Lieut. 97.
Szöghény, v., österr.-ung. Sektionschef 135.

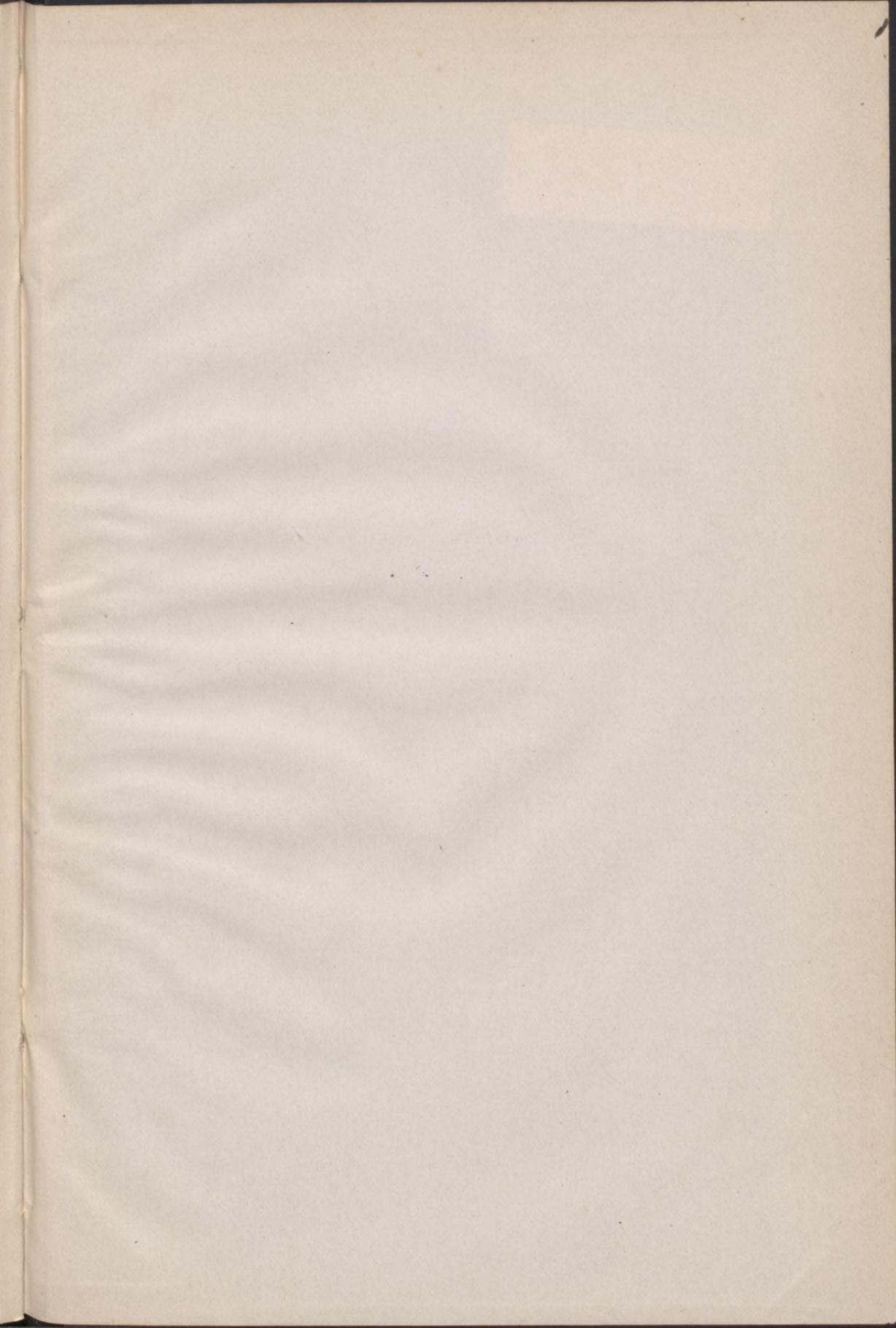
Taglioni, Hofrat 28.
Tallkampff, Professor, Mitgl. des Herrenhauses
53.
Thile, v., Unterstaatssekretär 56.
Thun, Graf, österr. Bundestagsgesandter 172,
175.
Tisza, v., ungar. Ministerpräsident 134.
Trifupis, griech. Ministerpräsident 133.
Trotha, v., Rittmeister 98.

Ubbelohde, Schiffsführer 173.
Ulrich, Louis, franz. Schriftsteller 43.
Ulrici, Dr., Universitätsprofessor 13.

Verdy du Bernois, v., Oberst 47.
Victoria, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen 118.
Victoria, Königin von England 132.
Vincke, Frhr. Georg v., Abg. 68, 69.
Vincke, Frhr. v., Ober-Regierungsrat a. D. 68.
Wohsen, Kaufmann 136.
Voigts-Rheke, v., General der Infanterie 55, 97, 98.
Wagner, Hermann, Geh. Regierungsrat 103.
Wagner, Adolf, Professor 103.
Waldersee, Graf, General der Inf., Chef des Gr. Generalstabes 131.
Weber, Seezeugmeister 174.
Wedell-Piesdorf, v., Präsident des Reichst. 116.
Wenzel, v., Gesandter in Hamburg 59.
Westarp, Graf, Rittmeister 94.
Wilhelm, Prinz von Preußen 68.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser, König von

Preußen 24, 25, 28, 29, 30, 32, 33, 34, 35, 37, 38, 41, 42, 44, 45, 46, 48, 49, 64, 74, 90, 100, 105, 107, 114, 116, 117, 118, 135, 164, 165, 166, 182.
Wilhelm, Prinz von Preußen 105, 116.
Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen 118.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen 120, 127, 131, 132, 133, 134, 135, 137, 138, 139.
Wildenbruch, v., Legationsrat 138.
Wilmowski, v., Chef des Zivilcabinetes 20.
Windthorst, Dr., Abg. 129, 130.
Wismann, Major und Afrikareisender 136, 137.
Woermann, Abg. 130.
Wollheim de Fonseca, Redakteur und Schriftsteller 56, 57.
Wrangel, Graf, Feldmarschall 182.
Zeddeler, Baron von, russ. Oberst 48.
Zernicki, v., Polizeilieutenant 25, 31.





Biblioteka Główna UMK



300022098270

